Historische Kommission
für ost- und westpreußische Landesforschung

Altpreußische Forschungen

17. Jahrgang 1940 * Heft 1

Gräfe und Unzer, Kommissionsverlag, Königsberg i. Pr.



Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze. Seite

II. Buchbesprechungen.



Zum Geleit.

Diese Blätter gehen zum ersten Male in das wiedervereinte Preußenland hinaus. Nach zwanzig Jahren drückendster und unwürdigster Fremdherrschaft, deren eingestandenes Ziel die planmäßige Austilgung aller deutschen Züge im Antlitz Westpreußens war, sind die ältesten Ordensgründungen Thorn und Culm, die preußische Festung Graudenz, die vielen deutschen und deutschgebliebenen Dörfer in den Niederungen der Weichsel wieder in das Reich zurückgekehrt, stieg über den ragenden Denkmälern der Hansestadt Danzig die Fahne des neuen Deutschland empor. Nach einem großartigen Siegeszug von wenigen Tagen, während dessen das Weichselland seit den Tagen Napoleons zum ersten Male wieder Kriegsschauplatz wurde, sind die beiden Jahrzehnte seit Versailles verflogen wie ein böser Traum. Der „Korridor," diese unseligste aller geschichtswidrigen Erfindungen des Diktatfriedens von 1919, ist nicht mehr: die Wunde im deutschen Osten zwischen Elbe und Memel ist geschlossen. Das Werk des Deutschen Ordens und Friedrichs des Großen ist wieder aufgerichtet und als Teil einer allgemeinen deutschen Neuordnung Ostmitteleuropas in die umfassendere Einheit Großdeutschlands eingefügt worden, die im gewaltigen Ablauf der geschichtlichen Ereignisse von der Heimholung der Ostmark über die Eingliederung Böhmens und Mährens zur Entscheidung der polnischen Frage so sinnfällig geworden ist.

Solche epochalen Ereignisse bestimmen von Grund auf die landeskundliche Forschung im Preußenlande neu, geben ihren Organen und Veröffentlichungen, unter ihnen auch dieser Zeitschrift, neue Anregungen und andere Verpflichtungen, denen sich niemand entziehen kann, dem der Einsatz wissenschaftlicher Arbeit im großen Geschehen unserer Tage ein innerstes Anliegen ist. Als die Altpreußischen Forschungen vor jetzt mehr als anderthalb Jahrzehnten von der damals neubegründeten Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung ins Leben gerufen wurden, verleugneten sie ihre politische Aufgabe von Anfang an nicht. Sie gingen in ihren Zielen und in ihrem Arbeitsbereich bewußt über die verstümmelten Reichsgrenzen von 1919 hinaus und waren damit bestrebt, den geschichtlichen Raum des alten Ordenslandes, auf dessen Leistung hier alles spätere deutsche Dasein beruhte, lebendig im Gedächtnis zu erhalten. Dies war gewiß eine selbstverständliche wissenschaftliche Voraussetzung jeder landesgeschichtlichen Arbeit auf dem Boden Altpreußens, zugleich aber erhob sich darin kurz nach dem Versailler Eingriff in den Osten der politische Anspruch auf die Wiederzusammenfügung des Landes, das Unverstand und Haß getrennt und Volkstum und Geschichte für einander bestimmt hatten.

Dies hieß nun nicht, daß in den Arbeiten der Historischen Kommission die politische Revisionsforderung immer wieder ausdrücklich behandelt

werden mußte. Wer aber den Vorrat an geschichtlichen — echten und weit mehr noch erdichteten — Argumenten kennt, mit denen der Kampf um den Osten jederzeit von unseren Nachbarn geführt wurde, ermißt, was auch bisweilen scheinbar entlegene landeskundliche Untersuchungen im entscheidenden Augenblick bedeuten konnten. Für diesen Augenblick galt es gerüstet zu sein, gerüstet mit geschichtlichem Wissen von der deutschen Leistung im Osten auch in den kleinen Dingen, wie es leider die landeskundliche Wissenschaft in den Tagen von Versailles noch nicht besaß.

In erster Linie muß dies für den ganzen Umfang aller Forschungen gelten, die sich auf die Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte richten. Immer schon haben die kolonisatorischen Ursprünge der ostdeutschen Landesgeschichte auf diesen Fragenkreis hingewiesen, aber es ist unbestreitbar, daß er erst unter dem Eindruck des Verdrängungskampfes gegen das bodenständige Deutschtum seit Versailles und unter den Einwirkungen des erwachenden völkischen Geistes wirklich in den Mittelpunkt gerückt ist. Wer die Jahrgänge dieser Zeitschrift und alle sonstigen Veröffentlichungen der Historischen Kommission durchblättert, wird finden, wie sehr in ihnen siedlungsgeschichtliche Arbeiten überwiegen. Gewiß handelt es sich hier um den Ausdruck eines ernsten sowohl historischen wie politischen Bedürfnisses, um ein Stück Kampf für das Heimatrecht des deutschen Volkes im deutschen Osten.

Wenn es in einem Kampfe gilt, den Gegner zu kennen, um ihn zu treffen, so sind unsere Altpreußischen Forschungen in e i n e r Hinsicht immer nach dieser Regel verfahren: Die Beobachtung des polnischen Schrifttums gehörte seit langem mit zu ihren wichtigsten Aufgaben. Obgleich sehr oft der reine wissenschaftliche Ertrag einer kritischen Auseinandersetzung mit polnischen Veröffentlichungen verschwindend gering gewesen ist, blieb es doch ihr Grundsatz, diese auch dann nicht zu übergehen. Bewegte sich der Streit doch zumeist um politische Entscheidungen, und ihnen durften wir nicht aus dem Wege gehen.

Solcher Aufgaben ist unsere landeskundliche Arbeit nun enthoben! Soll sie aber nun, ungestört von der auf den Nägeln brennenden politischen Not, in die ruhigeren Bereiche einer unbeschwerten landesgeschichtlichen Forschung zurückkehren? Das widerspräche der Forderung, mit der sie zuerst auftrat und dem Gebot des Kriegs, dem sie heute wie alles andere unterstellt ist. Es widerspräche aber auch vor allen Dingen dem großen geschichtlichen Atem, von dem die neue politische Ordnung im Osten durchweht wird. Die Kleinräumigkeit und Raumzerstörung des Versailler Systems ist abgelöst von einer neuen großräumigen Ordnung. Das enthebt die preußenländische Landesgeschichte der Gefahr, in idyllische Beschaulichkeit zu versinken, die ihr von jeher fremd war. Vielleicht können aus solchen Antrieben Untersuchungen erwachsen, die sich — um nur einiges anzudeuten — die Klärung der vielfältigen Beziehungen von Nordost- zu Südostdeutschland oder die bedeutsame Rolle der preußenländischen Häfen in der modernen Handels- und Wirtschaftsgeschichte Osteuropas zum Ziele setzen wollen.

Auch in manch anderer Hinsicht wachsen uns neue lohnende Probleme zu. Versailles ist Geschichte geworden, aber eben darum geht es erst recht die

Historiker an, die die landesgeschichtliche Zwischenzeit von 1919—1939 nun abgeschlossen und überwunden vor sich haben. Was sie gesamtpolitisch und im besonderen volkspolitisch für den deutschen Osten gebracht hat, wird sich erst nach zahlreichen Einzelforschungen ganz überblicken lassen.

Daneben erwächst uns die besonders vordringliche Aufgabe, die neuen Ostgebiete im Süden Ost- und Westpreußens dem allgemeinen Bewußtsein näher zu rücken. Hier wird immer der Hinweis auf den mehrfachen Einstrom deutscher Leistung von der Ordenszeit bis zum Weltkrieg im Vordergrund stehen können, in erster Linie aber die kurze neuostpreußische Periode von 1795—1807, deren Nachwirkungen bis zum heutigen Tag erstaunlich tief sind. Die inneren Voraussetzungen für eine zusammenfassende Darstellung der Verwaltungs- und Aufbauarbeit Neuostpreußens und ihres großen Leiters Schrötter sind kaum jemals so günstig gewesen wie heute.

Für solche weitgespannten Pläne wird sich in dieser Zeitschrift nicht immer genügend Raum finden: sie gehen die ganze Landesgeschichte an. Immerhin werden dabei die Altpreußischen Forschungen wie bisher eine Art Spiegel dessen sein, was in Landesgeschichte und Landeskunde allgemein geplant und gearbeitet wird. Dies ist im Rahmen des Ganzen ihre besondere Aufgabe und ihr eigenster Bereich. Die überlieferten und die neu hinzukommenden Arbeitsziele werden, wie bisher, dem Gesamtraume des einstigen Ordensstaates und der preußischen Provinzen Ostpreußen und Westpreußen, sie werden dem ganzen Preußenlande, dem Pregelgau wie dem Weichsellande gewidmet sein.

Wenn die Altpreußischen Forschungen nun unter ernsten und erhebenden Voraussetzungen in ihr 17. Jahr eintreten, werden sie, wie wir hoffen, davon Zeugnis ablegen können, daß sie die große Stunde des deutschen Ostens nicht an sich vorübergehen ließen, ohne manchen Schritt in ein Neuland zu wagen. Sie werden dies mit der Sachlichkeit und Redlichkeit tun, um die sie sich bisher bemüht haben, zugleich aber mit der Liebe zu Führer, Volk und Heimat, die die Ehre der deutschen Wissenschaft in dem großen Daseinskampf des Reiches ist.

Max Hein. Erich Keyser. Theodor Schieder.

Architektonische Studienfahrten durch das ehemalige Polen.

Von Bernhard Schmid.

I.

Als der deutsche Ritterorden im 13. Jahrhundert seinen Staat zwischen Weichsel und Pregel schuf, war er rings von undeutschen Völkerschaften umgeben, von den Pomoranen, den Kujawiern und Masowiern — diese drei slawischen Blutes —, und von den Jadzwingen, Samaiten und Litauern. Staatliche Zusammenschlüsse waren bei den Slawen unter Führung der Polen schon erfolgt, das Land der Pomoranen aber, seit 100 und mehr Jahren selbständig, wurde 1309 dem Ordensstaate angefügt; bei den östlichen Völkern entstanden um 1300 festere staatliche Formen. Überall ist es aber das deutsche Volk, das diesen Nachbarn die Predigt des Christentums und deutsche Kulturgüter bringt, und diese Bewegung hielt während des ganzen Ablaufs der Geschichte an, wenn auch in verschiedener Stärke. Besonders wichtig sind die Zeiten des 12.—14. Jahrhunderts, weil sie die Grundlage der späteren Entwickelung gelegt haben.

In dem alten Herzogtum (Ost-) Pommern, das staatsrechtlich von Polen unabhängig war, sind das Kloster Oliva und die deutsche Stadt Danzig Zeugen dieser Kulturarbeit, die zunächst unmittelbar vom Westen ausging. In Großpolen, in Gnesen, Kruschwitz, Posen, finden wir ebenfalls Deutsche aus Sachsen oder Thüringen, in die übrigen Länder hat der Deutsche Orden Baumeister entsandt. Hierfür haben wir einige urkundliche Belege.

1. Radike, ein Maurer zu Königsberg, hatte 1414 oder früher, Bauarbeiten für den Großfürsten Witold von Litauen übernommen. Hierüber findet 1414 ein Schriftwechsel zwischen dem Hochmeister und Witold statt, der im Staatsarchiv Königsberg liegt. Vgl. des Verfassers „Baumeister im Deutschordenslande Preußen," Halle (Saale) 1939, Seite 17.

2. Der Bischof Johannes von Kujawien erbittet sich im Jahre 1418 vom Hochmeister einige Maurer, wohl für seinen Dom, oder die Stiftsgebäude in Leslau. Vgl. die Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins, 32, Danzig 1933, Seite 3. Diese beiden Nachrichten fallen in die kurze Zeitspanne zwischen den Kriegen von 1414 und 1422.

3. Zwei Danziger Maurer, die Meister Peter und Niclas, sind 1473 beim Bau der Johannis-Kirche in der masowischen Herzogsstadt Warschau beschäftigt. Die Belegstellen bringt Th. Hirsch in seiner „Handels- und Gewerbegeschichte Danzigs" Leipzig 1858, Seite 321. Diese drei urkundlichen Nachweise fallen noch in die Ordenszeit.



Übersichtskarte von Preußen u. Masowien. 1:4 000 000

4. Im Jahre 1515 wurde der „carpentarius seu magister Architectorie Almanus", der sich in Warschau aufhielt, nach Plock berufen zur Wiederherstellung der Domkirche. W. Luszczkiewicz in der Zeitschrift Sprawozdania Komisy do badania history sztuki w Polske. Tom V. Heft IV. Krakau 1896.

5. Stadtbaumeister von Wilna war von 1595—1622 Peter Naunhart, ein Deutscher. Im Jahre 1640 baute der Maurermeister Balthasar Heckler das deutsch-katholische Krankenhaus zu Wilna. Am Kamaldulenser-Kloster „mons pacis", heute Pozajscie, bei Kauen, das ein italienischer Baumeister baute, war ein deutscher Steinmetz, Nicolaus Wolscheid aus Trier tätig gewesen, der am 8. Juni 1676 starb, und in der Bernhardiner-Kirche zu Kauen begraben wurde. Die Nachweise bringt mein Aufsatz: „Deutsche Steinmetzen in Litauen," in der „Denkmalpflege" 20, Berlin 1918, Seite 106. Entsprechend dem dürftigen Stande der Urkundenüberlieferung sind es nur wenige Namen und Personen, aber sie beweisen doch, daß wirklich Deutsche als Baumeister nach Masowien und Litauen gelangt sind.

Masowien war auch das Land eines selbständigen slawischen Volksstammes, der aber schon früh unter die Botmäßigkeit des polnischen Fürstenhauses der Piasten geriet. Kasimir I., der Restaurator (1040—1058), unterwarf sich mit Hilfe des deutschen Königs Heinrichs III. Polen, und nach 1043 auch Masowien. Kasimirs Sohn und Enkel, unter letzteren Herzog Boleslaw III Schiefmund, blieben im Besitz des Landes. Boleslaw, gest. 1138, teilt seine Länder unter seine Söhne, ein Vorgang, der sich in der Geschichte Polens noch öfter wiederholt hat und zur Schwächung der Staatsgedanken beigetragen hat. Masowien erhielt Boleslaw IV, dann dessen Sohn, und schließlich 1207 Konrad, dessen Vater Kasimir II, der Gerechte, der jüngste Sohn Boleslaw III. gewesen war. Mit Konrad entsteht nunmehr das masowische Herzogshaus, das sich über 300 Jahre, bis 1526, im Besitze Masowiens behauptet hatte. 1351 unterwarf es sich der Lehnshoheit Polens, mußte es aber erleben, daß es nach dem Erlöschen der jüngeren Linie des Piastenhauses[1]) mit König Kasimir III, dem Großen, 1370 nicht zur Nachfolge in Polen berufen wurde. Konrad, der von 1207 bis 1247 regierte, ist es gewesen, der 1225 den Deutschen Orden nach Preußen rief, und dadurch den Anstoß zu einer Entwickelung von weltgeschichtlicher Bedeutung gab[2]). Durch ihn wurden 1234 die Dominikaner nach Plock gerufen, 1237 erhielt dieser Ort deutsches Stadtrecht. Deutsche Bauern wurden auch in dem Land angesiedelt. 1228, noch ehe der deutsche Orden seinen Kampf begonnen hatte, schenkte er einem anderen Ritterorden, den der Bischof Christian von Preußen gestiftet hatte, die Burg und das Land Dobrin; schon nach sieben Jahren mußte freilich dieser kleine Orden sich den Brüdern des deutschen Ordens anschließen, nur ein kleiner Rest blieb noch bis 1240 selbständig. Bischof von Plock war damals Günther, 1227 erwählt, in dem wir nach seinem Namen einen Deutschen sehen müssen. In allen diesen Vorgängen

---

1) Wladislaw Ellenlang, 1306 Herzog, 1320 König von Polen, war auch ein Enkel des Herzogs Konrad von Masowien gewesen; sein Sohn war König Kasimir III.

2) Ob, und in wieweit Hermann von Salza hier nach eigenen Ideen handelte, denen Herzog Konrad nur entgegenkam, ist noch nicht untersucht.

liegt die Vorbedingung für das Eindringen deutscher Kultur in die „Masau", die aber ihren sichtbaren Ausdruck nur in Monumentalbauten finden konnte.

Im 14. Jahrhundert hatte Masowien die drei Verwaltungsbezirke (Woiwodschaften oder Palatinate) Plock, Czersk, und Rawa. In Plock waren die wichtigsten Residenzen der Herzöge und der Bischöfe von Masowien. Zum Palatinat Czersk gehörten Wyszogrod an der Weichsel, Ciechanow und Ostrolenka, auch Warschau. — Westlich von Masowien lag Kujawien mit den Hauptorten Kruschwitz, Hohensalza (Inowraclaw = Junovladislavia, d. h. Jung-Leslau) und Leslau (Wloclawek), das im 13. Jahrhundert dem Herzoge Konrad von Masowien gehörte. Der Bischof von Kujawien saß seit etwa 1160 in Leslau am linken Weichselufer, nur sechs Meilen unterhalb von Plock gelegen, die Weichsel galt hier als die Grenze der beiden Landschaften. Es blieb aber das politische Übergewicht bei Masowien, seine beiden Hauptorte Plock und später Warschau wurden die kulturellen Mittelpunkte, begünstigt durch die Lage an dem großen Strome, der Weichsel. Die politischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden und Masowien waren sehr rege, besonders in dem Gründungszeitalter des Ordensstaates[3]). Hatten doch die Grenzkämpfe zwischen den noch heidnischen Preußen und den seit mehr als zweihundert Jahren christlichen Masowiern den Anlaß zur Berufung des Ordens gegeben. Herzog Konrad machte dem Deutschen Orden die Schenkung des Kulmer Landes, worüber wir die drei Urkunden vom 23. April 1228 (zu Beze), vom Jahre 1230 und noch eine vom Juni 1230 (zu Kruschwitz ausgestellt), besitzen[4]). Gegenüber dem ausgedehnten Altbesitz des Herzogs von Masowien und Kujawien bedeutete diese Abgabe einer kleineren Landschaft, die er tatsächlich gar nicht in seiner Gewalt hatte, keinen Verlust, sie war umgekehrt, sogar ein Gewinn für ihn, denn sie brachte ihm allmählich sichere und ruhige Grenzen für sein Stammland. Tatsächlich wurde der Orden vom Herzog und vom Bischof von Masowien auch fernerhin unterstützt. Die neue Ordensgründung konnte sich sehr rasch entwickeln, schon im Dezember 1233 stellte der Orden Handfesten für die deutsche Bürgerschaft der Städte Thorn und Kulm aus, und um 1250 beginnt hier der Monumentalbau von Burgen und Stadtkirchen. Die Auswanderung deutscher Baumeister nach Masowien werden wir erst etwas später, um 1300 ansetzen können. Ein zweiter Kulturstrom war von der Mark Brandenburg, insbesondere der Neumark aus nach Osten, nach Großpolen gegangen. Landsberg a. W., dessen Pfarrkirche noch als frühgotische Basilika um 1260 entstanden war[5]), scheint ein Ausgangspunkt gewesen zu sein. So kommt der Backsteinbau auf zwei Wegen, die sich etwa bei Warschau treffen, ins Land. Die romanischen Bauten bevorzugen noch den Naturstein, so St. Marien zu Hohensalza und der Dom zu Plock. Das Neue ist dann der Backsteinbau, den schon die spätromanischen Türme von Czerwinsk haben, oder die Klosterkirche in Paradies (Tochter

---

[3]) Vgl. hierzu Perlbach, Preußisch-polnische Studien I u. II. Halle 1886.

[4]) Philippi, Preußisches Urkundenbuch, polit. Abt. I, Königsberg i. Pr. 1882, Nr. 64, 75 u. 78. Den Nachweis der Echtheit führt August Seraphim in den Forschungen zur Brand. u. Preuß. Geschichte 19. Leipzig 1906 in dem Aufsatz „zur Frage der Urkundenfälschungen des Deutschen Ordens".

[5]) Königk, die Pfarrkirche St. Marien in Landsberg a. W., ebenda 1925.

von Lehnin). Die Baukunst des Deutschen Ordens dringt hauptsächlich nach Masowien, und z. T. nach Kujawien ein. Die Weichsel erwies sich von Warschau an bis nach Marienburg und Danzig als die große Straße, welche den Verkehr beider Länder vermittelte[6]). Weichselfahrer treffen wir aller Orten an. In Thorn hatten die Weichselfahrer die Barbara-Kapelle der Johanniskirche; in Marienburg wird 1444 das Seelgeräte der Schiffleute in der Pfarrkirche erwähnt (Schöffenbuch). Die Weichselfahrer von Elbing besaßen um dieselbe Zeit einen Altar in St. Marien (Toeppen, Elbinger Antiquitäten II, 1872, S. 118). Den Danziger Handel mit Polen hat Th. Hirsch in seiner Handels- und Gewerbegeschichte Danzigs, Leipzig 1858, S. 172—189, eingehend dargestellt, er reichte bis Sandomir und Krakau, berührte aber auch die Binnenstädte, wie Brest i. Kujawien, oder Zichenau. Zwei politische Vorgänge waren hier entscheidend, erstens die Besetzung dieser Länder durch den Orden im Kriege von 1327—1343, und dann der wiederholte Besitz des Landes Dobrin, das eigentlich zu Masowien gehörte, aber als selbständiger Distrikt oft Gegenstand des politischen Handels war. Des Ritterordens von Dobrin war schon oben, S. 6, gedacht. Die Lage dieses Landes südlich vom Kulmer Lande und von dem Ordensanteil der Michelau, westlich durch die Weichsel begrenzt, erleichterte das Eindringen deutscher Kultur.

Am 3. April 1329 schenkte König Johann von Böhmen, aus dem Hause Luxemburg, dem Orden das halbe Dobriner Land.

Caro[7]) II 135, Voigt[8]) IV 434.

Im März 1330 kaufte der Orden die andere Hälfte vom König von Böhmen für 2800 Schock böhmischer Pfennige.

Staatsarchiv Coblenz Abt. 55, A 2 Nr. 2.
(jetzt in Königsberg.)

Im Frieden von Kalisch, Juli 1343, wurde Dobrin vom Orden an den König von Polen abgegeben. Neun Jahre später, 1352, versetzte aber König Kasimir von Polen Dobrin wieder an den Orden, jetzt für 8000 Schock böhmischer Groschen.

Caro II. 293, Voigt V 105.

Der Zeitpunkt der Einlösung läßt sich nicht genau ermitteln, fällt aber wohl in die Jahre 1364—1370. Besitzer von Dobrin wurden nacheinander Herzog Kasimir von Pommern-Stettin, der Enkel des Königs Kasimir, dann die Witwe des Herzogs, Herzog Wladislaw der Weiße und schließlich Herzog Wladyslaw von Oppeln. Dieser verpfändete im Mai 1391 Zlotterie an den Orden.

Voigt cod. dipl. Pruss. IV, S. 108.

Am 28. Juli 1392 verpfändete der Herzog von Oppeln das ganze Land Dobrin an den Orden, der damit zum dritten Male in den Besitz des Landes gelangte. Zur Verwaltung wurden Vögte in Beberen eingesetzt, von denen drei namentlich bekannt sind; vgl. Ziesemer das große Ämterbuch des Deutschen Ordens, 1921, Seite 466—471. Auch das Treßlerbuch enthält zahl-

---

[6]) Ehrenberg, Gesch. d. Kunst i. Gebiete der Prov. Posen, Berlin 1893, S. 96.
[7]) Jacob Caro, Geschichte Polens 2, Gotha 1863.
[8]) Joh. Voigt, Geschichte Preußens, IV. Band, Königsberg 1830.

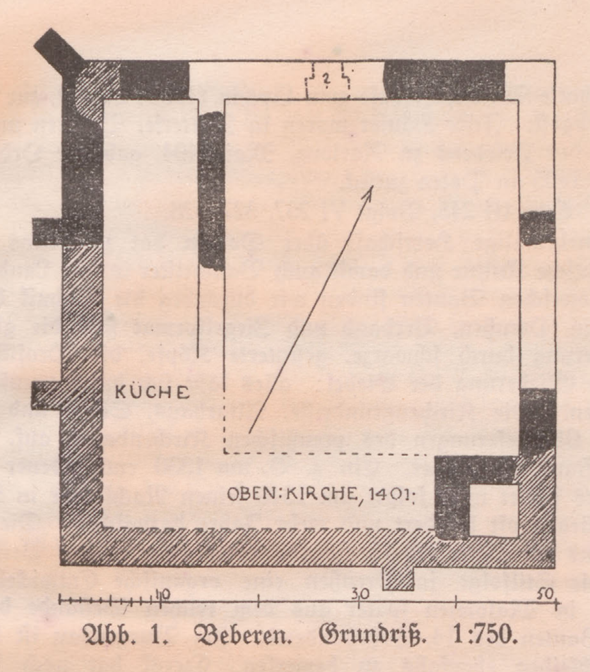


Abb. 1. Beberen. Grundriß. 1:750.

reiche Angaben über das Land zu Dobryn, mit den Städten Lypchen und Rippyn. Zu den Anhängern des Ordens gehörte Herr Ywan, 1398 Marschall zu Dobryn, seit 1402 als Ywan von Redemyn bezeichnet, 1407 noch am Leben; 1408 wird Niclas von Dobryn, Herrn Ywans Sohn genannt.

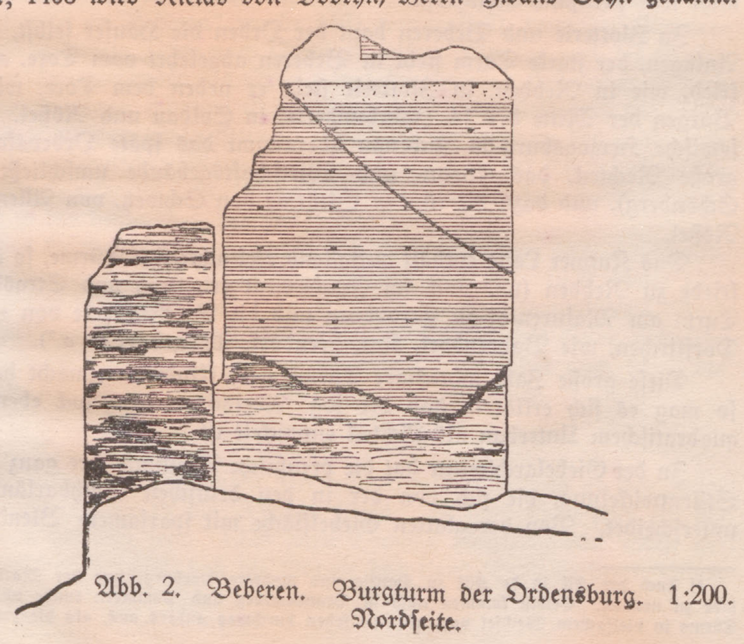


Abb. 2. Beberen. Burgturm der Ordensburg. 1:200. Nordseite.

Der Orden hatte Wirtschaftshöfe zum Lipchin (1939: Lipno), zur Cholmnicz und zu Trzebgost. Feste Häuser waren in Zlotterie, Beberen und Dobrin. In Verfolg des Friedens zu Racionz, Mai 1404, gab der Orden Dobrin am 11. Juni 1405 an Polen zurück.

Caro III 245, Voigt VI 267. 327—28.

Diese mehrmalige Herrschaft über Dobrin hat zweifellos dazu beigetragen, deutsche Kultur und damit auch Baumeister in das Land zu ziehen. In den masowischen Bauten finden wir durchweg die Technik des Ziegelbaues, wie in Preußen, Verband und Ziegelformat sind die gleichen, die Rautenmusterung durch schwarze, gesinterte Köpfe, die Profilierung der Portale, die Gliederung der Giebel: alles läßt sich durch preußische Vorbilder belegen. Die Kirchengrundrisse, Altarhaus, Schiff und Westturm nehmen die Überlieferungen des preußischen Kirchenbaues auf. Nur der zeitliche Abstand ist größer. Ein z. B. um 1330 entstandener Bau des Kulmerlandes findet nicht sofort um 1340 seinen Nachfolger in Masowien, sondern es liegen oft hundert und mehr Jahre dazwischen. Die Kirche zu Nieszawa aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, ist ein gutes Beispiel dafür. Während die Stilfolge in Preußen eine organische Entwickelung zeigt, schöpft man in Masowien später aus dem reichen Bestande der ordensländischen Bauten des 14. Jahrhunderts. Im Burgenbau ist dieses zeitliche Zurückbleiben ebenfalls zu bemerken. Czersk hat noch Mitte des 14. Jahrhunderts den Grundriß des unregelmäßigen Vielecks und drei hohe, künstlerisch wie Bergfriede wirkende Türme. Der Torturm über dem Torwege hätte sein Vorbild in Roggenhausen, sonst ist hier die Architektur nicht sehr preußisch beeinflußt.

In Zlotterie und Beberen baut der Orden die Häuser selbst, rechteckige Anlagen, der starke Turm steht in Beberen abgekehrt vom Tore, als Bergfried, wie in Rehden, in Zlotterie steht er neben dem Tore, wie in den Burgen der Mitte des 14. Jahrhunderts, in Soldau und Rößel. Die masowische Herzogsburg in Zichenau übernimmt das späte Ordenskastell, das große Rechteck, das Wohn- und Wirtschaftsgebäude umschließt (wie in Schönberg), und dazu die runden Ecktürme von Schwetz, von Allenstein und Rößel.

Das Kulmer Land enthält auffallend viel achteckige Türme, so die Bergfriede zu Rehden (nur noch im Fundament erhalten) und Strasburg, den Turm am Masurentor zu Strasburg und die Glockentürme von etwa sechs Dorfkirchen, wie Bahrendorf, Kgl. Neudorf, Wimsdorf u. a.[9]).

Diese große Zahl achteckiger Türme muß Eindruck gemacht haben, und so mag es sich erklären, daß der sog. Adelsturm in Plock ebenfalls auf quadratischem Unterbau als Achteck entwickelt ist.

In der Giebelarchitektur hat die preußische Baukunst ihre ganz bestimmte Stilentwickelung, die sich von der in den deutschen Nachbarländern sehr unterscheidet. Von der glatten Giebelfläche mit sparsamem Blendenschmuck

---

[9]) Auch der Kik in de Käk zu Danzig und mehrere Vorburgtürme der Marienburg sind hier zu nennen. Gewiß kommen auch in Brandenburg und Pommern runde und vierseitige Türme in vielfachem Wechsel vor, aber sie sehen durchweg anders aus, als die preußischen.

geht die Gestaltung zur Aufteilung in mehrere Geschosse und lotrechte Streifen, und zu Blendenreihen, die wie Wohnhausfenster die Fläche überspinnen. Diese letzte Form ist nur in Masowien vorherrschend. Die Abb. bringen Beispiel aus Czernice, Nieszawa, Praschnitz und Zichenau.

Der architektonische Atlas von Polen, von Paul Juckoff-Skopau[10]), bildet solche Giebel aus Kleczkow (Kr. Ostrolenka), und in Kujawien aus Brest und Kazimierz (Kr. Slupca) ab, doch ist ihre Zahl viel größer. Die Türme stehen in der Regel vor der Westfront, wie bei den Dorf-Kirchen des Ordenslandes, doch werden die Kirchen öfters auch turmlos gebaut, wie die ältesten Kirchen im Kulmer Lande. Der etwas später hinzugefügte massive Glockenturm oder auch nur hölzerne Glockenstuhl (z. B. in Brest), steht dann abseits. Der reiche Blendenschmuck der Türme geht gleichfalls auf ordensländische Bauweisen zurück. Zuweilen kommt die Sicherung der Turmecken durch Eckstrebepfeiler vor, so an St. Marien zu Warschau, sie ist in Beziehung zu setzen mit den Türmen zu Subkau, Sczepanken, Mockrau u. a. Alle diese Einzelheiten sprechen für die Abhängigkeit der mittelalterlichen Baukunst in Masowien und Kujawien von der des Ordensstaates. Einige wichtigere Denkmäler sind im nachfolgenden beschrieben.

Beberen.

Im Lande Dobrin war Beberen der Amtssitz der Vögte des Deutschen Ordens. Das Haus liegt auf einer einsamen Insel in der Weichsel, etwa 37 km oberhalb von Thorn. Ein Mauerviereck von 46 m Seitenlänge umschloß die Burganlage. Den Westflügel bildete das Haus des Vogtes, in welchem dann auch die Küche lag. Das „Gebäude zwischen der Küchen und dem Turme zu Beberen" wurde 1401 fertiggestellt, denn der Zimmermann erhielt in diesem Jahre noch 17 Mark dafür. Hier lag auch die Kirche, die von dem Priesterbruder des Ordens versehen wurde. Erkennbar ist noch die allgemeine Anlage, erhalten ist die Stützmauer des West- und des Südflügels aus mächtigen Granitsteinen. Vom Hauptturm in der Südostecke steht noch ein ansehnlicher Mauerklotz von 13 m Höhe, der die ursprüngliche Anlage noch gut erkennen läßt. Ziegelformat 9:13:27 cm, sehr solide Mauertechnik, wie in der besten Zeit der Ordensbaukunst.

Vgl. das Große Ämterbuch, her. v. W. Ziesemer, Seite 469. — Schmid, Bau- und Kunstdenkmäler der Ordenszeit in Preußen I. 1939, Seite 126. Eine Abbildung aus dem Jahre 1854 bringt Franz Brandstäter's Buch „die Weichsel" zu S. 394. Der Ruinenbestand hat sich seit dieser Zeit sehr vermindert, durch die Hochwasser des Weichselstromes, aber auch durch die Nachlässigkeit der russischen und der polnischen Regierungen.

Brest,

(neupolnisch Brzesz in Kujawien), ein ansehnliches Städtchen an der Zalowioncka, die bei Leslau in die Weichsel fließt. B. muß schon früh ein befestigter Platz gewesen sein. 1228 wird Thomas Kastellan von Brest genannt. Jeroschin berichtet, daß die Litauer das Land Brest verheert hätten,

---

10) Berlin 1921.

zuerst 1273—1279, dann nochmals um 1292. In dem großen Kriege, der 1327 zwischen dem Orden und Polen ausbrach, wurde Kujawien seit 1329 vom Orden erobert, z. T. verheert, dann aber auch in eigene Verwaltung genommen. Die Stadt Brest wurde 1329 vom Orden abgebrannt, 1331 wird aber schon ein commendator Brestensis erwähnt; in dieser Zeit muß die neue Anlage der Stadt mit dem großen, quadratischen Marktplatz erfolgt sein. Die Burg blieb aber wohl erhalten, sonst wäre hier nicht ein Komtur eingesetzt, der wohl bis zum Friedensschluß von Kalisch 1343 hier blieb. 1435, am 31. Dezember, wurde in Brest der Frieden zwischen dem Orden und dem König von Polen abgeschlossen, unter den Zeugen befinden sich der Kastellan und noch fünf andere Würdenträger von Brest.

Scriptores rer. Pruss. I. II. Leipzig 1861—1863
Register, unter Brisk.
Weise, Staatsverträge I. Königsberg 1939, S. 211 u. 212.

Die Pfarrkirche ist eine dreischiffige, vierjochige Hallenkirche, mit zweijochigem, gerade geschlossenen Chor; an den Ecken stehen diagonal gestellte Strebepfeiler. Das ist unter Fortlassung der Türme der Grundriß der Pfarrkirche St. Katharinen zu Strasburg. Auch die Turmlosigkeit hat ihre Vorbilder an kleineren Pfarrkirchen des Kulmerlandes und an der Pfarrkirche zu Preuß. Stargard. Die Gewölbe stammen wohl aus neuerer Zeit. Das Ziegelformat 9:12:26 cm nähert sich den Abmessungen der Steine in St. Jakob zu Thorn, auch die grüne Glasur des Westportals wird dort ihr Vorbild haben. Der fünfmal wiederholte Portalstein ist mit einer Kehle zwischen zwei Rundstäben profiliert, dieser Profilstein kommt in Preußen öfters vor, so an den Pfarrkirchen zu Strasburg und Graudenz. Der Ostgiebel ist gestaffelt, mit sieben Feldern, ohne Querteilung, also noch in älterer Art entworfen. Ähnlich ist der Westgiebel aufgebaut, doch ohne Staffeln, mit Giebelschräge. Wenn auch die Einzelheiten sehr stark restauriert sind, so scheint doch die Anlage alt zu sein. Der Bau kann noch in den Zeiten der Besetzung durch den Orden, um 1331, begonnen und dann im Sinne des ersten Baumeisters fortgeführt worden sein. Diese Entstehungszeit würde auch das Fehlen des Turmes erklären. Der Orden betrachtete Türme als Verteidigungsanlagen und hat sie hier deshalb nicht zugelassen.

Die Dominikaner-Kirche ist ein urspr. einschiffiger Bau von fünf Jochen, die beiden westlichen sind aber schon früh durch schmale Anbauten zur Dreischiffigkeit erweitert. Die Klostergebäude liegen auf der Nordseite, sind aber wohl neueren Datums. In der Südfront, im westlichsten Joche, befindet sich das Hauptportal für den Zugang von der Stadt her. (Abb.). Alle Elemente der Architektur weisen auf die Frühzeit des 14. Jahrhunderts hin; eine bescheidene Vorhalle, deren steile Dachspur noch erhalten ist, muß später angebaut gewesen sein. Steinformat beträgt 9,5:13:28 cm, fast genau so, wie am Chor vor St. Johann zu Thorn (13. Jahrh.), auch die Rundblende gehört zu den Merkmalen der frühen Architektur des Kulmer-Landes.

In der Kirche befindet sich das sehr schöne Bronze-Epitaph des Raphael von Leschno, Kastellans von Posen, Hauptmanns zu Brest und Marschalls

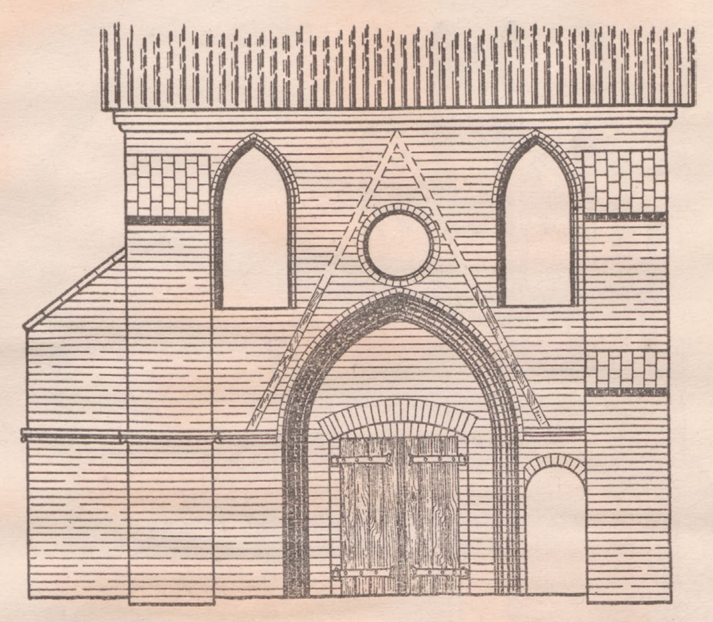


Abb. 3. Portal der Dominikaner-Kirche zu Brest. 1:100.

des Königs, gestorben 28. Juni 1501. Ein Rundschild von 60 cm Durchmesser hat außen den Schriftrand, innen das Wappen mit durchbrochen gegossenen Helmdecken. Wohl Nürnberger Arbeit.

Czernice Borowe,

Dorf im Kreise Praschnitz gelegen, 18 km, nnw. von Zichenau. Der Ostgiebel hat noch die Anlage der älteren Giebel des Ordenslandes, die gekuppelten Rundbogenblenden weisen aber auch auf das 16. Jahrh. hin, vgl. die Kirchen zu Pienonskowo bei Mewe, 1592, und zu Wittenburg, Kreis Briesen.

Kurz erwähnt von Juckoff-Skopau, S. 191.

Czersk,

an der Weichsel, 36 km oberhalb von Warschau, war schon in der Frühzeit des 13. Jahrhunderts Mittelpunkt eines Teilgebietes von Masowien, der „terra Cirnenses“, (poln. Czyrsk). Herzog Konrad I. (1207—1247) hatte hier eine Burg, deren Umrisse in dem unregelmäßigen Verlauf der Ringmauern noch heute zu erkennen sind. Der erhaltene Bau, namentlich die Türme werden aber dem Wiederherstellungsbau entstammen, den Herzog Ziemowit (1341—1381) um 1350 errichten ließ[11]).

---

11) K. Kozlowski, „Czersk“, S. 537 in der Geschichte Masowiens, von F. Kozlowski, Warschau 1858.

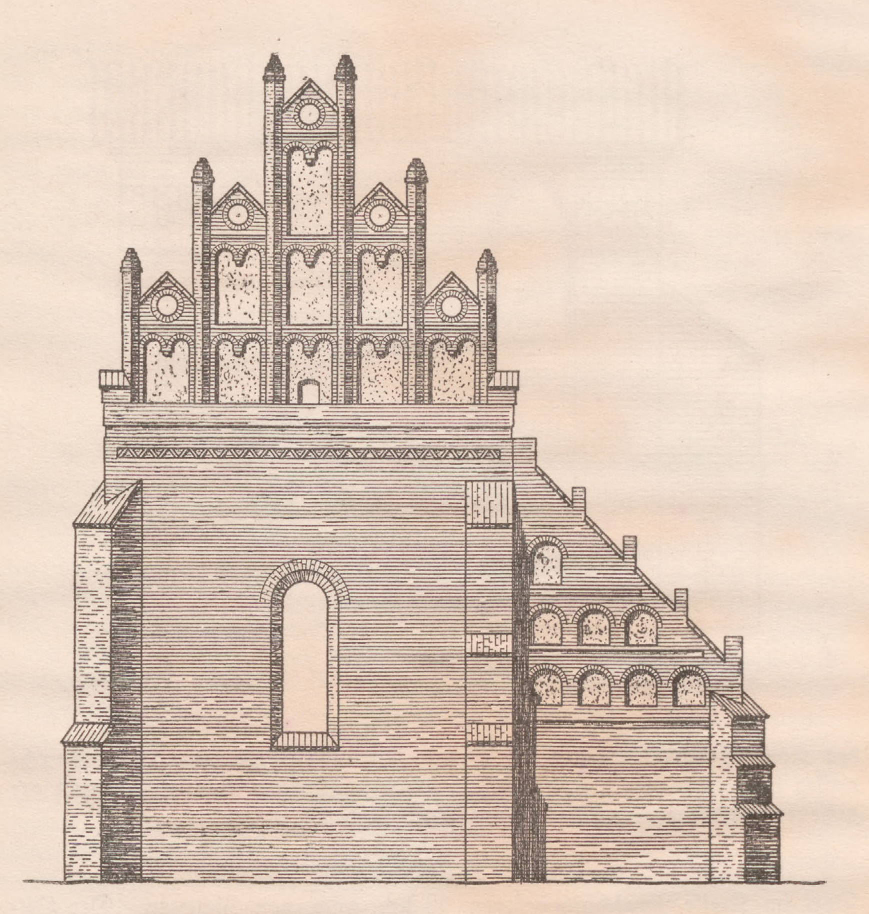


Abb. 4. Pfarrkirche in Czernice-Borowe. M. 1:200.

Die Burg liegt auf einem isolierten Hügel am Höhenrande des hier sehr breiten Weichseltales, doch 2 km vom Strombette entfernt. Die Ringmauern bilden ein unregelmäßiges Vieleck. Zwei kräftige Rundtürme decken die Ost- und die Westseite, im Norden steht der quadratische Torturm, der jetzt durch eine massive Brücke von zwei Bögen zugänglich ist; die dritte Öffnung könnte die Zugbrücke gehabt haben, doch fehlen jetzt am Tor die Vorkehrungen zum Aufwinden der Brückentafeln. Das Haus lag wohl an der Westseite, die Kapelle stand frei im Hofe, geringe Fundamentreste sind erhalten. Kellerreste sind auch südlich vom Ostturm erhalten, deuten aber nur auf Wirtschaftsgebäude hin. In den Türmen sind Türen zu den Wehrgängen angelegt, es war also ein vollständiger Rundgang möglich. Die Ringmauer ist zu beiden Seiten des Torturmes noch gut erhalten, sonst stark verstümmelt. Außen fehlt ein Parcham oder Graben, der steile

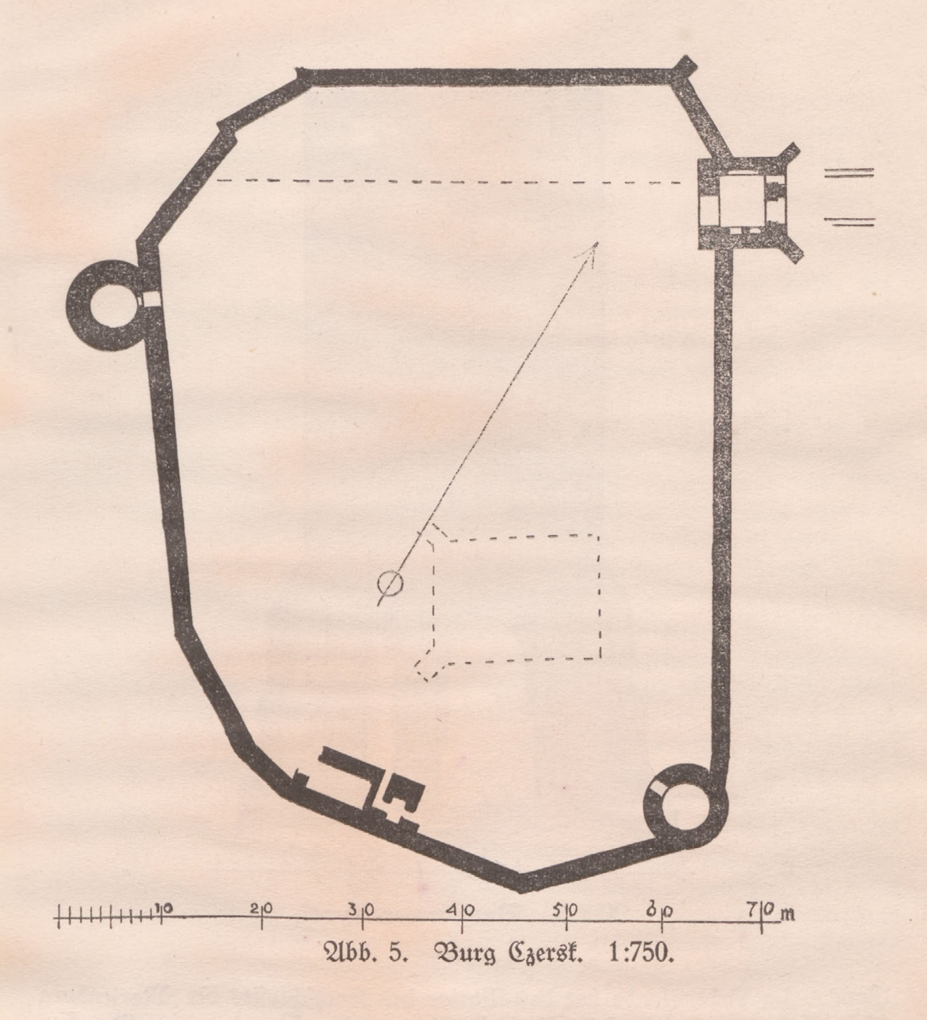


Abb. 5. Burg Czersk. 1:750.

Abhang ist Schutz genug. Der Torturm ist besonders sorgfältig ausgeführt, in den oberen Geschossen heizbar, zugänglich durch Wandtreppen.

Die Mauertechnik und das Ziegelmaterial sind hervorragend; schwarz gesinterte Ziegel in Rautenmusterung schmücken die Front, alle Rüstlöcher sind offen geblieben. Verband: teilweise zwei Läufer und ein Binder, sonst mit e i n e m Läufer. Die Ziegel sind kurz und auffallend dick, 10:12:27 cm groß.

Die Torbögen sind ausgebrochen, nur die großen Portalblenden sind jetzt als Toröffnung erhalten; es war also ein Motiv der Ordensbaukunst von ca. 1280—1330 übernommen.

Bemerkenswert ist die Anlage der schmalen Fußgängerpforte neben dem großen Tore, diese Bauweise findet sich überall zerstreut, aber nicht gerade häufig, und dann zumeist an den Vortoren der Zwinger. Von bekannteren Beispielen nenne ich Burghausen a. d. Salzach, Hornberg a. Neckar, und

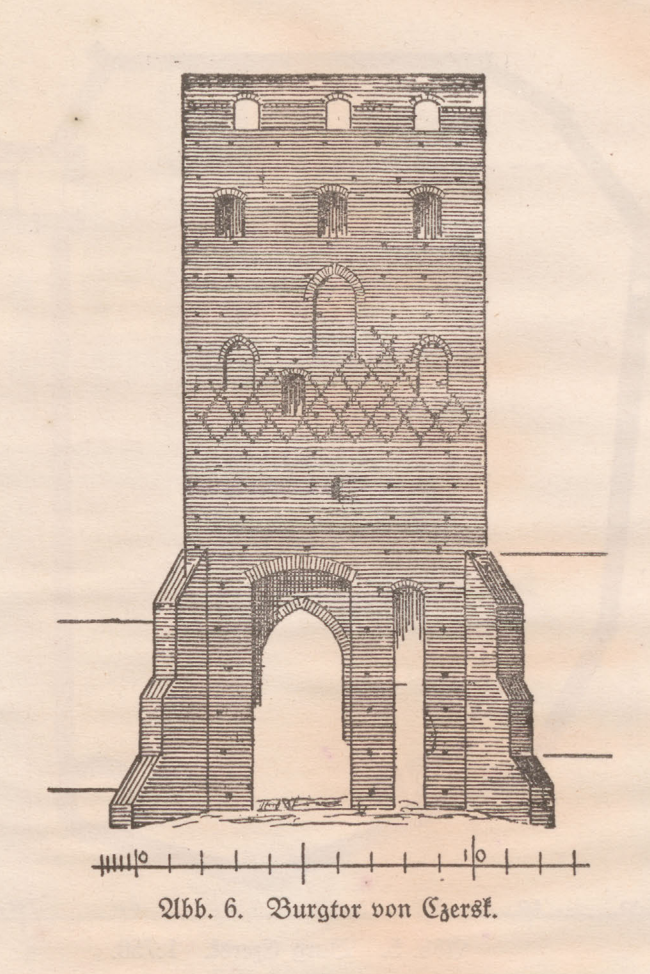


Abb. 6. Burgtor von Czersk.

Zons. Im Ordenslande hat das Vortor des Hochschlosses der Marienburg diese Anlage, und jedenfalls ist diese Eigenart der Burgtore von Preußen aus nach Masowien gelangt.

Die landschaftliche Lage dieser Burg ist unvergleichlich schön, man genießt hier einen weiten Ausblick in das Weichseltal.

Dobrin.

Zur Geschichte des Ortes s. o. die Einleitung. Die Burg war schon im Beginn des 13. Jahrhs. ein wichtiger Platz, sie lag am rechten Weichselufer, 27 km unterhalb von Plock. Der Volksmund kennt nur den Burgberg, wo einst die Burg stand, heute deckt Rasen die Stätte. Man hat hier aber einen herrlichen Rundblick auf das Weichseltal, von Plock, dessen Türme in der Ferne schimmern, bis nach Leslau.

Die Stadt zeigt den Grundriß der Kolonialstädte mit rechteckigem Marktplatz.

Die Pfarrkirche, ein Saalbau, mit drei Seiten des Achtecks geschlossen, hat noch einen gotischen Kern, sie ist aber Anfang des 19. Jahrhunderts verputzt, mit antiken und romanischen Formen „verschönert," so daß der Eindruck eines alten Bauwerkes verwischt ist.

Leslau,

(poln.: Wloclawek, lat. Vladislavia). Das Bistum Kujawien wurde von Boleslaw II dem Kühnen, von Polen (1058—1079) gegründet, zunächst mit dem Sitz in Kruschwitz am Goplo-See. Bischof Onoldus, ein geborener Italiener (1157—1160), verlegte seinen Sitz nach Leslau, am linken Ufer der Weichsel, zwar am östlichen Rande seines Sprengels, doch in besserer Verkehrslage gelegen. Der erste Ziegelbau des Domes, unmittelbar an der Weichsel, wurde von dem Bischof Michael, der hier 1258 beigesetzt wurde, errichtet. Ostpommern, das spätere Pommerellen, wurde noch vor 1148 dem Bistum Kujawien zugeteilt, als selbständiges Archidiakonat Pommerellen tritt es schon 1240 auf. Dadurch war eine Verbindung entstanden, die in der Folgezeit wichtig wurde, als Danzig eine kulturell führende Stadt und Pommerellen Ordensland wurden.

In dem Kriege 1327, zwischen dem Orden und Polen, wurde Leslau gleich im Anfange von dem Ordensheere niedergebrannt, wahrscheinlich wurde dabei auch der Dom beschädigt[12]). Bischof Matthias (1323—1368) legte am 25. März 1340 den Grundstein für einen neuen Dom, der weiter landeinwärts, südlich vor der Stadt lag und hier vor allem hochwasserfrei war. Sein Nachfolger Sbylutus (1366—1383) baute den Giebel des neuen Domes. Johannes I, aus dem Hause der Herzöge von Oppeln, mit dem scherzhaften Beinamen Kropidlo (= Sprengwedel), war zweimal, 1384—89 und 1404—21, Bischof von L. Er hatte vielfache Beziehungen zum Deutschen Orden, zumeist feindlicher Art, dann aber auch freundschaftliche. In eine solche Periode guten Einvernehmens fällt der oben S. 4 erwähnte Brief an den Hochmeister, der auf Bauten in Leslau schließen läßt. Kriegsbeschädigungen durch Ordenstruppen werden zum Jahre 1431 berichtet.

Vgl. hierzu Schwengel, ad historiam ecclesiasticam Pomeraniae apparatus pauper, in den Thorner Fontes XVI. 1912.

Eine alte Zeichnung im Gesandtschafts-Journal des Abraham Boot von 1627—28 hat einen Giebel zwischen zwei Türmen, von denen der nördliche quadratischen, der südliche aber achteckigen Grundriß hat, beide mit hohen Helmen. Durch Bauten vom Jahre 1896 wurden die Architektur, insbesondere die Westfront, stark verändert.

Der Dom ist als dreischiffige Basilika von fünf Jochen angelegt, und hat davor zwei Westtürme. Der vierjochige, polygonal geschlossene Chor ist einschiffig. Die Elemente dieser Planbildung lehnen sich an Vorbilder des Kulmerlandes an, insbesondere die zweitürmige Westfront. Der Nordturm auf quadrat. Grundriß ist etwa bis zur Höhe des Mittelschiff-Hauptgesimses

12) der aber erst nach 1434 abgebrochen wurde. — Voigt, Geschichte Preußens, IV, 1830, berichtet Seite 432 nach einer polnischen Quelle, daß Leslau mit der Kathedrale niedergebrannt sei, doch muß diese noch reparaturfähig geblieben sein.



alt, er hat zwei Reihen von je drei spitzbogigen Blenden, getrennt durch Putzfriese, also die typische Turmgestaltung des Ordenslandes. Darauf saß ein spitzes Zeltdach, mit Laterne und schlanker Helmspitze. Der Südturm wird 1628 als achteckig, mindestens im Oberteil, gezeichnet, von einfachem Turmhelm gekrönt; doch erscheint auch hier das erhaltene Mauerwerk noch als Werk des 16. Jahrhunderts; die Blenden haben gekuppelte Rundbögen. Der Mittelschiffsgiebel hat vier durch Pfeilervorlagen getrennte Felder, scheint aber stark erneuert zu sein.

Die oberen Turmgeschosse und die Helme sind neu, ebenso die Westportale. Durch Anbau von Kapellenreihen sind die Schiffe und der Chor verbreitert, der Südanbau der Westfront hat im Unterteil Rautenmusterung, gehört also noch dem 14. Jahrh. an. Während die Seitenbauten neu verblendet sind, zeigt die Hochwand des Mittelschiffes noch viel altes Mauerwerk. — Der Chorschluß ist polygonal und folgt hierin den Beispielen in Gollub, Graudenz, Marienwerder oder Riesenburg, was zu dem Baubeginn von 1340 gut paßt. Auch die Anbauten des Chores sind als Vielecke geschlossen. Obwohl diese Art des Chorschlusses Gemeingut der gotischen Baukunst ist, so zeigt die Wahl desselben in diesen Zeitabschnitt doch das Mitgehen mit der Entwickelung in Preußen.

Die St. Vitaliskirche ist ein kleiner, einschiffiger Bau mit einem zierlichen Polygonchor; der Massenaufbau zeichnet sich durch fein abgewogene Verhältnisse aus. Glücklicherweise hat das 19. Jahrh. sich an diesem Bau nicht vergriffen, so daß wir die Formen der Zeit um 1400 gut vor uns haben.

Vgl. Juckoff-Skopau, S. 89 u. 194.

Nieszawa (Nessau).

Am linken Weichselufer, noch im nördlichen Teile Kujawiens, erwarb der Orden Land vom Herzog Konrad von Masowien und gründete hier 1230 eine Burg, Nessau. In wechselvoller Geschichte behielt der Orden dieses Gebiet bis zum Jahre 1435, dann mußte er es als Folge des Friedens von Brest an Polen abtreten. Bereits 1422 hat er die Burg Nessau abbrechen müssen. Statt dessen baute der König gegenüber von Thorn eine Burg und eine Stadt, Neu-Nessau genannt. Die Bürger von Thorn erblickten hierin nur unerwünschte Rivalen und zerstörten 1431 diese Stadt und brannten die Burg nieder. Schon damals entstand der noch heute übliche Name Dybow. 1435 wurde das Gebiet abermals an Polen abgetreten, und es bildete sich hier wieder eine Stadt. Schließlich erreichten es die Thorner, daß der Polenkönig den Abbruch dieses unbequemen Nachbarn und die Verlegung der städtischen Siedelung an eine andere Stelle 1454 versprach und 1460 wirklich in Angriff nahm. Diese neue Stadt wurde vier Meilen oberhalb von Dybow angelegt und erhielt wieder den Namen Nessau, poln. Nieszawa.

Töppen in der Scriptores rerum Prussicarum III Leipzig 1866, S. 631, Maercker, Gesch. d. ländl. Ortschaften und der drei kleineren Städte des Kreises Thorn. Danzig, 1899—1900, S. 224 u. 395.

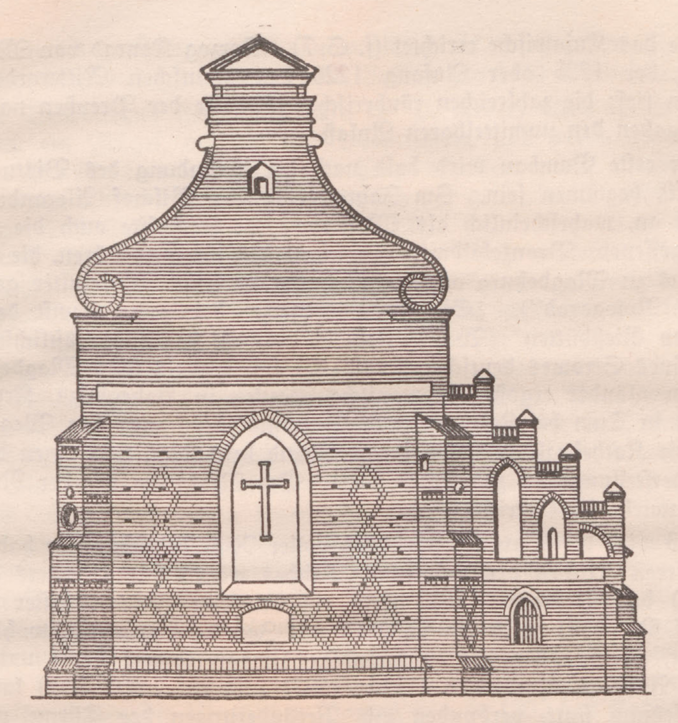


Abb. 7. Kirche in Nieszawa, Ostgiebel. 1:200.

Die Pfarrkirche besteht aus dem etwa 11,5:16,5 m großen Schiff, und dem schmäleren, zweijochigen Chor mit geradem Abschluß. Diese Teile gehören dem 1460 begonnenen Bau an, zeigen aber ganz auffallend die Bauweise des 14. Jahrhunderts, reiche Rautenmusterung auf allen Flächen, Stromschichtfriese, schlichten Blendengiebel vor der Sakristei, und die Profilsteine. Das Ziegelmaß ist 8:13—14:27—28 cm.

Der Westturm ist 1592 angebaut, durch Putzfriese gegliedert und mit flachbogigen und rundbogigen Blenden belegt. Eckstrebepfeiler auch am Turm. Noch jünger sind die barocken Schweifgiebel des Chores und der Turmanschlüsse, Ende XVII. Jahrh. Das Innere hat flache Tonnengewölbe neuerer Zeit und bietet nichts Besonderes, um so schöner ist das Äußere, in der besten Technik des preußischen Backsteinbaues.

Die Stadtanlage hat einen langgestreckten, rechteckigen Markt, an dessen Nordende die Kirche liegt, nahe der Weichsel. Außerhalb der Stadt zahlreiche Bockwindmühlen, nach Art der Paltrockmühlen.

Plock,

in der Sprache der Ordenskanzleien Ploczke, auch Plotczke geschrieben, am rechten Ufer der Weichsel gelegen, die alte Hauptstadt von Masowien und Residenz der Herzöge. Hier wurde das Bistum für Masowien zu gleicher

Zeit wie das Kujawische errichtet (s. S. 7). Herzog Konrad von Masowien war es, der 1225 oder Anfang 1226 den Deutschen Ritterorden nach Preußen rief; die zahlreichen räuberischen Einfälle der Preußen nach Masowien gaben den unmittelbaren Anlaß.

Der erste Dombau wird bald nach der Gründung des Bistums, um 1060—70, begonnen sein. Im Jahre 1136 fing Bischof Alexander einen Neubau an, wahrscheinlich als Massivbau; er beschaffte auch die schönen, mit gegossenen Bronzebildwerken geschmückten eichenen Türen, die Meister Riquinus zu Magdeburg angefertigt hatte; noch im Mittelalter gelangten sie nach Nowgorod[13]). „Sie entstammen der bewährten Kunst der harzländischen Gießhütten" (W. Pinder). Plock ist damit der östlichste Ausläufer eines Stromes deutscher Kunst, der sich damals über Magdeburg in die Slawenländer ergoß. Romanische Bauten in Hohensalza, Kruschwitz, Strelno, in Tum bei Lenczyca, und Czerwinsk bezeichnen den Weg. 1223 wurde die Kathedrale in Plock durch Brand beschädigt, was einen baldigen Wiederherstellungsbau zur Folge hatte. Der Nordturm mit der Nikolaus-Kapelle wurde 1354 errichtet.

1513 wird der Bau als schadhaft, voller Risse bezeichnet; er habe unter den anderen Kirchen des polnischen Reiches wegen seines Alters (ob vetustatem) den Vorrang. 1515 wird ein deutscher Zimmermeister berufen (s. o. S. 6). 1531 wird ein Vertrag mit Jan de Giannotis, wohl einem Italiener, abgeschlossen, der vollständige Umbau kommt dann unter dem Bischof Andreas Noskowski (1546—1567) zustande. Um 1900 fand eine Instandsetzung statt, verbunden mit Veränderungen der Türme und der Westfront und Verschönerungen der anderen Fronten. Der Charakter als altes Baudenkmal ist dadurch verwischt. Die beiden Westtürme und das basilikal angelegte Langhaus könnten noch einem frühen Bau angehören, obwohl die lichte Weite des Mittelschiffes von 9,3 m etwas befremdet. Eine Ansicht des Domes von 1628 zeigt zwei Rundtürme, wohl eine Vereinfachung des Zeichners statt der achteckigen Türme, und dazwischen einen Blendengiebel, der noch den Charakter der Zeit um 1300 trägt. Für die Bauzeit, die man den Bronzetüren zuschreibt, ist dieser Bau noch nicht anzusetzen, dagegen könnte er dem Wiederaufbau nach 1223 angehören. Der Ostteil hat einen langgestreckten Chor mit halbkreisförmigem Ostabschluß, ein breites Kreuzschiff und davor zwei ausgebaute Kapellen mit ebenfalls runden Abschlüssen; für die südliche Concha, die Siegmundkapelle, ist das Baujahr 1522 überliefert. Wenn die Kirche noch romanische Dispositionen zeigt, so werden die Vorbilder wohl aus Sachsen, über Magdeburg hierhin gelangt sein. Mehr läßt sich hierüber nicht sagen.

Der Glockenturm, abseits von der Kathedrale, soll früher ein Mauerturm gewesen sein, dann aber jedenfalls nur im unteren, ganz schlichten Turmkörper; der obere Teil hat über einem breiten Friese je vier lange Spitzbogenblenden, an den Ecken eingefaßt von achteckigen Türmchen. Hier zeigt sich eine auffallende Abhängigkeit von der 1385 erbauten Krönung des

13) Eine gute Abbildung brachte Schiemann auf der Tafel zu S. 184 im I. Bande seines Werkes Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert, Berlin 1886.

Rathausturmes zu Thorn. Die Verwendung als Glockenturm ist erst seit dem Jahre 1492 bezeugt, so mag dieser Aufbau um 1490 entstanden sein.

Die Benediktiner ließen sich 1278 in P. nieder. Von ihrem Kloster steht noch ein Flügel, verputzt und modernisiert, und daran als Eckturm der sog. Adelsturm, in Ziegelrohbau erhalten. Auf quadratischem Unterbau von 8,9 m Seitenlänge erhebt sich mit geschickter Überführung der achtseitige Turmkörper. Ziegelmaße 9,5:12:27 cm. Der Bau ist ganz schlicht und ohne jede Zierform, nur durch die Masse wirkend. Auffallend ist die Ähnlichkeit mit dem Masuren-Turm in Strasburg, der aber etwas höher erhalten ist. Die Erbauung des Adelsturmes ist noch in das 14. Jahrhundert anzusetzen. Auf der Ansicht von 1628 ist der Turm rund gezeichnet, mit zurückgesetztem überdachten Oberteil: das wäre ungefähr der Aufbau des Bergfriedes der Ordensburg in Strasburg. Bemerkenswert ist die Stadtanlage von Plock. Im Nordwesten liegt die alte, masowische Stadtsiedelung, mit rechteckigem Marktplatz, dem Rynek, d. h. auf deutsch Ring. Hier finden sich noch einige ältere Häuser, neben neuern des 19. Jahrhunderts. Südöstlich davon lagen oder liegen die herzogliche Burg, das Benediktiner-Kloster und der Dom, weiter oberhalb an der Weichsel das hl. Geist-Hospital (um 1490 gegründet), das 1244 von Herzog Konrad I gegründete Dominikaner-Kloster, dessen Kirche seit 1803 der evangelischen Gemeinde dient, und endlich noch ein Norbertiner-Kloster. 1793 wurde Plock preußisch und in der Folge Sitz der Regierungs- und Gerichtskollegien. Unter der Oberleitung des älteren Gilly führte der Oberbauinspektor, spätere Baudirektor Adler, die öffentlichen Bauten aus, so 1802 das Kollegienhaus, in russischer Zeit das Gouvernements-Gebäude. Für das Retablissement wurden mehrere Pläne angefertigt, zuletzt 1803 von dem Bauconducteur Ludwig Schmid[14]), und dieser Plan wurde auch der Bebauung zu Grunde gelegt. So entstand der Stadtteil östlich vom Dom, der noch heute durch seine breit angelegten Straßen überrascht. Das alte Gefängnisgebäude trug noch im Jahre 1935 die Inschrift in polnischer Sprache: „Den Gottlosen zum Schrecken, den Guten zum Schutz errichtete dieses Haus Fryderyk Wilhelm III". Im Diözesan-Museum befinden sich mehrere mittelalterliche Holzbildwerke, deren Zusammenhang mit der Kunst des Ordenslandes wahrscheinlich ist, so

1. eine kleine, schlanke Marienfigur, Mitte des 15. Jahrhunderts aus Sarbiewo bei Plonsk, 46 km von Plock,
2. eine hl. Anna selbdritt aus Miszewo murowane, 10 km von Plock entfernt, um 1500, und
3. vor allem das Vesperbild aus Drobin, 30 km nw. von Plock. K. H. Clasen erwähnt es S. 288 und 344 seines Werkes über die mittelalterliche Bildhauerkunst im Deutschordenslande Preußen[15]) mit dem Kennzeichen: „Auswirkung des Stilkreises der schönen Madonnen. Um 1430." Wir haben leider keine urkundlichen Nachrichten über die Aus-

---

[14]) geb. 1779, gest. 1848.

[15]) Berlin 1939.

fuhr von Kunstwerken oder die Auswanderung von Künstlern aus Preußen nach Masowien, es sei aber doch auf die regen Handelsbeziehungen hingewiesen (s. o. S. 8). Im Jahre 1394 leiht der Dompropst Arnold von Plock 300 Mark von dem Königsberger Großschäffer und verpfändet ihm dafür sechs Dörfer „in der Propstei". Dieses Schuldverhältnis bestand noch im Jahre 1411. (Sattler, Handelsrechnungen, Register unter Ploczk.) Masowien war nach seiner Lage auf den Verkehr mit dem Ordenslande angewiesen, und daher ist auch das Eindringen preußischer Kunstwerke nach Masowien ohne weiteres zu erklären.

Praschnitz.

Die Stadt liegt an der Wengierka, deren Wasser zum Narew strömen; sie gehört in alter Zeit zur Landschaft Zichenau der Woiwodschaft Czersk.

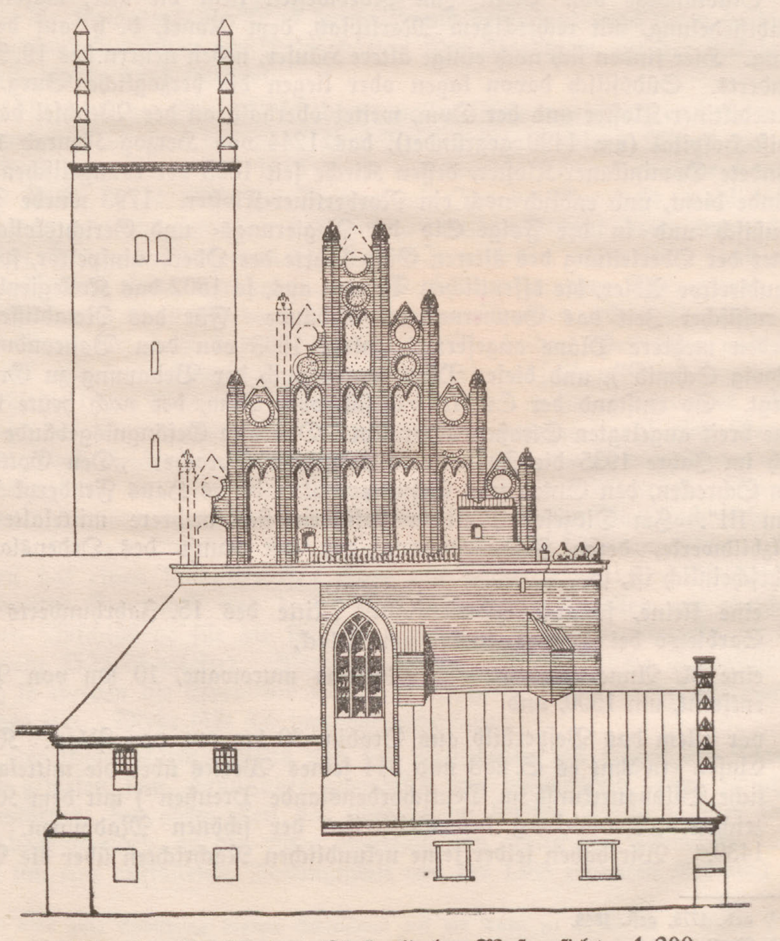


Abb. 8. Praschnitz. Klosterkirche, Westansicht. 1:300.

Vor der Pfarrkirche ist noch der abseitsstehende Glockenturm in alter Form erhalten, die Flächen sind ungegliedert, von wenigen Öffnungen durchbrochen; die Giebel der Satteldächer haben je vier Felder zwischen Pfeiler-Vorlagen. Das Untergeschoß mit Rautenmusterung kann noch um 1400 entstanden sein, das obere Geschoß fällt in das Ende des 15. Jahrhunderts. Wertvoller ist die Klosterkirche, deren Kloster seit der Mitte des 15. Jahrhunderts von Bernhardiner-Mönchen besetzt war, doch müssen hier zuvor schon Franziskaner gewesen sein[16]). Die Kirche ist einschiffig angelegt, mit einem etwas schmäleren, dreiseitig geschlossenen Chor. Im Süden war die Klausur angebaut, nördlich neben der Westfront steht der hohe Glockenturm. Der Westgiebel hat eine klare Gliederung in 7 Feldern zwischen Pfeilervorlagen, darin drei Reihen von Blenden mit Doppelbögen, jede Staffel von Rundöffnungen und Giebeln gekrönt, die Giebelkanten waren mit Krabben besetzt. In Preußen könnte diese Architektur Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden sein, der Grundriß von Praschnitz zeigt eine gewisse Abhängigkeit von den beiden Kirchen der Dominikaner und Fran-



Abb. 9. St. Michael in Praschnitz.

---

16) In Wyszogrod a. Weichsel entsteht die erste Niederlassung der Franziskaner 1320. Koslowski S. 421.

ziskaner in Kulm, der Bau fällt daher noch in das 14. Jahrhundert. Die schlanken Verhältnisse des Massenaufbaues sind sehr schön und verraten die Hand eines ausgezeichneten Baumeisters. Der 27 m hohe Turm gehört nur in den unteren 7 m der ersten Bauzeit an und hat hier mittelalterlichen Mauerverband, mit 11 cm Schichtenhöhe. Darüber ist er im Kreuzverband gemauert, mit 10,4 cm Schichtenhöhe. Die Schallluken haben Rundbögen. Die Steine haben unten 9:12½:26—27 cm, oben 8½:12½:26 cm Größe. Der obere Teil des Turmes fällt schon in die letzten Zeiten des 15. Jahrhunderts. Die Giebel des steilen Turmdaches sind ebenfalls durch Pfeiler in 4 Felder geteilt, nehmen also eine ältere Stilform auf. Der Dachstuhl des Schiffes hat drei Kehlbalkenlagen mit mehrfacher Verstrebung und im Verbande abwechselnd ein Bindergespärre und ein Leergespärre. Der Chor hat Netzgewölbe, was ebenfalls für Bauarbeiten um 1500 spricht, das Schiff eine Tonne mit Stichkappen und Zierrippen. An den Wänden kräftige Pfeilervorlagen mit dorischen Kapitälen der Renaissancezeit. Im Kreuzgange sind hochgotische Mauerteile, die Klausurgebäude gehören im wesentlichen dem 17. Jahrh. an. 1915 erlitt der Bau schwere Schäden, die aber wieder ausgebessert sind. — Trotz der verschiedenen Entstehungszeiten steht hier eine Baugruppe von wunderbarer Einheit und schöner Massenwirkung.

Juckoff Skopau S. 190.

Warschau.

Warschau wurde von den masowischen Herzögen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als deutsche Stadt zu Kulmischem Rechte gegründet; zuvor hatte hier eine ältere slawische Altstadt gelegen. Durch seine günstige Lage an einer wichtigen Handelsstraße und an der Weichsel entwickelte es sich bald zu einer bedeutenden Fernhandelsstadt, wie auch Posen, nur von Krakau hierin noch übertroffen. Leider sind die mittelalterlichen Bauten untergegangen oder stark umgebaut; Reste der Stadtbefestigung wurden erst neuerdings wieder aufgefunden und instandgesetzt. Die alte Pfarrkirche St. Johann ist im 19. Jahrh. bis zur Unkenntlichkeit verändert. Gut erhalten ist nur die Marienkirche in der nördlich vor Warschau gelegenen Neustadt, angeblich 1392 begonnen, aber 1409 noch im Bau. Das Schiff hat basilikalen Querschnitt, die äußere Architektur zeigt im Obergaden den in Preußen im 14. Jahrh. beliebten Wechsel von Fenstern und Blenden.

Neben der Kirche steht der Glockenturm, dessen untere Geschosse noch der ersten Bauzeit um 1400 angehören können; die Ecken sind z. T. mit diagonalen Strebepfeilern besetzt. Das Erdgeschoß hat ein schlichtes Tor, ein Putzfries trennt das urspr. obere, jetzt mittlere Geschoß ab, das große Luken und Blenden hat. Die ältere Turmbauweise des Ordenslandes wird geschickt übernommen. Das Glockengeschoß gehört der Spätzeit des XV. Jahrhunderts an, es wird von einem Wehrgang gekrönt. Die beiden Giebel des Satteldaches haben schon die Anwendung von Renaissancemotiven in der Technik des Backsteinbaues, wie wir sie ähnlich auch in Preußen finden. Der Gesamtcharakter des Turmes ist so, daß er auch an jeder ordensländischen Kirche stehen könnte.

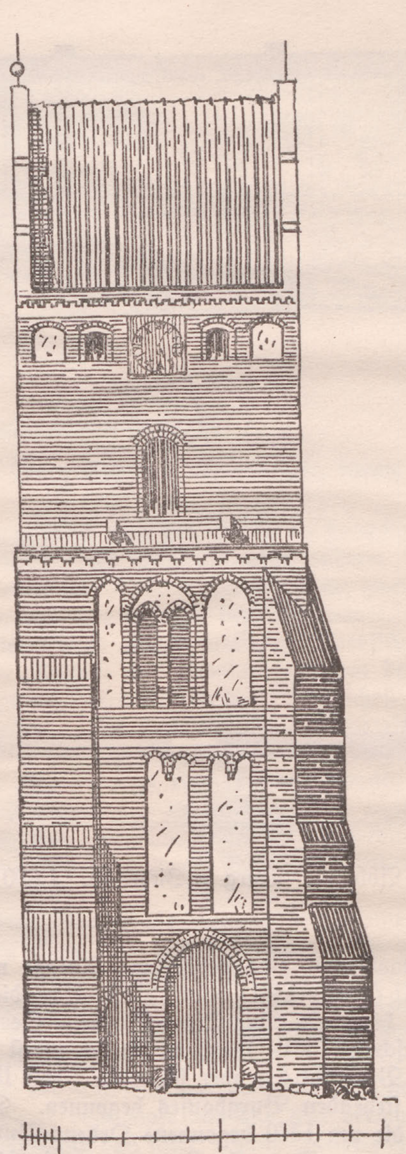


Abb. 10. Turm der Marienkirche in der Neustadt vor Warschau. M. 1:225.

Zichenau,

(poln. Ciechanow), an der Lidynia gelegen, einem Nebenfluß der Wicker, die unterhalb von Warschau in den Narew fällt. Schon zur Zeit des Herzogs Konrad I (1207—1247), war hier eine Burg, zum Palatinat Czersk

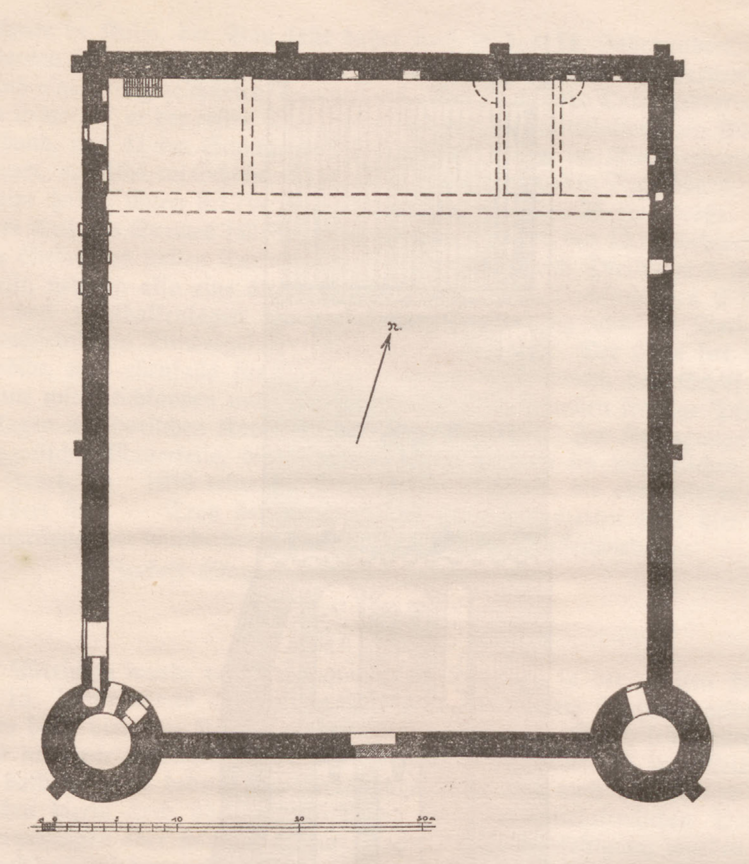


Abb. 11. Burg in Zichenau. 1:600.

gehörig, die aber wohl nur eine bescheidene Anlage mit Erdwällen war. Herzog Semowit III (1341—1381) baute 1353—1356 die Pfarrkirche in Z., und er gründete hier ein Augustiner-Kloster. Semowit's Nachfolger, Janus I. von Warschau (1381—1429), nennt sich zuerst „princeps et haeres Ciechanoviensis". Vielleicht hat aber schon Semowit III mit dem Massivbau des jetzt noch stehenden Burghauses begonnen. Die Grundrißanlage hat augenscheinlich die um 1370 begonnene Ordens-Burg Neidenburg zum Vorbild: die Mauer am Tore, flankiert von zwei Ecktürmen, ihr gegenüber das eigentliche Haus, an den Seitenmauern nur Wirtschaftsgebäude. Für die Rundtürme gab wohl die Burg Schwetz die erste Anregung, räumlich näher liegen die bischöfliche Burg in Rößel und die Domkapitels-Burg in Allenstein. Als herzögliche Residenz hat Z. nur selten gedient, wohl aber als Sitz der Burghauptleute (Kastellane), deren Namen seit dem Jahre 1421 bekannt sind.

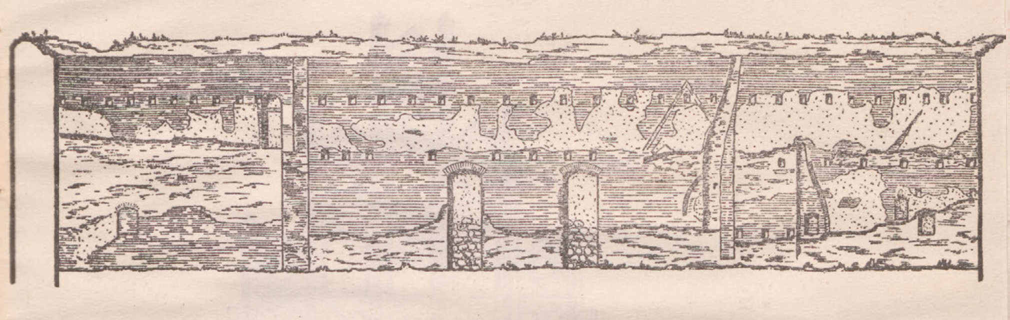


Abb. 12. Burg Zichenau, Nordmauer, innen. 1:300.

Die Burg liegt nördlich von der Stadt, in sumpfiger Flußniederung, ohne erkennbare Spuren eines Grabens oder anderer Außenwerke. Die Ringmauern umschließen ein Rechteck von 48:58 m; zwei Rundtürme flankieren die Südmauer, das Tor liegt in der Westmauer, aber nahe bei dem Westturme. Als eigentliches Haus war der Nordflügel ausgebaut, die Außenmauer hat alte Nischen und Kamine; zwischen den beiden Kaminen des Erdgeschosses liegt der Heizraum für das Obergeschoß; über den Räumen waren nur Balkendecken. Die Hofwand dieses Flügels von etwa 1,5 m Dicke ist nachträglich in die Ost- und Westmauern eingeschlitzt, also spätere Zutat, vielleicht war hier anfangs eine Fachwerkswand, wie in Schönberg Westpr. An die Südmauer war ein leichter Bau angelehnt gewesen, die Ostseite und Westseite sind jetzt ohne erkennbare Spuren alter Hausbauten, es können daher nur ganz bescheidene Bauten zu Wirtschaftszwecken hier gestanden haben.

Das Tor hat eine Rampe als Zugang, sonst keine besondere Außensicherung. Über dem Tore sind außen abgehackte Wandpfeiler eine Zierarchitektur erkennbar. In der Tornische befindet sich die Treppe zum Westturm, die aber in jetziger Form neu ist, früher wohl eine Wendeltreppe in der Turmecke war. Der flache Torbogen ist ganz erneuert, in der Tornische innen ist die Nordlaibung oben alt.

Der West-Turm der Südseite hat etwa 10 m Durchmesser, das Erdgeschoß hat die Eingänge vom Hofe aus und war vermutlich gewölbt. Die Obergeschosse sind zugänglich von alter Wand-Wendeltreppe, von hier ist der Austritt im nächsten Geschoß der Austritt zum Wehrgang der Ringmauern der Burg; auf der Südmauer ist der einzige Zugang zum Ost-Turm.

Der Oberteil des West-Turmes ist in späterer Zeit aufgesetzt und hat Schlüsselscharten für Hakenbüchsen; auch daraus ergibt sich für die erste Anlage der Burg eine Zeit, in der die Feuerwaffen in Masowien noch nicht eingeführt waren. Der Orden verwandte Lotbüchsen zuerst 1362 bei der Belagerung von Kauen, Steinbüchsen erst später. (Joh. von Pusilie in den

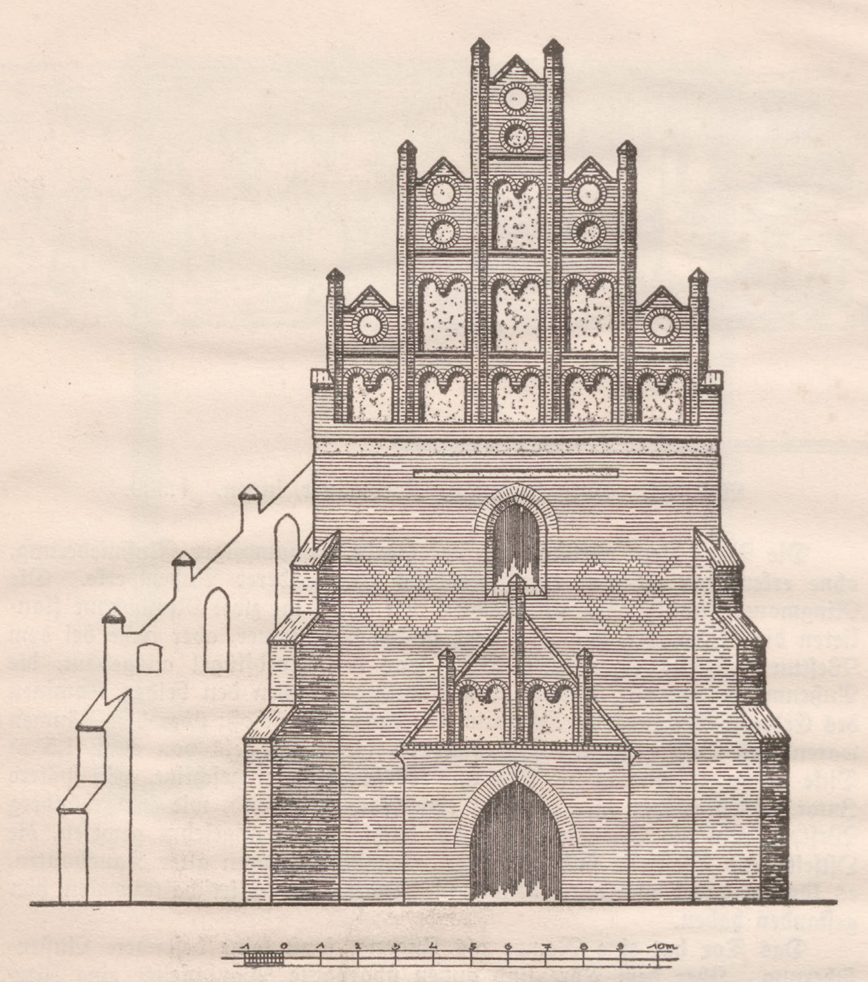


Abb. 13. Zichenau, Westgiebel der Pfarrkirche. 1:200.

Script. rer. Pruss.). Daher kann der Bau von Z. nicht viel später als 1362 begonnen sein. Bemerkenswert sind die Putzumrahmungen der Öffnungen[17]) und die Feldstein-Zierrate. Auf den Zinnenbergen befinden sich Ziegeldekorationen. Der Ost-Turm ist einfacher verziert. Das ursprünglich unzugängliche Erdgeschoß ist ungewölbt. In Wehrganghöhe war auf der Hofseite eine Holzgallerie, die weiter zur Ostmauer führte.

In der Westmauer sind noch die sehr großen Granit-Kragsteine für ein Wikhaus erhalten.

Dadurch, daß die Ringmauern noch in beträchtlicher Höhe erhalten sind, ist die architektonische Wirkung dieser Burganlage recht bedeutend.

---

[17]) Wie an St. Lorenz zu Marienburg.

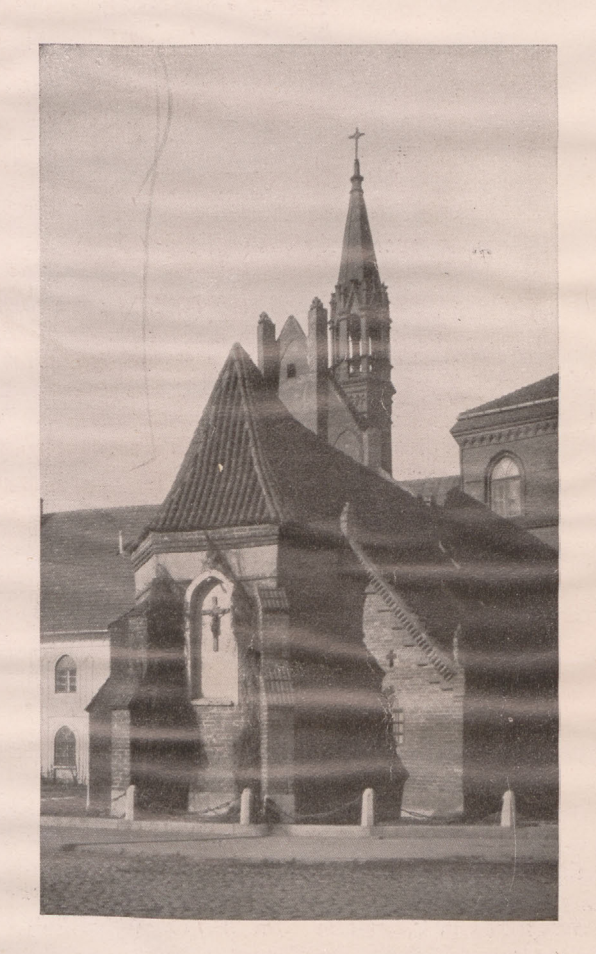


Abb. 14. St. Vitaliskirche in Leslau.



Abb. 18. Vesperbild (Marienklage) aus Drobin. Diöz.-Museum Plozk.



Aufn. Kühlewindt.

Abb. 19. Herzogsburg Zichenau.

Das Königsberger Kunstgewerbe zur Ordenszeit.

Von Walther Franz.

Wenn das Erleuterte Preußen für die Zeit um 1700 berichtet, daß die Goldschmiede, Maler, Börnsteindreher und andere Künstler sich gar nicht zu den Gewerken rechnen, so hat sich diese Einstellung unter den künstlerisch Schaffenden sicher schon viel früher durchgesetzt, obwohl sie sich jahrhundertelang mit der schlichteren Bezeichnung Handwerker begnügten.

Der moderne Ausdruck Kunstgewerbe gilt hier nur als Einteilungsgrund. Hier werden alle die Gewerbe behandelt, die etwas schufen, was über den reinen Gebrauchswert hinausging, was das Kunstempfinden der Entstehungszeit offenbarte. Die gesicherte Technik und die Spezialisierung auf ein oft winzig kleines Gebiet näherten das handwerkliche Gestalten des Mittelalters sehr oft der Kunst.

Es ist kennzeichnend, daß vor allem die von der Herrschaft in Dienst genommenen Handwerker namentlich bekannt sind. Sie sind eben bedeutender als ihre städtischen Kollegen und stellen diese in den Schatten. Der Hofhalt des Hochmeisters oder des Obersten Marschalls wirkte wegweisend für die Lebenshaltung der Bürger, ohne daß diese natürlich ihr Vorbild erreichte.

Die Aufzählung einzelner Meister geschieht hier, um der kunstgeschichtlichen Forschung die Möglichkeit zu geben, erhaltene Werke bestimmten Handwerkern — oder Künstlern und Kunstgewerblern — zuzuweisen.

Maler und Glaser.

In Livland werden Maler, Glaser und Schnitzer stets zusammengenannt. Nach einer Königsberger Ordensrechnung übte eine Person zugleich die Kunst des Malens und Schnitzens (s. Schnitzer). Nahezu ständig sind in unsern Urkunden die Glaser und die Maler gekoppelt. Das ist nicht so zu verstehen, als hätten sich hier zwei schwache Gewerke mit getrennten Arbeitsgebieten zusammengetan, sondern der Glaser mußte auch malen können. Natürlich verrichtete er auch die einfacheren Arbeiten des heutigen Glaserhandwerks, z. B. wird in den Ordensrechnungen oft ein Betrag dem Glaser gezahlt für das Reinigen und Ausflicken der Rauten in den Fenstern der Küche oder des Konventsremters[1]) — aber als die würdigere Arbeit sah er die Herstellung von bleigefaßten Glasmalereien an. Leider ist uns die Rolle der altst. Glaser von 1510, die eine Liste des Staatsarchivs von 1652 verzeichnet, nicht erhalten. In Riga bestand das Meisterstück der „meler und

[1]) O. F. 192, 228 u. O. F. 195, 71.

glasewerter" in „eyn rydende Jörgen effte eyne syttende Marianbylde effte eyne Froniken". Noch in einer Königsberger Rolle der Glaser von 1719[2]) wird als Meisterstück verlangt: „ein Crucifix mit dem Gedränge (des Volks) und das Gerichte Salomonis", und zwar soll jedes Stück sein eine Elle breit und 5/4 Ellen hoch, die soll er (der Meisteranwärter) mit seiner Hand zeichnen und beide Stücke allein malen, auch soll er selber alle Farben zurichten und brennen." Vermutlich hatten auch in Königsberg ursprünglich die Meisterstücke denselben Stoff wie in Riga, und erst unter dem Einfluß des Luthertums änderte sich ihr Inhalt. Auch in Königsberger Domrechnungen ab 1530[3]) werden immer zusammengenannt die Maler und Glaser. 1508 beschweren sich die städtischen Glaser über die Glaser und Maler[4]), die unter dem Hauskomtur sitzen.

Einmal beschäftigt der Orden einen Glaser aus dem Kneiphof[5]). 1509/10 werden einem Glaser vom Konvent 7 M von 14 Ellen Glas für ein Fenster zum Heiligen Kreuz und 5 M „vor m. g. h. wopen in daselbte venster" gezahlt[6]). In der Ausgaberechnung für den Bau der Christophoruskapelle wird gebucht: Meister Adrian von glasfenster XXXI mr.[7]) Uns ist kein mittelalterliches Glasgemälde aus einer Königsberger Werkstätte erhalten.

1343/44 weilt ein Maler Ghisebrecht de painter in Königsberg, der im Gefolge Wilhelms IV. von Hennegau und Holland hierher verschlagen worden war[8]). 1392 wird ein Thomas peyntour von Heinrich von Derby für einige Arbeiten entlohnt, die er in des Briten Auftrag ausgeführt hatte. „Clerico coquine per manus Thome peyntour pro pictura diversorum ciborum ibidem eodem die (Sept. 3) in coquina" (d. h. die Küche wurde mit Stilleben dekoriert)[9]). Cuidam peyntour pro pictura diversorum armorum domini, militum et scutiferorum ibidem.

Um 1400 muß in Königsberg ein namhafter Maler tätig gewesen sein; denn 1399 wird von hier nach Marienburg in des Meisters Kapelle eine Tafel (Gemälde) überführt[10]). Oder sollte es sich um ein älteres Bildwerk handeln, das nur den Standort wechselte? Wohl kaum; denn auch Heinrich von Derby kaufte auf seiner zweiten Preußenfahrt in Königsberg zwei Tafeln, die er für seine Kapelle bestimmte und nach England mitnahm[11]). Danach müssen die Schöpfungen der Königsberger Maler doch einen beachtlichen Wert gehabt haben. Es gab also von früh an einige Maler, die nur den Pinsel handhabten und mit der Glaserei offenbar nichts zu tun hatten. Sie fertigten wohl in der Hauptsache Tafelbilder, werden aber auch Wandgemälde hergestellt haben. Ob der Künstler, der das Speculum humanae

---

2) Etat-Min. 81c 2.
3) Ostpr. Fol. 13675 ff.
4) Toeppen, Akten V, 538.
5) O. F. 192, 228.
6) O. F. 198 f. 63v.
7) O. B. A. (1518 ?).
8) SS. rer. Pruss. II S. 501, 748—51 u. 754. s. auch Schmidt, B.: Maler u. Bildhauer in Preußen zur Ordenszeit. Altpr. Forsch. 1925. 1.
9) Prutz, H.: Rechnungen über Heinrich von Derby's Preußenfahrten. Lpz. 1893 S. 153.
10) Ehrenberg, H.: Deutsche Malerei u. Plastik von 1350—1450. Bonn u. Lpzg. 1920. S. 28.
11) Prutz a. a. O. S. 161.

Salvationis im Dom gemalt hat, aus Königsberg stammte, können wir nicht sagen. Ebensowenig wissen wir darüber Bescheid, wer die andern Wandmalereien im Domchor und im Kirchenschiff ausgeführt hat. Auch der Maler der Flügel des Altars aus dem Löbenichtschen Hospital ist uns unbekannt. Auf dem Strumpf des einen Büttels, der Christus geißelt, ist das Monogramm A E verzeichnet; vielleicht stammen sie von dem oben erwähnten Meister Adrian.

Es gab also neben den Glasern und Schnitzern, die auch malten, noch solche Handwerker, denen der Pinsel das Hauptwerkzeug war. Wie die meisten Kunstgewerbler, so wurden auch die Maler in der Hauptsache von der Herrschaft beansprucht und beschäftigt. Immerhin sind uns auch einige städtische Maler überliefert; aber seltsam bleibt es, daß 1504 oder 05 die jungen Gesellen der Altstadt (d. s. die jungen Kaufleute) ein St. Annenbild für ihre geistliche Gilde in der altstädtischen Kirche bei dem Danziger Maler Steffen bestellten[12]). Eine Rolle, die den Königsberger Malern allein gegeben wurde, verzeichnet die Liste von 1652 für 1598 addicional 1612.

Aber auch die „Kunstmaler" hatten einfachere Aufgaben zu erfüllen. Der im Dienste des Ordens stehende Maler mußte z. B. um 1500 und danach dem Ochsen, um den im Königsberger Jahrmarkt wettgelaufen wurde, die Hörner bemalen, desgleichen die schwarze Leinendecke über dem Tier[13]). Er hatte „antzliche knopf fenlein uffm burn im schloß zu machen"[14]) u. a. m. Unklar ist, was die Notiz bedeutet: „½ ℳ geben dem moler, der do hern Albrechts kunst hot abgemeldet"[15]). Einmal erhielt der Maler Lohn „vor das byllde unßer frawen im koer zu ronefyren und zu machen"[16]), ein andermal wieder bekommt er „8 ℳ für die hinderkirchen und die hinderthur an der kirchen, dergleichen etliche bilde in der kirchen zu malen" (und die Malergesellen 1½ ℳ „allenthalben zu vertrinken")[17]). 14 ℳ werden dem Maler gezahlt für die Herstellung eines Sebastiansbildes, das nach Ortelsburg versprochen worden war[18]). 1508/9 bezahlt der Glockenmeister „6 ℳ das judicium zu malen auf der porkirchen"[19]). Die Hauptarbeit des heutigen Malers und Tapezierers, nämlich der Anstrich der Wände, war in der gotischen Zeit selten notwendig, wenn doch, übernahm sie der Tüncher, der Maurer. Einmal wird gebucht: 2 ℳ 10 sch. dem meuerer die hinderkirche zu weißen[20]).

Namentlich aufgeführt werden: 1477 Jocob der moler in einem kneiphöfschen Schoßbuch[20a]), (vermutlich derselbe wie „der moler" in der Neuen-Thumgasse des Zinsbuches von vor 1456[20b]), in dem auch ein moler bei Peter

---

12) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 249 u. 257.
13) O. F. 195 S. 55 u. O. F. 196 f. 72v.
14) O. F. 200 S. 191.
15) O. F. 196 f. 72v.
16) O. F. 94, 1.
17) O. F. 196 f. 72v.
18) O. F. 196 f. 72v.
19) O. F. 197, 11.
20) O. F. 196, 108.
20a) O F. 185.
20b) OBA Schbl. LVII a nr 43.

Alderman erwähnt wird. 1508 Niclos der moler im Kneiphof[21]). 1518 meister Lorentz der moler im Löbenicht[22]). 1520/1 Hans Nürnberger und Melcher der moler im Kneiphof[23]). Am häufigsten begegnet der Maler Wolf(gang) Rieder, meist nur Maler Wolf genannt, den der Hochmeister Albrecht aus Süddeutschland kommen ließ[24]) und der ein recht reger Kopf gewesen zu sein scheint, hatten er und der Sekretär Gattenhofer doch die Absicht, in Königsberg eine Druckerei und Papiermühle aufzumachen[25]). Einmal will er voller Zorn Preußen den Rücken kehren; aber dem Hochmeister ist viel daran gelegen, daß seine Klagepunkte beseitigt werden. Er weist den Maler an, sich an Gattenhofer um Geld und Vorschuß für die von ihm bestellte Tafel der Kirche zum Heiligen Kreuz zu wenden[26]). 1509 ist die Rede von einem „Maler beim Mulhof"[27]). Von einem Lange, der 1504/5 genannt[28]) wird, ist nicht recht zu ersehen, ob er Maler oder Goldschmied war; denn er verfertigt eigenartige Dinge: er hat in der Hofstube etwas gemalt, einen Spiegel renoviert, dergleichen die Fahnen der Trompeter mit Kästlein und anderm bewahrt und schlechte Gulden gemustert.

Um 1500 wird einem Er Symon ein Lohn von 3 M auf „seine arbeith" gezahlt[29]). Er hatte m. g. h. ein Buch illuminiert. Nach dem Titel „er" zu urteilen, war dieser Buchmaler geistlichen Standes.

Tischler und Schnitzer.

Das ursprüngliche Handwerk des Holzgewerbes bildeten die Zimmerleute, die ja das ganze Mittelalter hindurch ihren künstlerischen Sinn im schönen Fachwerkbau betätigen konnten. Freistehende Möbel waren dem Frühmittelalter nahezu fremd. Das notwendige Mobiliar war meistens gleich eingebaut und entstammte wie der ganze Hausbau der Hand des Zimmermanns. Später, etwa seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, konkurrierten mit ihm die Kistenmacher, die vornehmlich Truhen und Schränke, und zwar in besserer Ausführung, herstellten. Wir dürfen bei ihrem Namen also nicht an die heutigen Kisten denken. Im 15. Jahrhundert treten dann die Kontormacher auf, die Schreibpulte und vor allem das modische Paneelwerk fertigen. Der Schnitzer ist der Holzbildhauer, der meistens mit den Kontormachern zusammenging. Mit Tischler wird der Handwerker bezeichnet, der Tische, Fensterrahmen und -köpfe, Kisten zu Büchern usw. fertigt. Diese Bezeichnung verdrängt die meisten andern seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

---

21) O. F. 24 a, 239.
22) Perlb. Quellenbeitr. S. 184.
23) O. B. A. 1520 (o. D.) II.
24) Ehrenberg, Hermann: Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen. Lpzg. 1899. Anfang. Nr. 8.
25) O. B. A. März 1521 25. D. 575; 1523 Febr. 12 LXX, 127; 1523 Juni 7 Va, 60; 1523, Sept. 19 C 165. u. O. F. 46, 189. s. auch Tschackert: U. B. der Reformation.
26) O. F. 48, 36.
27) O. F. 28, 208.
28) O. F. 195 f. 69v.
29) O. F. 192, 85.

1481 beklagt sich der Rat des Kneiphof in Danzig[30]), daß die dortigen Tischler — wie ihm dies der Königsberger Simon Hundertmarck, ein meister des gewercks der tischer, mitgeteilt habe — jeden Gesellen, der bei Königsberger Tischlern gearbeitet habe, bestraften oder ihm keine Arbeit gäben. 1486 beschwert sich der Kneiphof[31]) in Danzig darüber, daß das dortige Tischlerhandwerk dem Königsberger den Verkauf gewisser Tischlerarbeiten in Danzig verboten habe, und rechtfertigt drei Tischlergesellen, die in Danzig Schulden zurückgelassen haben sollen. Der Grund zu diesen Zwistigkeiten scheint ein scharfer Konkurrenzkampf gewesen zu sein; denn im selben Jahre machen die Danziger Tischler den Königsbergern den Vorwurf[32]), daß sie den Preis der Brettspiele, von denen früher in Danzig das Schock 12 ℳ gekostet habe, auf 8 ℳ heruntergedrückt hätten. Im Jahre 1525 wandte sich ein ehemaliger Mönch, Thomas Stegemann[33]), mit einer Bittschrift an den Hochmeister, worin er ihn anflehte, ihm zu gestatten, wie bisher seinen Unterhalt durch Tischlerarbeit zu verdienen, obwohl die zünftigen Tischler ihn bedrängten, daß er ihr Handwerk nach alter Gewohnheit gewinne, was nicht in seinem Vermögen stehe. Der Hochmeister verschiebt die Entscheidung auf die nächste Tagfahrt, bis dahin sollen die Tischler den einstigen Mönch sein Handwerk treiben lassen, so gut er es verstünde.

In Riga werden Glaser, Maler und Schnitzer immer zusammen genannt als diejenigen, die vornehmlich bei der Ausstattung der Kirchen zusammenwirkten, und oft lagen die Fertigkeiten, die diese drei Gewerbe nennen, in einer Hand. In Königsberg werden Kontormacher überhaupt nicht erwähnt, Kistenmacher nur früh und sehr selten; am meisten werden Tischler und Schnitzer genannt. Wir haben aber gesehen, daß unsere Tischler auch kunstvollere Arbeiten wie Brettspiele fertigten. Überhaupt scheint in Königsberg der Tischler vom Schnitzer nicht so streng geschieden gewesen zu sein. Das bezeugt ein Hans Schniczer oder Tischer[34]) (mit beiden Berufen zugleich genannt!) durch seinen Namen. Dieser Handwerker, der auch im kneiphöfschen Junkergarten verkehren durfte, hatte sich unterfangen, das neu gerissene Pillauer Tief zu befestigen, und versagte dabei. Nun klagte er beim Hochmeister um den Lohn, den die städtischen Räte ihm verweigerten[35]). 1526 geben die Schnitzer zum Beilager des Herzogs 1 Faß Bier; Tischler werden hierbei in der Aufzählung der Gewerke überhaupt nicht genannt[36]). Unter den Ausgaben beim Bau der Christophoruskapelle wird gebucht: „Lorencz Schniczer von der kerchthur zu machen. VII mr meister Lorencz von dem gestuell“[37]). Hans von Schönberg blieb bei seinem Tode demselben Meister Geld für eine Arbeit schuldig. 1508—10 wird ein Schnitzer Hans erwähnt, der aus Braunsberg gekommen ist und bei der Baderin in der Stadt wohnt; aber der Orden kommt für seine

---

30) Dzg. Std.-A. U. 300, 67, 106.
31) Dzg. Std.-A. U. 300, 67, 136.
32) Dzg. Sts.-A. 50. 7855. vgl. Th. Hirsch, Handels- u. Gewerbegeschichte S. 328.
33) O. F. 58 f. 102v.
34) O. F. 28, 164.
35) O. F. 26, 226 u. 299.
36) Beler u. Plattner (Chronik) Bl. 396.
37) O. B. A. (1518).

Wohnung auf. Vermutlich ist es derselbe wie Hans Schniczer[38]). 1524/5 wird notiert[39]): „2 M dem schnitzer von 2 pferdts koppen auch 4 fueß in die harnischkammer." Offenbar dienten diese Arbeiten als Ausputz der Gestelle, auf denen die Rüstungen hingen. Von 1521—25 ist ein Schnitzer Jacob[40]) im Thum belegt, der auch für den Bischof von Löbau arbeitete[41]). Vielleicht wirkte er schon länger dort und ist u. A. auch an dem Bischofsstuhl Nikolaus Creuders tätig gewesen, der ja aus dem Jahre 1503 stammt. Ein Rechnungsbuch des Ordens verzeichnet: „Geben dem Maler und Schnitzer für den vueß Wenceslaus sanctus an m. g. h. stul zu schnitzen und zu übergullen"[42]). Sollte mit dem Stuhl vielleicht der heute im Domchor befindliche Hochmeisterstuhl gemeint sein und St. Wenzel in einer der Lehnenstützen zu suchen sein? Bürgerlisten verzeichnen 1520 für die Altstadt einen Jhan Schnitzer und einen Meister Hans Schnitzer, für den Kneiphof einen Matz Schnitzer und einen Meister Pawel Schnitzer[42a]).

Ein Königsberger Kistenmacher ist uns für 1377 belegt[43]), wo der Rat der Altstadt auf das Zeugnis des Stadtrichters Johann von Leyden bestätigt, daß sich der Danziger Kistenmacher Gottschalk von Lon, Vorzeiger, mit dem Königsberger Kistenmacher Coppyn hinsichtlich einer Ehrenerklärung ausgesöhnt habe. Vielleicht, oder besser sehr wahrscheinlich, gingen die Kistenmacher in Königsberg in dem Werk der Tischler auf. In einem Danziger Geschoßbuch werden die mensatores und die cistifices unter einer Rubrik zusammengefaßt[44]). Aber der Elbinger Ständetag von 1428[45]) erklärt die Verordnung, daß ein Handwerker nur ein Handwerk treiben solle, gerade an dem Beispiel der Tischler und Kistenmacher: Eyn tischer sal tyschwergh machen, ein kistenmacher kistenwergh.

Von den hervorragendsten mittelalterlichen Holzbildwerken unserer Stadt: dem Mittelteil des Hauptaltars im Dom, dem Altar des Löbenichtschen Hospitals (jetzt Kunstsammlungen), dem Bischofs- und Hochmeisterstuhl im Domchor ist keins sicher als in Königsberg entstanden zu erweisen. Daß Schnitzer in dem Lande mit unsern Schnitzern in Wettbewerb standen, beweist die Tatsache, daß Hans von Schönberg dem Schnitzer zu Rößel Geld für seine Tumba zahlte.

Bernsteinschnitzer, Bernsteindreher, Bildgräber, Paternostermacher[46]).

Bernsteingewinnung und Bernsteinhandel waren Ordensregal. Das Samlandgold wurde verkauft nach Brügge und Lübeck, wo schon seit Beginn

---

38) O. F. 197 f. 97v u. O. F. 198 f. 90.
39) O. F. 200 f. 199v.
40) Ehrenberg, Hermann: Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen. Lpz. 1899. Anhang. nr. 11.
41) O. F. 47, 117.
42) O. F. 195 f. 55.
42a) O. B. A. 1520. O. D.
43) Dzg. Std.-A. A. 300. 67 nr. 14.
44) Hirsch a. a. O. S. 327 a 264.
45) Toeppen, Ständeakten I S. 503 n 383.
46) Die bedeutsamsten Werke über den Bernstein, seine Verarbeitung und künstlerische Gestaltung sind: W. Tesdorpf: Gewinnung, Verbreitung und Handel des Bernsteins in

des 14. Jahrhunderts Paternosterdreher diesen schönen Werkstoff verarbeiteten, und über Lemberg nach dem Orient. Als die Großschäffer nicht mehr für den Vertrieb sorgten, schlossen die Hochmeister Handelsverträge mit Königsberger und auswärtigen Kaufleuten, z. B. mit Cord Hoppelson um 1475 und mit Niklas Pflaume und Jorg Cramer um 1509 ab. Die beiden letzten leiteten durch ihre Verbindungen mit Eberhard Rogge aus Danzig und Klaus Lange aus Lübeck den Bernstein nach deren Wohnsitzen. Als Pflaume gestorben und Cramer alt geworden war, traten der Königsberger Merten Rösler und der Breslauer Asmus Flock an ihre Stelle.

Um Unterschleife zu verhüten, ließ der Orden im eigenen Lande keine Bernsteindreherzunft zu. Die Königsberger Willkür belegt den Besitz unverarbeiteten Bernsteins mit schweren Geldstrafen[47]). Als sich auch Königsberg 1454 gegen die Landesherrschaft erhob, verlangte Danzig sofort die Vorräte an Bernstein, um sie an die Lübecker Paternostermacher zu verhandeln und dadurch die Sache des Bundes finanziell zu stärken[48]). Bald nach dem 2. Thorner Frieden tat sich 1477 in Danzig ein Bernsteindrehergewerk auf, das trotz der Einsprüche des Ordens auch weiter bestehen blieb, obwohl es den Abmachungen des Friedensvertrages widersprach. Diese Danziger Meister versuchten verschiedentlich, ihren Rohstoff am Samlandstrande und im Samland aufzukaufen, und der Hochmeister weist 1508 den Bischof von Samland an, der Diebereien wegen solchen Verkauf nicht zuzulassen, sondern den Bernstein von Lochstedt, wo er ja unter Aufsicht des Bernsteinmeisters gesammelt und gesichtet wurde, nach Königsberg führen und ihn dort verkaufen zu lassen[49]). Elbing folgte 1539 dem Beispiel Danzigs in der Gründung einer Bernsteindreherzunft, und in Stolp war schon vor 1514 ein derartiger Zusammenschluß am Werke[50]). In Königsberg wurde eine solche erst 1641 als letzte deutsche nach Köslin und Kolberg gegründet[51]). Das ganze Mittelalter sah in unserer Stadt also keinen zünftigen Zusammenschluß von Handwerkern, die Bernstein verarbeiteten. Aber die Hochmeister wußten sehr genau, welche Hochschätzung Kunstwerke aus diesem eigenartigen Material auswärts genossen. Sie ließen daher zu eigenem Gebrauch wie zu diplomatischen Geschenken einzelne Schnitzer für sich wirken. Der samländische Bischof, dessen Gebiet ja einen Teil des Samlandstrandes umfaßte, beschäftigte auch einen Bernsteinschnitzer, der ihm 1522 die folgenden Heiligenbilder fertigte: St. Christoff, St. Dorothea, St. Georg, S. Anna, St. Barbara, St. Katharina, Unsere Liebe Frau, St. Sebastian und eine Misericordia[52]). Schon eineinviertel Jahrhundert früher schuf in Königsberg der Bildhauer M e i s t e r J o h a n n, der im

---

Preußen von der Ordenszeit bis zur Gegenwart. Jena 1887. Staatswissensch. Studien I, 66. O t t o P e l k a. Bernstein. Berlin 1920. S. 38. R. S c h u p p i u s: Das Gewerk der Bernsteindreher zu Stolp (Balt. Studien N. F. 30, 2) Stettin 1928. A l f r e d R o h d e: Bernstein, ein deutscher Werkstoff. Deutscher Verein f. Kunstwissenschaft. Berlin 1937.

47) Franz, Walter. Kbg. Willküren. Kbg. 1928 S. 61.

48) Hans. U. B. VIII nr. 336 u. 338.

49) O. F. 27, 23.

50) O. B. A. 1514 März 11. o. S.

51) Rohde a. a. O. S. 40.

52) O. B. A. 1522. Apr. 21. C. 182.

Treßlerbuch ab 1399 mehrfach erwähnt wird[53]). Von seinen Werken werden genannt: Ein großes Bild in einem silbernen Gehäuse, 1 „touffelchen von holze, dor inne was eyn bornsteyn bilde mit 5 engelen, eyn paternoster von weyßen bornsteyne mit eyner bochsen“ u. a. m. 1523 schreibt der Sekretär Gattenhofer an Hochmeister Albrecht von einem „hulzen ledlein, darin acht geschniten bornsteine bildt ligen“[54]). 1498 wird[55]) ein Bernsteindreher Heiliger (Hillger) Fuchs als Ordensdiener genannt. Offenbar ist er aus dem städtischen Goldschmiedegewerk hervorgegangen; denn in einem Rechnungsbuch von 1500/1 heißt es: „Vor ein Burnsteinbilde zu graben dem gultschmiede bei der kirchen Hilger“[56]). Wahrscheinlich ist damit nicht die Kirche des Ordenshauses gemeint, sondern die der Altstadt; denn erst 1523 bemüht sich der Dreher darum, die Wohnung des verstorbenen Stallmeisters im Burggebiet zu erhalten[57]). Später hören wir nichts mehr von seinen bildhauerischen Arbeiten; er scheint in der Hauptsache den ihm gelieferten Bernstein zu Paternosterperlen gedreht zu haben. Er dient für ein Fixum von 10 M jährlich und 8 Ellen hornisch Tuch[58]). Noch 1525 ist er im Hofdienst[59]). 1521 wird seine Beköstigung abgelöst durch 6 M und 12 Scheffel Korn[60]). Natürlich wurde ihm die geleistete Arbeit noch besonders bezahlt, und zwar erhielt er für ein Pfund verarbeiteten Bernsteins eine halbe Mark[61]). 1498 wird ihm vom Orden ein Fördernisbrief an den Danziger Rat gegeben, damit er sich mit den Verwandten eines Mannes, den er mit andern erschlagen, gütlich einige[62]). 1521 wird er als Bürge für einen (kneiphöfischen?) Bernsteindreher Henßlien Fischer angeführt, der sich falsche Würfel geschnitzt und damit 11 Jahre betrogen hatte, bis man ihn gefangen nahm. Als er nach Abbüßung seiner Strafe dem Orden Urfehde schwört, führt er als Bürgen seinen Berufsgenossen Hilger an[63]). Nach der Stadtwillkür stand auf den Gebrauch falscher Würfel der Tod durch Ertränken. Wenn Fischer wirklich Städter ist, so muß er wohl die erlaubte Menge von ½ Pfund Bernstein zu kleineren Gegenständen wie Würfeln und Löffelchen verarbeitet haben. Daß Würfel aus Bernstein gearbeitet wurden, ist uns aus Stolp bezeugt. Ob ein im Löb. Stadtbuch 1487 erwähnter Austin Bornsteindreher noch den Beruf seines Namens übte oder ob er Plattner war, läßt sich nicht erweisen[64]). 1498 findet sich die Notiz: 11 M Heiliger, dem bornsteindreer, und Andreas, dem Bildgraber, auf ire arbeith“[65]). Dieser Bildgräber ist offenbar derselbe, wie der Bernsteindreher, der 1499 zusammen mit einem Polen einen

53) Herausgeg. von Joachim. Kbg. 1896 S. 16. 18. 38. 67. 73. 82.
54) O. B. A. 1523 C. 163.
55) O. F. 20, 128.
56) O. F. 193, 112.
57) O. F. 48, 105.
58) O. F. 193, 126.
59) O. F. 200, 172.
60) O. F. 136.
61) O. F. 197 f. 67.
62) O. F. 20, 128.
63) O. F. 136.
64) Perlbach, Quellenbeiträge S. 155.
65 O. F. 192, 18.

Einbruch in des Meisters Gemach versucht hatte. Er wurde nach der Tat auf dem Schlosse gefangen gesetzt. Er beteuerte seine Unschuld, man drohte ihm mit dem Meister (= Henker), aber er gestand nicht. Dann erhielt der Hauskomtur die Anweisung, daß der Henker ernstlich mit ihm verfahre, doch nicht zu hart und ohne ihm Schaden an seinen Gliedmaßen zu tun. Diese Peinigung hatte keinen Erfolg. Erst, als man ihm mit dem Henker zum dritten Male drohte, bekannte er[66]). Er wird bezeichnet als Bernsteingräber, Bernsteinschnitzer und Bildgräber — nur einmal als Bernsteindreher. Hilger war in der Hauptsache wohl Bernsteindreher. Das Drehen ist sicher die materialgerechteste Art der Verarbeitung, das Graben und Schneiden nähert die Technik der des Holzbildhauers und Elfenbeinschnitzers.

Da die Bernsteinperlen sehr oft Korallen genannt werden, kann auch ein Anthonius, dem nach einer Ordensrechnung im Jahre 1500/1 ½ ℳ „vor ein karelln paternoster" gezahlt wird[67]), ein Bernsteindreher gewesen sein. Wir wissen aber nicht, ob er seinen Beruf auf der Burgfreiheit oder in einer Stadt Königsbergs ausübte.

Seltsam ist, daß die meisten dieser Gewerbler mit dem Gesetz in Konflikt kamen. Es ist so, als ob sich ihr Künstlerblut nicht in die gesellschaftliche Ordnung fügen konnte.

Von allen mittelalterlichen Bernsteinbildern ist keins mit Sicherheit als Königsberger Arbeit anzusprechen.

Maurer und Lehmdecker.

Die Scheidung zwischen Architekt und Maurermeister kannte das Mittelalter nicht. Auch Nikolaus von Fellenstein trug den Titel Maurer. Mit diesem Berufsnamen wurde sowohl der gottbegnadete Künstler, der Dome türmte, wie der einfache Bauhandwerker belegt.

1388 überträgt das samländische Domkapitel Claus Cruse und Groze Nytcze den Neubau des Heiligen-Geist-Hospitals[68]). Der aus Königsberg stammende Maurer Albrecht (gest. 1403) leitete den Neubau des Hauses Ragnit[69]). Vielleicht ist er identisch mit dem in der altstädtischen Brunnenordnung von etwa 1400 genannten Meurer Albrecht (Kbg. U. B. S. 128). 1470 betraut der löbenichtsche Rat Niclos den Maurer mit dem Bau seines Rathauses[70]). Er soll „das rathaus mauern, alse nemlich den gebil bes an die hoptbalken, die seyte kegin der gasse und die hindermauir, dovon sullin sie em gebin vumffundczwenczig margk guttis geldis, dorczu sal die stad em schaffin alle czubehorunge; allerley ander arbeyth, alse abebrechin, fassunge, was czum beyle gehort, und das dach wedir czu machen, sal der rath sunderlich vorlonen". Die Altstadt — wahrscheinlich auch der Kneiphof — stellte einen Maurermeister an, den Vorläufer des heutigen Stadtbaurats. Die altstädtische Willkür von 1423 regelt seine

---

66) O. F. 23 S. 44 + 52 + 53 + 57. O. F. 192, 227.
67) O. F. 193, 9.
68) Kbg. U. B. S. 111 nr. 114.
69) Altpr. Biogr. herausgeg. von Krollmann S. 8 S. auch Anm. 74.
70) Perlbach, Quellenbeitr. a. a. O. S. 142.

Entlohnung für jede Maurerarbeit[71]). Die übliche Bezahlung war die nach 1000 verarbeiteten Steinen, seien es Mauer- oder Dachsteine. Bauordnungen sind für den Löbenicht aus dem Jahre 1385[72]) und für alle drei Städte in der großen Willkür[73]) erhalten. Ein Maurer Rathke aus Königsberg wirkte in Litauen bei dem Großfürsten Witowt. Genaueres über ihn wie über den Erbauer des Schlosses Ragnit, den Maurer Albrecht, s. bei Bernhard Schmid[74]). In Ordensrechnungen werden ab 1500 genannt Michel der Meurer[75]), Hans der maurer[76]), Lorencz der maurer[77]). Einmal erhält ein Maurer einen Betrag für das Weißen der Hinterkirche (des Schlosses)[78]). Der Erbauer der Christophoruskapelle war ein Meister Gregor[79]). Der Königsberger Baumeister Hans von Helb, dem Hochmeister Albrecht den Bau der Franziskaner empfiehlt, ist wohl derselbe wie Hans der Maurer[79aa]). 1525 werden die Löbenichtschen Maurermeister Thewes Schade, Cristoff Trintter, Jacob Pole und Peter Hintsze erwähnt[79a]).

Erstmalig ist die Rede von einem Königsberger Maurergewerk in einer undatierten Danziger Urkunde vom Ende des 14. Jahrhunderts[80]), wo der Rat der Altstadt Königsberg den Danziger bittet, über Ruf und Lebensweise des Vorzeigers Lutolf, den die Maurer (cementarii) nicht in ihr Gewerk aufnehmen wollen, ein Zeugnis auszustellen. Vielleicht ist noch älter ein undatiertes Leumundszeugnis des Königsberger Maurergewerks von vor 1392 für den Maurer Hannus mit der Haube und die Verrufserklärung des Hans Tyrmechen und ein Schreiben des Königsberger Rats an den von Thorn über die Führung des Maurers Hans Tyrmechen vom 13. Juni 1392[81]). In der undatierten Urkunde werden als Älteste des Königsberger Maurergewerks genannt der Stadtmaurer Andris, Nicolaus Wyschegrode, Hannos Wyes und Hans Gotlant (wahrscheinlich der Vater des in Thorn und Braunsberg tätigen Hans Gotlant); und in der Urkunde von 1392 werden als Älteste des Königsberger Maurergewerks erwähnt: Vincencius, Hensel Teschel, Nitze Decker, Frolich, Postelyn und als Meister Albrecht und Jacob Grisow. 1520 wird gebucht, daß die Maurergilde auf dem Steindamm oder der Laak ein Haus besitze[82]).

---

71) Franz a. a. O. S. 111.
72) Kbg. A. B. n. 105.
73) Franz a. a. O. S. 34 f. n. XIII a—d u. XV—XVII.
74) Bernh. Schmid: Die Baumeister im Deutschordenslande Preußen. 1939.
75) O. F. 192, 61.
76) O. F. 192, 61.
77) O. F. 192, 153 u. O. F. 193, 49.
78) O. F. 196, 108.
79) O. B. A. (1518?).
79aa) O. F. 42, 292.
79a) Perlbach, Quellenbeitr. S. 192 nr. 194.
80) Dzg. Std.-A. A. 300, 67 nr. 5.
81) Thorn Std.-A. Waschlagersche Sammlung und Mitt. d. Copp. Vereins Heft 20 S. 25—27.
82) O. B. A. 1520 (o. D.) II.

Uns ist die Rolle der Maurer von 1564 im Original auf Pergament erhalten[83]); darin heißt es, daß die Räte der drei Städte sich den alten Werkbrief vorgenommen und ihn zeitentsprechend mit Genehmigung des Fürsten und des Maurergewerks erweitert und verändert haben. Die Liste von 1652 (Etat-Mi 81 c 2) führt aber für das Jahr 1564 zum erstenmal auf: Maurer und Zimmerleute. Auch die Rolle der Zimmerleute ist uns erhalten[83]) und stammt vom selben Jahr wie die Maurerrolle: Diese ist am 13. Februar verliehen, jene am 19. Mai. Beide stimmen auch inhaltlich — was ja durch die Bindung an den Bau gegeben ist — weitgehend überein. Da uns nun eine Rolle der Zimmerleute von 1531[83]) erhalten ist, wäre es nicht zu gewagt, auch auf eine Maurerrolle aus diesem Jahr zu schließen.

Die Rolle von 1564 verlangt von den Maurern vor allem gute Kenntnisse über die Herstellung des Mörtels, die Beschaffenheit des Sandes und Kalks. Als Arbeitsgegenstände werden aufgeführt: Türme, Basteien, Streichwehren, Stadtmauern, Kirchen, Häuser, Brandmauern, Giebel, Schornsteine, Dächer, Tünche. Gerätschaften des Maurers sind: Picken, Stangen, Possekel, Scheiben (= flache Schüsseln) und Leinen, mit denen man Ziegel und Kalk in die Höhe ziehen kann. Bei dieser Aufzählung ist zu bedenken, daß die Maurer nicht nur aufzubauen, sondern auch niederzureißen hatten. Jeder Gesell sollte beim Bau haben einen Hammer, eine Kelle und eine Mulde, aus der er mauert. Später wird noch einmal angeführt, daß er besitzen müsse ein Handbeil, ein Richtscheit, Haue und Pinsel. Der Bauherr hatte die Teinen (auch Tine-Bütte, Kübel, Wanne), Mulden und anderes, darinnen man den Kalk zuträgt, zu verschaffen und auch den „Kalkschlaher" zu entlohnen. Der Meister hatte stets auf dem Bau mitzuarbeiten. Er, der ja zugleich der Unternehmer war, erhielt nach der Ordnung für die Städte vom November 1521[84]) im Sommer 12 und im Winter 10 Schillinge, ein Werkmeister (wohl der Polier, sonst heißt auch der Eldermann so; Bernhard Schmid weist nach, daß mit diesem Ausdruck hauptsächlich Tiefbauingenieure belegt wurden, die Mühlenwehre und Fließe wie unsere Katzbach anlegten. Doch kommt dies in diesem Zusammenhang wohl nicht in Frage) 10 bzw. 9, ein Gesell, der mit der Kelle arbeitet, 9 bzw. 8, ein Handreicher und ein Kalkbereiter 7 bzw. 6 Schillinge den Tag. Der Maurer war also einer von den wenigen Handwerkern, die Tagelohn erhielten. Übernahm ein Maurermeister auswärts einen Bau, so brauchte ihm der Bauherr nur die Auslagen für die Hinfahrt zu ersetzen. Auf Verlangen des Bauherrn mußten die Ältesten des Werks einen Bau begutachten. Die Rolle enthält auch das Gebot, das schon die große Willkür[85]) aufstellt, daß ein Maurer nur ein Werk anfangen und diesen Bau nur dann verlassen solle, um einen zweiten zu beginnen, wenn dem Bauherrn das Geld ausginge. Sobald dieser aber neues Betriebskapital erhielt, mußte er zum ersten Bau zurückkehren. Das Bruderbier wurde zu St. Barbara getrunken (Dez. 4).

---

83) Etat-Min. 81 c 2.
84) Toeppen a. a. O. V, 684.
85) Franz a. a. O. S. 37.

In der Rechnunglegung über den Bau der Christophoruskapelle[86]) hören wir, daß der Maurermeister Greger erhielt: LXXX mr. zum ersten auf arbeyt, XX mr. auf arbeyt, XXX mr uber das verdungene mit bewilligung Jorg Cramers, wan dy kerch ist lenger und weiter worden, wan wy vordungen gewest ist. Ferner ist dort verzeichnet: 4 Sch. zcu tranckgelt den meweren, als das gewelb ist geschlossen worden. Danach scheint schon im Mittelalter ein dem heutigen Richtschmaus entsprechender Brauch geübt worden zu sein.

Der Vollständigkeit halber seien noch andere in der Ordenszeit belegte Maurer aufgezählt, von denen man nicht sagen kann, ob sie überhaupt noch den in ihrem Namen angegebenen Beruf ausübten oder ob sie Baumeister oder nur Handlanger waren. In der Altstadt werden erwähnt 1463 Andris, 1500 Michel, 1520 Merten. In altstädtischen Vorstädten Benedict, Mates und Jacoff (1520). Im Kneiphof 1477 Hans Maurer, ebenso 1500. 1520: Briccius, Jeorgen, Marcus, Peter, Der meurer im keller, Czickelbart der meurer und Schlotterkop, meurer. Für den Löbenicht sind bezeugt: 1500 Lorenz Meurer, 1520 Macz und Thewes.

Die Große Willkür erwähnt noch Leymdecker[86]), die offenbar die Gefache der Fachwerkhäuser mit Lehmklebwerk (Lehm auf Astwerk) füllten. Von einem gewerklichen Zusammenschluß dieses Handwerks ist uns nichts bekannt. Offenbar gingen sie mit den Maurern zusammen. In einem Rechnungsbuch des Ordens wird ein Lehmcleber vom Hauße auf der Brucke[87]) erwähnt. (Bei Ehrenberg, Anm. 40 S. 119 wird ein T ü n c h e r o d e r L e h m k l e b e r aus Nürnberg genannt.)

Ein mittelalterliches Bürgerhaus ist uns noch in einem Hinterhaus der kneiph. Hofgasse erhalten, doch steckt noch viel gotisches Mauerwerk in den Kellergeschossen der alten Stadtteile. Genaueres können wir auch noch sagen über den gotischen Bau des Hauses Hökergasse 10, der genau aufgenommen und auch im Bilde festgehalten ist. Was sonst an mittelalterlichen bedeutsamen Bauwerken vorhanden ist, hat mehrfach seine Behandlung gefunden und braucht hier nicht erneut aufgezählt zu werden.

S p i e l l e u t e, S t a d t m u s i k a n t e n, O r g a n i s t e n u n d O r g e l m a c h e r.

Die Rolle der Königsberger Spielleute, die lange Zeit eines unleserlichen Wortes wegen für die der Mewer Musikanten angesehen wurde, ist uns in einer Abschrift aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts erhalten in einem Sammelband der Stadtbibliothek[88]). Sie schließt: Dese bruderschaft hat gestanden XLV iar no czu den phingesten by des bedermannes geczyten her Frederich Parcham, der der kumpanie wart irsten gegeben czu eynem houptmanne, see czu vorsteyn. Ein Friedrich Parcham wird 1351 zweimal urkundlich erwähnt[89]). Danach müßte die Zunft ungefähr um 1310 sich ge-

86) Franz a. a. O. S. 37 XX u. A. 46.
87) O. F. 193 S. 75.
88) Mss. S. 50 III fol. p. 401—3. Gedr. Altpr. Monatsschrift. 44. 1907 S. 112—19. (Sophie Meyer). Vgl. Krollmann, Ch.: Mitt. d. V. f. Gesch. v. Ost- und Westpr. 3 S. 53—54 (1928. 2).
89) Kbg. A. B. S. 61. und Lübeck Sts.-A. Borussica 6.

bildet haben als ein recht loser Zusammenschluß, der seine Angelegenheiten völlig selbständig regelte und erst später, eben zur Zeit Friedrich Parchams, vom Rat einen „Hauptmann" und eine Rolle erhalten hat. Die ganze Rolle wirkt altertümlich, einmal durch ihre Kürze, dann aber auch durch die Großzügigkeit ihrer Bestimmungen und durch den einzigen Verbindungsmann zum Rat. Es wäre aber auch möglich, wenn auch wenig wahrscheinlich, daß erst ein Nachfahr des uns überlieferten Friedrich Parcham, der denselben Namen wie er trug, der erste Hauptmann der Gilde wurde und die Rolle damit erst in den Anfang des 15. Jahrhunderts gehört, in die Zeit, da die Abschrift gefertigt wurde; denn in einer Eingabe der „gesambten Zünfft der Instrumentisten der dreyen städte Königsberg"[90]) an den Kurfürsten beklagen sie sich, daß ihnen trotz ihrer „von undencklichen jahren hero" 1 4 1 3, 1610, 1617, 1622, 1645, 1647 erteilten Rollen, Schutzbriefe und Privilegien allerlei Pfuscher mit ihnen in unlauteren Wettbewerb treten. Die Liste von 1652 erwähnt nur eine Rolle der (altst.?) Instrumentisten von 1589; welche Jahreszahl in dem Gesuch gar nicht vorkommt. Vermutlich haben die Bittsteller unsere alte Rolle gar nicht als Vorläuferin ihrer späteren angesehen, weil sie nicht die Belange der Stadtmusikanten, sondern die der Spielleute schlechthin und auch die der gastierenden Instrumentisten regelt. Wir tun gut daran, wenn wir bei der Datierung der Rolle mit etwa 1350 bleiben. Wären diese „Gesetze" nicht gerade den Spielleuten gegeben, also einem Beruf, dem die Bezeichnung Handwerk von Rechts wegen gar nicht zukam, da er ja nicht mit seinen Händen ein sichtbares Werk fertigte, das längere Zeit überdauerte, so könnte man diese Statuten als einen Beleg dafür anführen, daß die Innungen aus den geistlichen Gilden hervorgingen. Zwei Ausdrücke gebraucht diese Rolle für den Zusammenschluß der Spielleute: Kompanie und Bruderschaft. Die sonst für Handwerke übliche Bezeichnung Werk fehlt. Bruderschaft wird ein Gewerk aber in andern Rollen nur dann genannt, wenn von seiner geistlichen Gemeinschaft die Rede ist. Der Schlußpassus der „Gesetze" lautet: Dese b r u d e r s c h a f t hat gestanden XLV iar. Kompanie bezeichnet nur die Summe der Mitglieder. Von einer Morgensprache ist nicht die Rede, sondern nur von unregelmäßigen Versammlungen, so wie sie die Not erfordert. Daß die Ehefrauen den geistlichen Gilden der Handwerker angehören, ist die Regel, daß sie aber wie hier zugegen sind, wenn die Männer beraten — sie selbst dürfen nicht mitstimmen — ist sonst nicht üblich. Die Mitglieder heißen auch Brüder, (die jüngsten B r ü d e r (nicht Spielleute oder „Meister") sollen die B r ü d e r beboten), und der Beitrag geht in die Kasse der B r u d e r s c h a f t. Eine andere Zahlung wird gar nicht gefordert. Was die Gäste leisten müssen, sind sie „unser vrouwen schuldig", d. h. es kam der Verehrung der Gewerkspatronin, der Jungfrau Maria, zugute.

Aus all dem geht ja wohl zur Genüge hervor, daß dieser Zusammenschluß die ansässigen wie die zuwandernden Spielleute in einer geistlichen Gilde einte, die allen ein ehrliches, christliches Begräbnis im Beisein der

[90]) Etat-Min. 81 c 2. Vgl. Küsel, Georg: Beitr. z. Musikgeschichte der Stadt Königsberg i. Pr. Kbg. 1923 S. 33.

Werkbrüder sicherte, und daß diese lose Bindung gleich dazu benutzt wurde, die wichtigsten Fragen des Berufs so zu regeln, daß es zwischen den Gewerksgenossen zu möglichst wenig Zusammenstößen kam.

Die durch die Bittschrift festgelegte Rolle von 1413 dürfte dann den neu geschaffenen S t a d t m u s i k a n t e n, und nur diesen, gegeben worden sein.

Als Heinrich von Derby in Königsberg weilte, versäumten die Königsberger Musikanten nicht, dem hohen Prinzen ihre Aufwartung zu machen, und in des Engländers Rechnungen finden wir ein Geschenk gebucht, das sie für ein Ständchen am 27. Dezember 1390 erhielten[90]). Eine gleiche Eintragung findet sich für den 1. und 5. Januar 1391: Item data ministrallis ville de Conyngburgh in festo sancti Johannis Evangeliste 2½ marc. pr. Ministrallis ville eodem die ibidem (Circumcisionis domini) 13 s 4 d. Item data ministrallis de Conyngburgh in vigilia Epiphanie Domini 2 flor. Item diversis harpours ibidem eodem die de dono domini 16 s pr[91]). Können wir diese Spielleute schon als Stadtmusikanten bezeichnen? Auch andernorts werden diese Bläser und Fiedler erst um 1400 seßhaft und gehen Verträge mit dem Rat ein, wodurch sie Stadpfeifer oder Stadtmusikanten werden (s. Rolle von 1413). In der Hochzeitsordnung der drei Städte von 1501 werden zwei Lautenschläger genannt[92]), die bei „Köstungen" im Junkerhof aufspielten und für jedes Fest 1½ ℳ gering und zum Gottespfennig noch einen Vierdung erhalten. Es war Braut und Bräutigam aber verboten, noch irgendein Trinkgeld zu geben. Die Hochzeitsordnung vom 11. Dezember 1523[93]) bestimmt, daß nur die dem Hof zuständigen Spielleute aufspielen dürfen und daß ihr Lohn außer dem Gottespfennig 2 ℳ betragen soll. Wahrscheinlich entwickelte sich aus diesen Spielleuten des Artushofes das Stadtmusikantentum. Jedenfalls spielten 1613 die Stadtmusikanten bei Hochzeiten auf. Sicherlich hat auch jede Stadt ebenso wie die Burgfreiheit ihren Türmer gehabt, der nicht nur Warnungssignale blies, sondern auch gelegentlich ein Liedchen oder einen Choral von den Haupttoren der Stadt erschallen ließ, wie das ja für die spätere Zeit noch vom kneiphöfschen Stadtmusikanten belegt ist, der seine Stückchen zur Börsenzeit vom Grünen Torturm ertönen ließ, und das tägliche Blasen vom Schloßturm ist ja auch nichts anderes als eine Fortsetzung dieser alten Gewohnheit. Nach Miraus Lobspruch der Stadt Königsberg geschah dies 1608 täglich um 16 Uhr[94]).

Von den Torbläsern kam den Stadtmusikanten neuer Zuwachs. Sie werden nicht nur verstanden haben, die Laute und das Horn zu handhaben, sondern auch Trommel, Pfeife, Fiedel und Posaune. Nicht ohne Grund hieß der Sitz der Musikanten im Artushof „Pfeiferbank". Die Posaune bliesen sie, wenn sie als Herolde auftraten, und Pfeifen und Trommeln brachten das städtische Aufgebot in Gleichschritt[95]). Die Spielleute des

---

91) Prutz a. a. O. LXIX u. S. 101 f.
92) Franz a. a. O. S. 150.
93) O. B. A. 1523 Dez. 11. o. S.
94) N. Pr. Pr. Bl. a. F. VIII. 1855. S. 111.
95) Müller-Blattau in Deutsche Staatenbildung u. deulsche Kultur im Preußenlande S. 162.

Artushofes musizierten auch zu den verschiedenen „Höfen" (Trinkzeiten) der bürgerlichen Oberschicht und bei den Tänzen in Garten und Hof.

Bei festlichen Gelegenheiten kamen auswärtige Spielleute nach Königsberg, vor allem zur Jahrmarktszeit. Als der Orden und die Städte auf sehr gespanntem Fuß standen, erschienen im Jahre 1453 fremde Spielleute auf dem Königsberger Jahrmarkt[96]) und sangen Spottlieder auf den Orden. Das Schicksal war ihnen günstig; denn als der Hochmeister dem Obersten Marschall den Befehl gab, sie gefangenzunehmen, waren sie bereits ins Balgaische Gebiet entwichen. Auch zur Fastnacht und zur Weihnachtszeit scheinen fremde Spielleute in unsere Stadt geströmt zu sein. Alle diese mußten im 14. Jahrhundert den hier ansässigen Musikanten eine Steuer in Wachs zahlen, dann konnten sie ungestört ihrem Erwerb nachgehen. Das ist ja mit ein Beweis dafür, daß zu der Zeit, als die Rolle (etwa 1350) gegeben wurde, noch kein fest organisiertes Stadtmusikantentum bestand. Alle Mitglieder der Bruderschaft mußten damals ihren Beitrag nach Fastnacht, offenbar nach der Zeit der stärksten Einnahmen, abliefern.

Die Rolle gebraucht nicht den Ausdruck „Meister", wohl aber den „Gesell". Ein Gesell war derjenige, der bei einem andern Musikanten in Lohn stand und über die Anfänge der Kunst hinaus war, wobei sicher einfach die Zeit seines Lernens ausschlaggebend war. Der ganzen Art des Berufes entsprechend war es auch schwer, ein Meisterstück zu verlangen. Daß auch ein Gesell ein Bruder genannt wird, ist nicht weiter verwunderlich, da ja auch andere Werke die Gesellen in die geistliche Bruderschaft aufnahmen. Wie es den Handwerkern verboten war, ihre Waren zu verhökern, so war es den Spielleuten untersagt, ihre Dienste anzubieten. Man mußte sie suchen. Da zu Pfingsten und Weihnachten Biergeld zu entrichten war, darf man wohl annehmen, daß zweimal im Jahre Bruderbier getrunken wurde. Dieses währte mehrere Tage. Ihre Seelmessen hielten die Spielleute am Freitag nach Fronleichnam.

Die ansässigen Musikanten sahen darauf, daß nur anständige Spielleute in ihren Zusammenschluß kamen; denn unter den Fahrenden barg sich viel Gesindel. Die Ordensrechnungen verzeichnen verschiedentlich Geschenke an Pfeiffer (1 M geben den pfeiffern, die in der tagfart nach Valentini fur den regenten pfiffen[97]). — 1½ M geschankt den pfeiffern in der (Quatember)-ordnung Michael[98]). — 3 M geben den pfeiffern in weinachtsheiligen tagen[99]). 16 geben dem pfeiffer, der do uf der lauten schlug, als der Eiflender widerqwam[100])). Einmal werden ½ M gegeben „dem mit den registritten tafeln von sanct Barbaren spilenden"[101]). Die Zufügung des Datums: „Sontags nach dem jarmarkt" läßt wohl den Schluß zu, daß es ein fahrender Spielmann war, während wir bei den Pfeifern es ebensogut mit Stadtmusikanten zu tun haben könnten. Im Marienburger Treßlerbuch werden

96) Perlbach a. a. O. S. 44.
97) O. F. 196 f. 56.
98) O. F. 196 f. 56.
99) O. F. 197 f. 49v.
100) O. F. 198 f. 51.
101) O. F. 196 f. 56v.

verschiedentlich Königsberger Liedsprecher und Spielleute erwähnt[102]). 1512 erhalten die Pfeifer Hans von Regen, Steffan von Barchin und Michel von Weißenburg einen Paßbrief nach St. Jakob. Ihre Namensform läßt vermuten, daß es Fahrende und nicht Königsberger sind[102a]). Ein Andres der Lautenschlager wird 1520 auf einer altst. Vorstadt gebucht[102b]).

Markgraf Albrecht begann schon als Hochmeister mit der Gründung einer eigenen Kapelle. Sein Drummenschläger Hensel Moser war schon unter Hochmeister Friedrich von Sachsen so bekannt, daß man ihm sogar aus Livland Schüler schickte[103]). Der Drommeter Hans Kugelmann[104]), dem später noch Brüder in den fernen Osten folgten, war mehr als ein einfacher Trompeter, nämlich Tonsetzer. Der Lautenschläger Georg kam mit zwei Lehrjungen von Passau nach Königsberg[105]). Die beiden folgenden Eintragungen einer Rechnung berichten von einer kleinen Tragödie: „½ M des Lautenschlägers Jungen für ein klein Geiglein" und danach „½ M dem schutzen, den Jungen wiederzuholen, (der) meister Georgen, dem Lautenschlaer entlaufen".

1507 wird ein Jakob Orgelmacher erwähnt[106]). Nach einer Ordensrechnung wurde 1500/1 einem Orgelmacher „lohn vom wercke" gezahlt[107]). Vermutlich betreute der löb. Barbier Caspar seit 1493 die Orgeln der Pfarrkirche St. Barbara und der Marienkirche im Schloß. Im genannten Jahre schließt Meister Caspar mit den Stadtvätern des Löbenicht einen Vertrag[108]), wonach er 10 M jährlich von den Kirchenvätern erhält wegen des Orgelwerks. Und 1508 heißt es: „hat man meister Caspar, barbierer im Lebenicht, die Orgel aufm schlos 2 jahr lang zugesagt, also das man im ein Jahr 10 M und 8 ellen gewandt in massen wie vor zu lon geben soll"[109]). Es ist kaum anzunehmen, daß der Barbier Organist war; denn gleich hinter dem ersten Vertrag werden im löbenichtschen Stadtbuch zwei Organisten erwähnt. Vermutlich verstand der Barbier etwas vom Orgelbau, wenn auch diese Betätigung seltsam zu seinem Gewerbe paßt. Einem Organisten der Kirche auf der Burg werden 1525 4 M gezahlt[110]).

Goldschmiede.

Königsbergs Goldschmiede finden in E. v. Czihaks grundlegendem Werk[111]) ausführliche Behandlung. Das Folgende ergänzt Czihak, rückt einiges zurecht und bringt im übrigen nur das Wesentlichste über unsere Goldarbeiter.

---

102) S. 14 ff. s. auch Müller-Blattau a. a. O. S. 156 ff.
102a) O. F. 34, 143.
102b) OBA 1520 II o. D.
103) O. F. 29, 114.
104) O. F. 200 f. 174v.
105) O. F. 200 f. 198 u. f. 200.
106) O. B. A. 1520 II o. D.
107) O. B. A. (1523).
108) Perlbach Qu. S. 159.
109) O. F. 24a S. 324.
110) O. F. 200 f. 174v.
111) E. v. Czihak, Die Edelschmiedekunst früherer Zeiten in Preußen. Düsseldorf 1903.

Kein anderes Handwerk hat die Städte- und Ständetage so oft bemüht wie das der Goldschmiede. Vom Ende des 14. Jahrhunderts an steht fast auf dem Programm jeder Tagfahrt ein Punkt, der die Goldschmiede betrifft. Bald geht es um die Preissetzung, bald um die Festlegung des Feingehalts von Gold und Silber und der aus ihnen gefertigten Werke, bald handelt es sich um den verbotenen Aufkauf des Silbers und vor allem um das Einschmelzen der geprägten Landesmünze[112]). Der Preis der Goldschmiedearbeit war abhängig von dem Gewicht des hergestellten Gegenstandes, sein künstlerischer Wert wurde nicht eingeschätzt. Um 1400 wurde die Arbeit etwa mit $^3/_7$ des Silberwertes der fertigen Arbeit entlohnt[113]). Schon 1395 wurde die Stempelung des angefertigten Werks mit dem Zeichen des Meisters und der Stadt verlangt[114]). Andere Erlasse regelten das Feinbrennen des Silbers, das nur in bestimmten Städten, darunter auch in Königsberg, und nur von Goldschmieden vorgenommen werden sollte[115]). Alle Verordnungen konnten nicht verhindern, daß minderwertige Ware auf den Markt gebracht wurde, wie silber- und goldplattierte oder kupferne Gürtel und Kelche, die mit aufgestrichenem Langolde, das die Maler verwandten, vergoldet waren[116]). Die Ständeakten Toeppens wimmeln von solchen Verfügungen. Czihak gibt eine gedrängte Übersicht davon.

1517 wünscht Hochmeister Albrecht, daß die alte Ordnung von den Städten gefordert und mit der von ihm zugesandten Nürnberger verglichen werde[117]). Die Liste von 1652 führt diese alte Ordnung nicht auf. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die Goldschmiede zu der 1453 erwähnten Restgruppe aller derer gehörten, die „mit dem Hammer arbeiten"; obwohl Eligius, der Patron des Königsberger Gewerks, anderweitig auch der Schutzherr der Schmiede überhaupt ist. Die Litauerreisen mit ihrem Zustrom an Gästen haben das Königsberger Goldschmiedegewerk sicher recht früh zu Bedeutung gebracht[118]); aber erst 1624 wurde eine neue Rolle konfirmiert und allseitig anerkannt.

Czihak sagt: „Nicht alle Werksverbände besaßen das Recht, ein Siegel zu führen. In Königsberg scheint der Rat am Anfang des 16. Jahrhunderts die Führung eines Werksiegels noch nicht verstattet zu haben. Es werden Dienstbriefe und Kundschaften über Angehörige des Goldschmiedegewerks durch Vermittlung des Rats und unter dessen Siegel ausgestellt." Czihak irrt hier. Die Benutzung von eigenen Werksiegeln war überhaupt verboten; aber dieses Verbot wurde, wie viele andere, nicht strikt beachtet. Uns ist ein schwer beschädigtes Siegel der Königsberger Goldschmiede an einer Urkunde aus dem Jahre 1487 erhalten[119]). Es stellt offenbar nicht, wie sonst üblich, den heiligen Eligius dar, sondern zeigt Handwerksgerät.

---

112) Toeppen a. a. O. I, 50.
113) Toeppen a. a. O. I, 53.
114) Toeppen a. a. O. I, 82—84 u. 114 u. 118.
115) Toeppen a. a. O. I, 192.
116) Toeppen a. a. O. II, 61 u. 705.
117) O. F. 287 f. 154v.
118) SS. rer. Pruss. II, 163.
119) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 140.

Klagen über Bönhasen auf der Schloßfreiheit setzen mit dem Jahre 1508 ein und reißen dann nicht mehr ab[120]). Die Tatsache, daß sich die Königsberger Goldschmiede nach 1500 um eine neue Ordnung bemühten, beweist auch, daß innerhalb des Gewerks und in seiner Stellung zur Obrigkeit nicht alles in Ordnung war. Ihr Entwurf von 1515 wurde trotz aller Bemühungen des Bischofs Polenz von Markgraf Albrecht nicht bestätigt. Czihak urteilt über den Geist dieses Entwurfs wie folgt: „Es fällt auf, daß die allgemeinen, im öffentlichen Interesse zu erlassenden Vorschriften den eigentlich zünftigen, dem Nutzen des Gewerks dienenden gegenüber eine verhältnismäßig unbedeutende Rolle spielen. Dies ist nach ihrer Entstehungsweise erklärlich. Eine Vorschrift über die Stempelung ist ganz zuletzt angehängt; auffallenderweise ist nur von einer Stempelung mit der Herrschaft, also des Ordens, Zeichen die Rede; aber weder von einer Bezeichnung mit der Marke des Verfertigers noch mit dem Stadtstempel. Dies ist ganz ungewöhnlich und nie zur Ausführung gekommen. In der ganzen Ordnung erscheint nicht ein einziges Mal der Rat oder das Stadtregiment; alle Aufsichtsrechte sind dem Hochmeister übertragen, dem auch die Strafen zufallen. Im ganzen trägt die Ordnung trotz ihrer Bestätigung durch die fürstliche Kanzlei mehr den Charakter einer von dem Gewerke selbst verfaßten Willkür als einer obrigkeitlichen Vorschrift. Sie atmet einen kleinen, ängstlich auf die Wahrung der Zunftinteressen bedachten Geist. Ich habe den Eindruck, als ob das Goldschmiedewerk, um sich der Aufsicht des Rates der Städte zu entziehen, diese Ordnung aus der Hand des Hochmeisters annahm unter der Bedingung, daß keine ihm lästigen Bestimmungen in sie aufgenommen würden."

1517 beschwert sich Königsberg[121]) über die willkürliche Arbeit der Goldschmiede. Der Hochmeister verspricht, eine Ordnung zu erlassen, die beiden Teilen gerecht wird, auch einen Wardein (Prüfer) zu bestellen[122]). Daraufhin holten die Goldschmiede zum Gegenschlag aus. In einer Bittschrift an den Hochmeister[123]) erklärten sie, daß sie ihre alte Gewerksrolle zurückgegeben hätten und sie nicht mehr beachteten, weil sie nicht die von der Stadt verlangten Strafen zahlen wollten. Der Hochmeister forderte von den Städten den alten Werkbrief ein[124]), um ihn mit der Nürnberger Goldschmiedeordnung vergleichen und eine neue Rolle aufstellen zu lassen. Die Entscheidung wurde durch kriegerische Ereignisse verzögert. Die 1521 erlassene Ordnung[125]) unterstellte die Goldschmiede wieder der Stadtobrigkeit. 1523 schickte Hochmeister Albrecht aus dem Reich die Nürnberger Goldschmiedeordnung von 1515 nach Königsberg[126]). Die Goldschmiede bemühten sich weiter durch ihren Mittelsmann, den Münzmeister Albrecht Will(de), beim samländischen Bischof um Bestätigung ihres Rezesses von 1515; Polenz vertrat ihre Sache

---

120) Toeppen a. a. O. V, 538.
121) Toeppen a. a. O. V, 599.
122) Toeppen a. a. O. V, 611 u. O. F. 58, 12.
123) Freibergs Chronik (herausgeg. von Meckelburg) S. 7.
124) O. F. 58, 12.
125) Toeppen a. a. O. V, 681.
126) O. F. 48 fol. C, 14 u. Etat-Min. 81 c 2.

nachdrücklich beim Hochmeister[127]). Er verwies darauf, welche Vorteile für Königsberg die von ihnen zugesagte Bestallung eines Schaumeisters, die der Hochmeister immer wieder versprochen, aber nie ausgeführt hatte, haben würde, da dann andere Städte hier arbeiten lassen würden; auch machte er auf die Einnahmen durch die dem Orden anheimfallenden Strafgelder aufmerksam. Der Widerstand der Städte und der Aufstand der andern Handwerker gegen die Stadtobrigkeit ließen den Hochmeister keinen solchen Entscheid zu Gunsten der Goldschmiede treffen, da er auch in solchen bewegten Zeiten die Autorität des Rats nicht untergraben wollte.

In Königsberg war bis 1684 nur die Stempelung mit dem Meisterzeichen und nicht mit dem Stadtzeichen üblich[128]).

Ist bei nahezu allen Königsberger Gewerken eine starke Ausrichtung auf Danzig zu erkennen, so tritt sie bei den Goldschmieden ganz besonders deutlich hervor. Von Niclas Dethart[129]) wissen wir, daß er in Danzig gearbeitet hat, einmal wird sein Meister Jorgen Gerdt genannt, ein andermal heißt sein Arbeitgeber Hans Colner[130]). 1508 fragt Königsberg beim Danziger Rat an, wie hoch dort die Mark Silber gearbeitet werde[131]) und erhält dann am 14. April zur Antwort[132]): „Wir thun wissen, das ein yeclich goltschmide gut silber sall arbeiten zu allem hammerwergke alß koppe, schalen, nappe, pecher, kellich und leffel." Bei diesem allen soll bei einer Gewichtsmark nur ein Gewichtsskot Zusatz sein. Bei Sachen, die man löten muß, wie Gürtel und Knoffe, hingegen, kann sich der Zusatz auf 1½ Gewichtsskot erhöhen. — Schon 1499 hatte der Rat der Altstadt dem Danziger eine Silberprobe von einer Monstranz zugeschickt mit der Bitte[133]), sie auf ihren Feingehalt untersuchen zu lassen, was denn auch der dortige Münzmeister in Gegenwart der geschworenen Elderleute und Meister der Danziger Goldschmiede tat. Danziger Goldschmiede, aber auch Danziger Bürger, die ihren Besitz an silbernen und goldenen Geräten günstig loswerden wollten, besuchten regelmäßig den Königsberger Jahrmarkt, wo aber ihre Ware genau durch die Ältesten des Königsberger Goldschmiedegewerks gemustert wurde. Das gab verschiedentlich Anlaß zu Streitigkeiten, und der Danziger Rat schrieb dann an den Königsberger Gesuche zwecks Aushändigung der beschlagnahmten Waren an seine Bürger. Dies geschah 1480[134]), wo unsere Goldschmiede Gürtel beschlagnahmt hatten, dann 1483[135]), wo die hiesigen Gewerkselderleute die vergoldeten Silbergürtel von vier Danzigern minderwertig befunden hatten und Königsberg die Rückgabe verweigerte, jedoch Spangen der konfiszierten Güter zur Untersuchung nach Danzig sandte, damit sie dort auf ihre Mischung untersucht würden. Eine Beschlagnahme von

127) O. B. A. 1523 März 28.
128) Toeppen a. a. O. V, 687.
129) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 146.
130) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 140.
131) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 267.
132) O. F. 27, 299.
133) O. B. A. A 8.
134) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 103.
135) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 121.

Danziger Goldschmiedearbeiten auf dem Jahrmarkt von 1508[136]) wirbelte viel Staub auf. Dadurch wurde auch jene oben erwähnte Anfrage des Königsberger Rats in Danzig veranlaßt. Eigenartig war das Verhalten der Ordensherrschaft gegenüber dieser Maßnahme. Der altst. und löben. Rat berufen sich auf die alten Rezesse; da aber auch Elbinger, Thorner und Heilsberger Waren beschlagnahmt waren, wollen die Ratmannen sicher gehen und an der Herrschaft eine Stütze haben. Ihnen wird aber der folgende Bescheid: Es sei den Herren schwer, in dieser Sache zu antworten, da sie auch darin Richter sein müßten. Sie meinen, die alten Rezesse seien nicht lange in Brauch gewesen, und man habe gestattet, wider sie zu handeln. In diesem Falle sei der Beschlagnahme kein Verbot oder keine Warnung vorausgegangen. Die Rezesse verlangen nur, man solle gut Silber verarbeiten, geben aber kein Maß an. Außerdem sei das Silber aus den Bergwerken jetzt nicht mehr so rein wie früher. Sie sollten Proben von dem konfiszierten Gut nehmen und sie versiegelt auf dem Rathaus aufbewahren, die Sachen selbst aber gegen Bürgschaft zurückgeben. — Kurz und gut, die Herrschaft steht aus Furcht vor Verwicklungen nicht zu ihren Geboten[137]). Der Königsberger Rat sendet zunächst d a s Silber zurück[138]), das 22 Skot wog, das geringere erstattete er vorerst noch nicht. Zwei Monate später schickt er auch dies zurück[139]); und dennoch wird auf dem Danziger Dominik des nächsten Jahres der Bürgermeister Pflaum von der Altstadt Königsberg von einer Frau, die durch die Beschlagnahme betroffen worden war, ein Verräter und Schalk[140]) genannt, und die Danziger Goldschmiede empören sich gegen ihn und verlangen, daß man ihnen das wider alle Billigkeit zurückgehaltene Silber erstatte, obwohl es längst zurückgegeben ist. Darauf verlangt Königsberg, daß der Großkomtur bei dem Danziger Rat vorstellig werde, da Königsberg vollkommen im Recht sei und Danzig es nicht einmal für nötig befunden habe, die Schuldigen zu bestrafen[141]). — Bei einer Konfiskation Danziger Waren durch Königsberger Goldschmiede im Jahre 1518 bemüht sich nicht nur der Danziger Rat[142]), sondern sogar der polnische König beim Hochmeister um Wiedererstattung des beschlagnahmten Guts[143]).

Beziehungen unserer Goldschmiede zu den Elbinger Werkbrüdern werden durch ein Zeugnis zweier hiesiger Elderleute, Niclis Detharts und Mertin Ploczkes, aus dem Jahre 1501 belegt. Sie bescheinigen dem Gesellen Bartholomäus Meygenreys, der nach Elbing geht, daß er bei Meister Niclis in Arbeit gestanden und sich ehrlich geführt habe[144]).

Mit den beiden letzten Hochmeistern tritt das Ordensland in Beziehung zum Hauptort deutscher Goldschmiedearbeit: zu Nürnberg. Hochmeister Friedrich bestellte etwa 1510 bei dem Nürnberger Goldschmied Ruedolff

---

136) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 270 u. 271; Lib. Miss. S. 263 u. 520. Sts.-A. Kbg. O. F. 29, 19.
137) O. F. 27, 299 ff.
138) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 270.
139) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 271.
140) O. F. 28, 174.
141) O. F. 28, 182.
142) O. B. A. A 63.
143) O. B. A. XXVa, 28.
144) Elbing Std.-A.

Kilian ein silbernes St. Annenbild, das bis Michaelis 1511 fertig sein sollte[145]). Hochmeister Albrecht hatte ganz besonders enge Bindungen an Nürnberg, und er versäumte es nicht, in den Streitigkeiten zwischen den Goldschmieden und den Räten durch die Übersendung der Nürnberger Goldschmiedeordnung einen Weg zur Einigung zu weisen[146]). 1524 wird der Nürnberger Goldschmied Arnold Wenk in Ordensfolianten genannt und 1525 wird er Lieferant des Markgrafen Albrecht[147]). Ein Meister Christian legt eine Kostenrechnung vor über die Herstellung eines vergoldeten St. Erasmusbrustbildes aus Silber[148]). In dieser Aufstellung wird gesagt, daß er von Dietrich von Schönberg 1519 XX ungarische Gulden erhalten habe. War er in Wittenberg tätig? Ob der Hans Goltschmit aus Böhmen, den der Hochmeister als Diener annahm, jemals nach Königsberg kam, ist nicht erweislich. Wir ersehen aus dem Bisherigen bereits, daß der Hof wohl auch für die Königsberger Goldschmiede der Hauptauftraggeber gewesen ist. Auch eine Rechnung eines hiesigen Goldschmieds, des Meisters Olbe (Albrecht?) aus dem Kneiphof[149]), wendet sich offenbar an den Hochmeister; denn sie schließt: Item myr kompt zcu von der rechnung von meynem hern 10 mrk und III sch. (Die Urkunde stammt wohl aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.)

In Ordensrechnungen werden noch folgende Zahlungen an Goldschmiede gebucht: 1500/1: vor ein burnsteinbilde zu graben dem gultschmiede bei der kirchen Hilger (Fuchs)[150]). Im selben Jahre: Jost dem gultschmide ein silbern becken und koppe vorflickt, der dem wallischen bischoffe geschenckt wardt[151]). 1504/5: dem goltschmide bei der kirchen, damit ist er aller arbeit an den schilden und an den schwert für m. g. h. gancz entscheiden[152]). Dieser Goldschmied an der Kirchen ist entweder Hilger Fuchs oder Meister Marcus, der 1508, nach dem Tode des Goldschmiedes Plotzke, die Stempelung der Horngulden übernahm. Plotzke wird oft in Ordensrechnungen genannt[153]). Er fand unter den Gulden, die er von einer Königsberger Bürgerin erhielt, einen falschen und wurde dadurch in einen Streit mit dieser und einem Bürger namens Engelbrecht verwickelt[154])

Die Sitte des Ehrentisches wird auch manchem hiesigen Goldschmied Aufträge zugeführt haben. Für die Litauerreisen ist es uns belegt durch die Rechnungen Heinrichs von Derby, der während seines hiesigen Aufenthalts anfertigen ließ: ein prunkvolles silbernes Tafelgeschirr, 6 silberne Schalen, 13 silberne Löffel 2 Speiseplatten, 1 große und 3 kleine Schüsseln, 1 Sauciere, 1 Salzfaß, 1 Deckel aus Silber, wovon manches vergoldet oder mit dem prinzlichen Wappen geziert war, und eine goldene Kette für seine Person[155]).

---

145) O. B. A. LXXII a, 88.
146) O. F. 48, 76 u. O. B. A. (o. D.) 1523; O. F. 44, 241; O. F. 45 f. 3v; O. F. 287 f. 154v.
147) O. B. A. aus E 273 (Nov. 9); O. F. 56 f. 39; O. F. 45a, 59; O. F. 44, 211 + v + 226.
148) O. B. A. LXIII a nr 17 b.
149) O. B. A. o. D. 94.
150) O. F. 193, 112.
151) O. F. 193, 15.
152) O. F. 195, 68.
153) O. F. 193, 137; O. F. 194, 91 u. 117.
154) O. F. 84, f. 46v, 47 u. 48.
155) Prutz a. a. O. S. XLIII u. S. 94.

Die Heiligenbilder und die Inventarien von Kirchen und des Besitzes geistlicher Bruderschaften beweisen, daß ein Teil der Aufträge Bürgerlicher und Adliger zur Ehre Gottes verwandt wurden. Andere kirchliche Gerätschaften wurden von der Geistlichkeit selbst bei den Goldschmieden bestellt.

Eine Reihe weiterer Goldschmiede wird uns bekannt durch eine Anzahl von Kriminalfällen. Im Herbst 1520 wurde ein Geselle des kneiphöfschen Goldschmiedemeisters Albrecht Döring von dem Stadtkämmerer Georg Döring (oder Dornig) und dem Bürger Peter Lankau im Verlauf eines Streites erschlagen und erstochen[156]). Auf Bitten des Rats und anderer werden die Täter nicht mit dem Tode bestraft; aber bei den harten Bußen wird immer an die Reinigung der durch diese Tat befleckten Ehre des Königsberger Goldschmiedegewerks gedacht. Die Vigilien, Seelmessen, Gebete und frommen Stiftungen zu Ehren des Getöteten sollen immer mit Wissen der Goldschmiede erfolgen. Auch als der Goldschmiedemeister Jorg Gert zu Danzig seinen früheren Gesellen, der inzwischen in Königsberg Meister geworden war, beschuldigt, Silber von ihm gestohlen zu haben, steht das ganze Werk für den guten Leumund seines Berufsgenossen ein und wendet sich an den Danziger Rat unter Beifügung des guten Führungszeugnisses Detharts, damit er gegen diese Verleumdungen auftrete, zumal Dethart bereit ist, sich vor den Danziger Goldschmieden gegen diese Beschuldigungen zu rechtfertigen.

Der vorhin genannte Albrecht Döring wird noch einmal in einem Brief eines Adligen Christof Pusch genannt, der sich über den Goldschmied beschwert, weil er die Nachricht verbreitet habe, er, Pusch, trachte ihm nach dem Leben[157]).

Dann ist noch ein Fehdebrief an „Meister Jacob," den „goltsmede, wonhafftigk bey Flowen (= Pflaum) in der wasser gassen"[158]). Wenn Flowen wirklich den Bürgermeister Pflaum meint, dann stammt das Dokument aus den Jahren 1492—1522. In ihm wird der „Hundsgeselle" Meister Jacob aufgefordert, das zurückbehaltene Silber, das er noch nicht bezahlt hat, abzuliefern, wenn ihm sein Leben lieb ist. Der Brief schließt: „Geschreben in dem Walde. Hutte dych. Ich kom balde." Durch andere Urkunden sind uns noch folgende Königsberger Goldschmiede bekannt geworden: Andreas Goldsmidt[159]) legt 1434 dem Danziger Rat ein Zeugnis ab; Meister Jobsten sone, goltsmid im Kneiphof, genannt Michel Schulten (wobei doch wohl Meister Jobst der Goldschmied ist) wird 1501 ein Paßbrief erteilt; Goldschmied Meister Symon wird in einer altst. Bestandsaufnahme von 1521 mit 30 Scheffel Roggen und 5 Tonnen Mehl gebucht[159a]). Danach sind uns die folgenden Königsberger Goldschmiedemeister bekannt:

1. Claus, Goldschmied. 1406. (Brunnenordnung der Altstadt).
2. Andreas Goldsmidt. 1434.
3. Albrecht (Olbe?) aus dem Kneiphof. Ende des 15. Jahrh.

---

156) O. B. A. 1500 t. 14.
157) O. B. A. XXXI a 7 u. LXXI, 57.
158) O. B. A. o. D. 315, 99.
159) Dzg. Std.-A. 300 U. 67, 20.
159a) OBA. LVI. nr. 23.

4. Meister Jobst im Kneiphof. 1501.
5. Niclis Dethart. Altermann. 1501. Elbinger Dienstbrief.
6. Mertin Ploczke. Altermann. 1501. Elbinger Dienstbrief. 1508.
7. Meister Jacob, zwischen 1492 u. 1522. 1520/1. Altstadt.
8. Meister Marcus bei der Kirche. 1508.
9. Hilger Fuchs. 1500/1.
10. Albrecht Döring. Kneiphof. 1520/21 (auch Thüring geschrieben).
11. Albrecht Wilde. Altstadt. 1520—30.
12. Meister Symon. Altstadt. 1521.

Ob der Peter Goldschmied des löben. Söldnerverzeichnisses von 1520 den Beruf seines Namens ausübte, ist nicht nachzuweisen.

An gotischen Goldschmiedearbeiten sind in Königsberg erhalten ein gotischer Kelch der Schloßkirche, ein ebensolcher mit Patene des Georgenhospitals und ein dritter und vierter der Löbenichtschen Kirche[160]). Keiner davon ist mit Sicherheit einem Königsberger Meister zuzuweisen; doch ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß sie als heimische Arbeiten anzusprechen sind. Noch größer ist diese Wahrscheinlichkeit bei dem bekannten prächtigen „Sund" und den Hofschlüsseln des kneiph. Junkerhofs. (Kunstsammlungen der Stadt). Ein silbernes Wappen des Hochmeisters Albrecht ist uns nur in einer Federzeichnung des Kupferstich-Kabinetts erhalten[161]).

Die Gründe dafür, daß so wenig mittelalterliches Edelschmiedewerk auf uns gekommen ist, liegen vor allem in der Geldnot des Ordens nach 1410. Um die Söldner zu bezahlen, mußte manch kostbares Gut in den Schmelztiegel wandern, und dasselbe wiederholte sich, als Hochmeister Albrecht den Krieg gegen Polen vom Zaune brach. Zur Zeit der Reformation mußte das Kirchensilber abgeliefert werden, angeblich, um gegen Bilderstürmer geschützt zu werden, in Wirklichkeit zerstörte die kostspielige Hofhaltung Albrechts aus Liebe zu Prunk und Kunst manches bereits bestehende Kunstwerk dadurch, daß sie es in klingende Münze verwandelte und zeitgemäßere Werke entstehen ließ.

Als Meisterstücke verlangt die Rolle von 1515 einen Kelch mit Patene, einen goldnen Ring mit einem Stein und ein Paar Beiwürfe[162]) nach alter Gewohnheit. Nach Czihak sind Beiwürfe die Beschlagteile oder Bänder, die am Messerheft, dicht über dem Beginn der Klinge und am entgegengesetzten Ende angebracht waren und die mitunter durchbrochenes Laubwerk und kurze Inschriften in Minuskeln trugen.

Kannen-, Grapen-, Rot-, Büchsen- und Glockengießer.

1453 werden die Kannengießer als eine Abteilung des Schmiedegewerks angeführt[163]). 1487 erhalten sie mit den Grapen- und Rotgießern zusammen eine Rolle[164]). Dieses Dokument ist in einer Abschrift auf uns gekommen[164]).

---

160) Czihak a. a. O. Bd. I. S. 72—74.
161) Boetticher, Adolf: Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpr. Bd. VII. S. 363.
162) Czihak a. a. O. Bd. II S. 6.
163) Perlbach Quellenbeiträge S. 42.
164) Etat-Min. 81 c 2.

Danach sollte ein Eldermann stets von den Kannengießern, der andere vom Grapengießerwerk gewählt werden. Die Kannengießer verarbeiteten hauptsächlich Zinn, weswegen sie auch Zinngießer genannt wurden. Die Grapen- und Rotgießer stellten vornehmlich Gefäße aus Bronze her, aus einer Mischung von Kupfer und Zinn oder Kupfer und Messing. Die Grapengießer fertigten Kessel (Grapen), flache Tiegel und Mörser, die Rotgießer Handfässer, Leuchter, Zapfen und Lichtkronen. Nach der Rolle hatte ein Kannengießer als Meisterstück herzustellen eine Kanne, eine Schüssel und eine Flasche, ein Grapengießer einen Grapen, eine Pfanne und einen Mörser, und ein Rotgießer ein Handfaß, einen Leuchter und einen Hahn. Die Rotgießer werden zuweilen auch Apengeter genannt nach den kleinen Äffchen und anderen Tieren, die zur Zierde des Gebrauchsgegenstandes am Griff oder Fuß angebracht wurden. (Die Erklärung des Wortes steht noch nicht ganz fest. Sollten sie nicht u. A. ihren Namen daher haben, daß sie auch kupferne Ofen gossen? Der Hochmeister bestellte 1500 einen solchen mit einem Kessel darin beim Hauskomtur von Köln. Ich finde jedenfalls in Königsberger Urkunden für Ofenknecht und Ofenstock die Entstellungen Affenknecht und Affenstock.) Gelbgießer sind für Königsberg in der Ordenszeit nicht belegt. Sie verarbeiteten vor allem eine Mischung von Messing und Zink, während bei den Rotgießern das Kupfer seine Farbe durchsetzte.

Das Werk Hintzes über die deutschen Zinngießer[165]) bietet für das Mittelalter Königsbergs keine Ausbeute. Die Tagfahrten werden dauernd bemüht mit Verhandlungen über die rechte Mischung der zur Herstellung von Zinngefäßen erforderlichen Metalle[166]). Die Rolle setzt das Verhältnis von Zinn zu Blei für Schüsseln und Teller auf 5:1 fest, für Kannen auf 2:1, und für Grapen soll hartes und weiches Kupfer im Verhältnis 2:1 gemischt werden. Genau so verfügt es die Ordnung für die Städte vom 18. Nov. 1521[167]), doch gebietet sie noch, daß die Standen und Flaschen aus purem Zinn sein sollen. Die Gießer hatten auf ihr Werk das Gemerk der Stadt und das eigene Handwerkszeichen zu schlagen. Schlechte Ware wurde von den Elderleuten eingeschmolzen. Die Rolle verordnet, daß sich das vereinigte Gewerk in seinen Gerechtigkeiten das Elbinger Werk zum Vorbild nehme. Sie gewährt dem Rat einen bedeutenden Einfluß auf die Gewerksangelegenheiten. Er konnte bestimmen, wie lange ein ausländischer Zinngießer mit seinen Waren ausstehen durfte, (was auswärtigen inländischen nur am Jahrmarktstag erlaubt war), er durfte oft die willkürliche Strafe finden, und ihm wurde auch das Lehnsrecht an dem 1502 gestifteten Almosen am Altar St. Jonii in der altstädtischen Pfarrkirche zugebilligt. Schutzpatron des Gewerks war St. Barbara.

Das löb. Stadtbuch verzeichnet für 1509 einen Meister H a n s, d e n K a n n e n g i e ß e r[168]), der den Rat beschimpft hat und gefangen gesetzt wird, weil er die Strafe nicht bezahlen kann. 1520 wird ein K a n n e n-

---

165) Hintze, E.: Die deutschen Zinngießer u. ihre Marken 3. 1923.
166) Besonders wichtig Toeppen I, 706.
167) Toeppen V, 676.
168) Perlbach, Quellenbeiträge S. 175.

gießer Hans Scherer[169]) auf einer altst. Freiheit genannt. 1523 teilt der Rat der Altstadt dem Danziger mit[170]), daß die Meister der Königsberger Kannengießer den vom Danziger Gewerk vorgeschlagenen Vergleich aus Billigkeitsgründen angenommen hätten, und ersucht ihn, in dieser Angelegenheit — welche ist unbekannt — auch nach Thorn zu schreiben. In einer Ordensrechnung von 1524/5 wird ein Meister Jacob der Kannengießer[171]) erwähnt und 1525 ein Peter Kannemacher[172]) aus der Altstadt, der Bürge für einen aufständischen Mann aus Laukischken wird. Daß die verschiedenen Gruppen von Gießern nicht immer ganz säuberlich voneinander geschieden waren, beweist die Tatsache, daß der Hochmeister den Kannengießer Valentin[173]) aus Marienwerder, der beim Bischof von Riesenburg in Diensten stand, als Büchsenmeister nach Königsberg zog. Er erhielt endlich ein Haus im Löbenicht, nachdem sich die Verhandlungen über sein Herziehen von 1507—9 erstreckt hatten.

Die Kannengießer müssen ein bedeutendes Gewerk gewesen sein, denn in einer Klageschrift aus den Jahren bald nach 1525 wird gesagt, daß manche Werkstätten mehr als 20 Gesellen gehabt hätten[174]). Die Rotgießer und die Grapengießer hingegen scheinen sehr gering an Zahl gewesen zu sein; denn 1529 hatte das große Danzig nur noch einen Grapengießer[175]), und 1509 war wohl im Kneiphof kein Rotgießer zu finden[176]); da in diesem Jahre diese Stadt bei dem altstädtischen Meister Hermann zwei „Schlangen" gießen ließ, die sie aber nicht gleich bezahlte, so daß die Sache vor das Quatembergericht kam, wo man sich gütlich einigte. Vermutlich ist dies derselbe Meister Herman, der Rotgießer, der 1504/5 einen Turmhahn[177]) für Tapiau und die Glocken von Basien, Kr. Braunsberg, und Queetz, Kr. Heilsberg[178]), goß. Nach weiteren Ordensrechnungen fertigte er für den hiesigen Konvent zwei Mörser und zwei große Leuchter für des Hochmeisters Gemach[179]). Am 28. Mäz 1508 wird ein Rotgießer in dem Verfahren vernommen, das man gegen den löb. Ratmann und einstigen Bürgermeister Simon Klingspor anstrengte. Daraus erfahren wir, daß die Rotgießer auch die Stadtgewichte herstellten. Als Eldermänner des Gewerks der Kannen-, Grapen- und Rotgießer werden 1487 Jacob Sukau und Thomas Freudenberg und 1502 Peter Hermann und Kersten Brandt genannt. Hermann ist uns ja als Rotgießer bekannt, vermutlich übte auch Brandt dasselbe Handwerk; da ja auch Hermann kein Grapengießer ist, wie es die Rolle verlangte. 1477 ist ein Rotgießer ohne Namen für den Kneiphof und 1520 für die Altstadt belegt.

---

169) O. F. 200, 144.
170) Dzg. Std.-A. A. 300. 67, 372.
171) O. B. A. 1520 (o. D.) II.
172) O. F. 58 f. 113.
173) O. F. 27, 17 u. O. F. 28, 16 u. 251.
174) Etat-Min. 81 c 2.
175) Mitt. d. Westpr. Gesch.-V. Jahrg. 15 (1916) S. 5.
176) O. F. 83 f. 49.
177) O. F. 195, 24 u. 67.
178) Dethleffen, R.: Beitr. zur Glockenkunde. Kbg. 1919. S. 7.
179) O. F. 200 f. 202v.

Das Beispiel des Kannengießers und Büchsenmeisters Valentin zeigt, daß auch die Büchsen- oder Geschützmeister — mit welcher Bezeichnung 1512 des Hochmeisters Diener Meister Dietrich belegt wird — in diese Gruppe der Gießer gehören. Meister Heinrich, von dem gleich die Rede sen wird, beweist, daß der Büchsenmeister gleichzeitig auch Glockengießer sein konnte.

Königsberg besitzt noch vier gotische Glocken[180]). Die älteste, vielleicht die älteste ostpreußische überhaupt, aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, hing in dem Turm der altstädtischen Kirche, wo noch jetzt eine zweite von 1469 mit dem Gießerzeichen  zu finden ist. Die kneiphöfsche Glocke des Junkerhofs mit dem Stadtwappen stammt von 1443. Die vierte Glocke aus dem Jahre 1492 hängt im Königsberger Dom und ist von Bischof Johannes gestiftet worden. Sie trägt das Meisterzeichen und ist die größte gotische Glocke der Provinz.

Der Meister dieses Zeichens hat auch nach Westpreußen geliefert, und Schmid[181]) zieht hieraus den Schluß, daß er wohl in Danzig gelebt haben wird. Urkundliches über ihn wie über diese frühen Meister ist mir bisher nicht begegnet. Da aber zu seinen Lebzeiten in Königsberg der Sitz des Hochmeisters und der Mittelpunkt des Ordensstaates war, da ferner seine Glocken in ihrer großen Mehrzahl im engeren Umkreise von Königsberg vorkommen, so spricht die Wahrscheinlichkeit doch wohl mehr dafür, daß wir in ihm einen ersten Königsberger Glockengießer vor uns haben[182]). Das Beispiel Meister Valentins zeigt, daß die Gießer ihre Werkstätten auch verlegten.

Für Dethleffsen spricht der Umstand, daß bereits im 14. Jahrhundert in Königsberg Glocken gegossen wurden, wie uns das in des Canonici Sambiensis Epitome Gestorum Prussie für 1325 Kalendis Julii berichtet wird: Fuit fusa magna campana[183]). Am 23. Juli 1522 schreibt der Hochmeister aus dem Reich an den samländischen Bischof Polenz[184]), ihm sei zu Ohren gekommen, daß er einen Gießer im Samland Glocken gießen lasse, was er, der Hochmeister, kontraktlich Meister Heinrich Gießer versprochen habe. Der Bischof möchte den Vertrag Meister Heinrichs durchsehen und die Sache schlichten, damit „unser zusag, brief und sigel nit geschwecht werd". Daraus können wir ersehen, daß 1522 in Königsberg ein Glockengießer Heinrich wirkt.

Von diesem Gießer, dessen voller Name Heinrich van Svichel lautet, sind noch vier Glocken erhalten[185]), die schon z. T. die Formelemente der Renaissance aufweisen. Oft wird er auch Heinrich von Schweichel genannt. Dieser Wechsel zwischen hochdeutscher und niederdeutscher Namen-

180) Dethleffsen a. a. O. S. 3 ff.
181) Die Denkmalspflege in der Provinz Westpr. im Jahre 1917 S. 9.
182) Dethleffsen a. a. O. S. 8.
183) SS. rer. Pruss. II S. 287.
184) O. F. 49, f. 39v.
185) Dethleffsen a. a. O. S. 9.

gebung ist wohl dadurch zu erklären, daß der Gießer aus Livland kam, wo ja Niederdeutsch Amtssprache des dortigen Ordenszweiges war. 1514 empfiehlt Wolter von Plettenberg seinen Gießer Heinrich dem Hochmeister Albrecht[186]), und wirklich wird er auch in Königsberg in Dienst genommen. 1519 ist er wieder in Reval und will, obwohl er kontraktlich noch an den Hochmeister gebunden ist, dort einige Glocken gießen trotz des Abratens Dietrichs von Schönberg[187]). Im selben Jahre wird an den Buchsen- und Glockengießer Heinrich, jetzt in Reval, geschrieben[188]), daß man seinem Knecht nicht gestatte, ihm dorthin nachzuziehen, da man diesen nicht entbehren könne. Er selbst möchte auch bald zurückkehren, da man viel Arbeit für ihn habe. 1522 heißt es in einem Brief, daß dem Hochmeister von Meister Dietrich über den Glockengießer[189]) zu „weitläufig und milde berichtet" worden sei. Es ist nicht zu ersehen, worum es sich hier handelt. Im Jahre 1504/5 bucht eine Ordensrechnung: „1 M geben dem Glockengießer vor ein schifer von der glocke zu hewen"[190]).

Von städtischen Glockengießern ist zu Ausgang der Ordenszeit die Rede: 1520 werden als auf einer altst. Freiheit wohnend eine Jorg Glockengisserin und ein Glockengisser (auf dem Steindamm oder der Laak) und ein Merten Glockengisser als Bürger der Altstadt genannt[191]).

Plattner.

1489 verzeichnet das Löb. Stadtbuch[192]) einen Austin Bornsteindreer den pletener (doch ist das „plete" wieder ausgestrichen) als Bürgen für einen Scherergesellen. 1500 ist kein Plattner im Land[193]), und die Stände bitten den Hochmeister mit Rücksicht auf die drohende Tatarengefahr, diesem Übelstand abzuhelfen. 1519 ist ein Hans Gach Plattner des Hochmeisters[194]). Hans Platner und Hans der Pantczermacher bezeichnen wohl dieselbe Person. 1518 schickt Hochmeister Albrecht seinen Plattner mit einem Paßbrief ins Reich, damit er aus Augsburg drei dort bestellte Küraſse hole[195]). In diesem Paßbrief wird Plattner Hensel (Kurzform von Hans) genannt[196]). Uns ist ein Kontrakt von 1513 zwischen dem Markgrafen Albrecht und seinen Plattnern[197]) erhalten, wonach sie sich verpflichten, ihm vier Jahre zu dienen, allen alten Harnisch zu polieren und auszubessern, und zwar auf eigene Kosten, d. h. sie erhielten dafür keine besondere Bezahlung. Den neuen Harnisch will der Hochmeister ihnen lohnen. Er stellt ihnen auch das Handwerkszeug zur Verfügung und versorgt sie mit Essen, Trinken und Kleidung. Vermutlich stammten sie ebensowenig aus Königsberg wie Al-

186) O. B. A 1514 Juli 19 o.. S., 1514 Sept. 23 XXIX L:S:n. 7 u. 1516 Juli 10 LXXV, 65.
187) O. B. A. 1519 März 3. D 54.
188) O. F. 42, 393.
189) O. B. A. 1522 Dez. 11. LXVII a 76.
190) O. F. 195 f. 112.
191) O. B. A. 1520 (o. D.) II.
192) Perlb. a. a. O. S. 155.
193) Toeppen a. a. O. V, 456.
194) O. F. 42. 136.
195) O. F. 40, 137.
196) O. F. 34 f. 231v.
197) O. F. 35 f. 266.

brechts späterer Plattner Hans Petzold[198]), der 1525 aus Nürnberg kam. Die Schausammlungen in den Hochmeisterräumen zeigen einen Küraß aus der herzoglichen Zeit Albrechts, der beweist, daß dem Kunstempfinden der Renaissanceherrscher eine schlichte Handwerksarbeit ohne treffliche Ätzungen und Ziselierungen nicht genügte. Daher auch die Bestellungen solcher wertvollen Harnische in Augsburg.

Buchbinder, Buchdrucker und Buchführer (Buchhändler).

1508/9 wird eine Ausgabe gebucht für das Binden von Registranden[199]). 1524/25 findet sich die Notiz: 3 M m. g. h. vor bucher einzubinden (ge)geben, hat Speratus entpfangen[200]). Danach unterstanden wohl die Buchbinder ebenso wie die Buchdrucker der Geistlichkeit (später der theologischen Fakultät). 1494 wird im Löb. Stadtbuch ein Laurencio Buchbynder erwähnt[201]), der wohl auch das Gewerbe seines Namens übte. „Die erste Buchbinderei, die sich hier (in Kbg.) der Stempel bediente, war etwa 1470—80, die zweite von 1480 an tätig, und die letztere scheint erst kurz vor der Reformationszeit eine Konkurrenz erhalten zu haben. Königsberg wendet sich sofort um 1524/25 der neuen von der deutschen Renaissance beeinflußten Art der Buchverzierung zu[201a]).

In einem Folianten, der auch berichtet, daß ein Ordensbeamter 1524/25 von einem Buchführer für 15 Schillinge ein Ries Papier kauft[202]), wird gebucht: 2 M vor 50 mandat und 50 missive dem bucgdrucker geben[203]). Die aus Danzig kommende Weinreichsche Offizin war hier schon 1523 tätig[204]). Ob der Mattes Buchfurer aus der Altstadt (1520) den Beruf seines Namens übte, ist nicht zu erweisen[205]).

Goldschläger.

Der Goldschläger schlug Gold und Silber zu feinen Blättern, die von Malern und Illuminatoren gebraucht wurden. Er bereitete auch Goldfäden, die vernäht oder versponnen wurden. 1516 findet sich eine Notiz: Endres Rich, Goldschleer genanth[206]). Dieser Bürger wird 1520 von Hochmeister Albrecht, dem er 150 Fußknechte geworben hat, der „Goltschleher im Kneiphof"[207]) genannt. So ist es nicht mit vollkommener Sicherheit zu beweisen, daß Endres Rich das Handwerk übte, das ihm den Namen gab.

---

198) Ehrenberg, H. Kunst am Hofe usw. Anh. Anm. 13. und ff.
199) O. F. 197, 55.
200) O. F. 200, 202.
201) Perlbach a. a. O. S. 162.
201a) Schwenke in Sitzungsberichte d. Prussia 21. S. 313—17.
202) O. F. 200, 143.
203) O. F. 200, 194v.
204) Vgl. dazu die Arbeiten von Schwenke und Lohmeyer (Wermke nr. 4917—4920).
205) O. B. A. 1520. o. D. II.
206) O. F. 857.
207) O. B. A. Aus C 352 1520 März 9.

Perlenhefter.

In Ordensrechnungen der Jahre 1500—2 wird mehrfach ein Jacob der Perlenhefter erwähnt, doch übte er wahrscheinlich nicht mehr den Beruf aus, den sein Name angibt; denn er verkauft an den Orden ½ Last Honig[208]) und braut ihm drei Biere[209]). Immerhin ist die ständige Bezeichnung Jakob der Perlenhefter (nicht Jakob Perlenhefter) auffällig.

Siegelmacher.

Zu der mehrfach erwähnten altstädtischen Söldnerrolle wird ein Dirig Sigelmacher verzeichnet.

---

208) O. F. 193, 132 f.
209) O. F. 192, 136.

Die preußische Kriegsflotte im 16. Jahrhundert.

Von Kurt Forstreuter.

Die Geschichte des alten Preußenlandes ist in ihren wesentlichen Zügen von Anfang an durch kontinentale Gegebenheiten bestimmt worden. Das Ordensland Preußen und seine beiden großen Nachbarn Polen und Litauen, das ist das Kernproblem der politischen Lage Preußens im Mittelalter. Der preußische Ordensstaat war auf Kontinentalpolitik eingestellt und hat gerade deshalb auf den territorialen Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche so großen Wert gelegt. Der Besitz Pommerellens war eine wesentliche Grundlage seiner Sicherheit. Dagegen ist Livland über See, nicht, wie Preußen, auf dem Landwege erobert und erschlossen worden und hat deshalb auch nach der Lösung der territorialen Verbindung mit Preußen durch die Ausdehnung Samaitens bis zur See (1422) und nach dem Ende der Ordensherrschaft in Preußen (1525) noch ein Menschenalter lang als überseeische Kolonie des deutschen Volkes und als Besitz des Ordens weiter bestehen können, während dem Ordensstaat in Preußen nach der Fortnahme Pommerellens (1466) die Wurzeln seiner Machtstellung abgeschnitten waren.

Preußen hatte stets nur gegen kontinentale Mächte zu kämpfen, Polen und Litauen, gegen Mächte, die keine Flotte hatten und bis zum 15. Jahrhundert die See überhaupt nicht berührten. Der Orden hatte es daher nicht nötig, sich eine eigene Flotte zu leisten. Die Küste des Ordenslandes war gewiß ziemlich lang, aber die größte Seemacht der Ostsee, die Hanse, lebte in einer fast ständigen Freundschaft mit dem Deutschen Orden[1]). Die Hanse war, sollte es wirklich nötig werden, der Degen des Ordens zur See. Auch die Freundschaft mit den skandinavischen Staaten war, von einzelnen Zwischenfällen abgesehen, fast ungetrübt. Schließlich Rußland in seinem Schlupfwinkel am finnischen Meerbusen konnte zur See nicht gefährlich werden und war zur See auch nur schwer anzugreifen. Die Notwendigkeit eines Flotteneinsatzes konnte sich also nur selten ergeben.

Nur als Ausnahmen von der Regel sind die wenigen Fälle von kriegerischen Unternehmungen des Ordens zur See von Interesse. Ganz dem Wasser abgeschworen hatte der Orden nicht. Seeschiffahrt und Binnenschiffahrt waren im Mittelalter weniger zu trennen als heute, denn die Schiffstypen waren nicht so verschieden wie heute. Das Ordensland Preußen war von großen Strömen durchzogen, das Frische und das Kurische Haff

---

1) Über die Beziehungen des Deutschen Ordens zur Hanse: H. G. von Rundstedt, Die Hanse und der Deutsche Orden in Preußen bis zur Schlacht bei Tannenberg (1410), (Weimar 1937). Von polnischer Seite: L. Koczy, Polityka Baltycka Zakonu Krzyżackiego. (Thorn 1936.) — Die Archivsignaturen beziehen sich, wenn nicht anders angegeben, auf das Staatsarchiv Königsberg. — SRP = Scriptores rerum Prussicarum.

spülten weit in das Land hinein, und die Masurischen Seen waren in dem bewaldeten und sumpfigen Süden Preußens für den Verkehr von Nutzen.

Diese Gunst der Wasserwege zur Durchdringung des Landes ist dem Orden bereits bei der Eroberung des Preußenlandes aufgefallen. Es gibt eine ältere Arbeit, von Wutzke[2]), die gerade unter dem Gesichtspunkt der Wasserwege den Hergang der Eroberung Preußens betrachtet. Nun muß man dazu von vornherein zwar bemerken, wie das vorhin schon angedeutet wurde, daß, zum Unterschied von Livland, der Einsatz zur Eroberung Preußens auf dem Landwege erfolgt ist. Das Kulmerland, der erste Besitz des Ordens an der Weichsel, ist ein binnenländischer Besitz, er wurde nicht über See, sondern zu Lande, durch Polen und das zumeist dem Orden befreundete Pommerellen erreicht. An die See stieß dieses Gebiet überhaupt nicht. Die Schwäche der Position des Ordens wird dadurch so recht deutlich, zugleich der Zwang zu schneller Ausdehnung nach Norden, bis zur See, möglichst bis zu dem 1237 mit dem Deutschen Orden vereinigten Livland hin, für die spätere Zeit der Zwang zur Besitznahme Pommerellens. Man stelle sich vor, es wäre dem Orden nicht gelungen, bis zur See vorzustoßen, die Vereinigung mit Livland nicht zu vollziehen und Pommerellen nicht zu gewinnen, dann wäre er, auf Kulmerland und einige binnenländische Gebiete der alten Preußen beschränkt, nur ein Trabant Polens (Masowiens) geblieben. Der Weg zur See war für den Orden der erste Schritt zu selbständigem Leben[3]).

Dieser Schritt erfolgte ziemlich rasch. Von vornherein hatte Hochmeister Hermann von Salza die Zusammenarbeit mit Lübeck ins Auge gefaßt. Die Freundschaft mit der Hanse war dem Orden als Geschenk in die Wiege gelegt worden, seitdem im Jahre 1190 deutsche Bürger von Bremen und Lübeck das Hospital gegründet hatten, aus dem der Deutsche Orden hervorgegangen ist. Wann hat der Deutsche Orden auf dem Eroberungszuge durch Preußen die See erreicht? Als entscheidendes Jahr muß man 1237 ansehen. In diesem Jahre wurde Elbing gegründet, die erste Stadt des Ordens in Preußen mit direkter Verbindung zur See, zugleich Ausgangspunkt für mehrere Binnenwasserstraßen. Lübecker Bürger waren an der Gründung beteiligt, und die Stadt erhielt lübisches Recht. Fortan war der Weg zur Ostsee offen, wenn der Orden das Frische Haff beherrschte. Dabei muß aber betont werden, daß auch in der Folgezeit der wesentliche Teil der Hilfskräfte aus dem Reich zu Lande gekommen ist. Jedoch bei der unklaren und zeitweise feindseligen Haltung Pommerellens war die Öffnung des Seeweges im Ernstfalle sehr wichtig. Die Verbindung des Ordens mit Lübeck wurde aufrechterhalten. Die Lübecker machten im Jahre 1246 einen Kreuzzug in das Samland und planten dort die Gründung einer eigenen Kolonie. Aber auch dort erfolgte die Entscheidung durch einen Kriegszug von der Landseite her, und die Hafenstadt des Samlandes, Königsberg, wurde 1255 nach dem Kreuzzug des Böhmenkönigs Ottokar gegründet.

---

[2]) J. C. Wutzke, Bemerkungen über die Besitznahme Preußens, welche von den Wasserwegen ausgegangen ist. (Berlin 1836.)

[3]) Ch. Krollmann, Politische Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen, (Königsberg o. J.) S. 8 f.

Memel und die Mündung des Kurischen Haffs wurde von Norden, von Livland aus, besetzt (1252) und kam erst 1328 zu Preußen[4]).

So darf man im ganzen sagen, daß schon bei Eroberung Preußens die See doch eine verhältnismäßig geringe Bedeutung gehabt hat. Sie war wichtig als Notausgang, nicht als Haupteingangsstraße, und der Orden überließ die Bewachung dieses Notausgangs seinen hansischen Freunden.

Auf den Binnenwasserstraßen aber hat der Orden, wie das Wutzke treffend ausgeführt hat, den Schiffsverkehr bald als Mittel zur Offensive benutzt[5]).

Im Jahre 1236 ließ der Preußenfahrer Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen (auf dem Drausensee?) zwei Schiffe bauen. Sie hießen „Pilgrim" und „Friedland", es sind das die ersten überlieferten preußischen Schiffsnamen. Diese Schiffe leisteten bei der Gründung der Burgen Balga und Elbing gute Dienste, sie säuberten das Frische Haff von den Preußen. Später wurden sie im Drausensee versenkt[6]).

Bald mußte der Orden auch gegen den Herzog Swantopolk von Pommerellen mit Schiffen vorgehen. Die Grenznachbarschaft an der Weichsel führte zu Streitigkeiten. Swantopolk beunruhigte die Schiffahrt des Ordens auf der Weichsel, er verband sich mit den heidnischen Preußen und gedachte den Orden wieder aus Preußen zu verdrängen. Die Schiffe des Ordens, die auf der Weichsel den Verkehr zwischen den einzelnen Ordensburgen vermittelten, wurden von den Leuten des Herzogs überfallen. Besonders die pommerellische Burg Sartowitz war Ausgangsort der Piraterie. Um diesem Unwesen ein Ende zu machen, griff der Orden Ende 1242 die Burg an. Zu Schiff von Kulm her kommend, haben Ordenskrieger unter der Führung Dietrichs von Bernheim die Burg Sartowitz überfallen und erobert. Im Jahre 1244 kam es zu richtigen Schiffskämpfen auf der Weichsel. Drei Ordensschiffe fuhren von Kulm nach Elbing, um die Stadt und ihre Besatzung mit Proviant zu versehen. Sie stießen bei der stark befestigten pommerellischen Burg Zantir auf Widerstand von 20 pommerellischen Schiffen, die aber teils versenkt, teils beschädigt werden konnten. Bei der Rückkehr wurden die Schiffe durch eine Übermacht von 10 Schiffen angegriffen, dieses Mal bei Schwetz. Es gelang ihnen, sich durchzuschlagen. Man sieht aus diesen Nachrichten, wie wichtig der Transport auf der Weichsel für die Verbindung zwischen den Ordensburgen war[7]).

Die Wichtigkeit der Wasserverbindungen trat bei dem großen Preußenaufstand von 1260 besonders augenfällig in Erscheinung. Königsberg konnte sich nur halten, weil ihm die Verbindung durch den Pregel und das Haff offen stand. Die aufständischen Preußen haben auch durch Ausrüstung von Schiffen versucht, diese Verbindung zu stören. Jetzt zeigte sich auch deutlich

---

[4]) Über Lübeck und das Samland, :Krollmann, Polit. Gesch., S. 22. Ders. in Festschrift für A. Bezzenberger, (1921) S. 97 ff.: Lübecks Bedeutung für die Eroberung Preußens.

[5]) Die Eorberung Preußens wird am ausführlichsten dargestellt von A. L. Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen (4 Bde. Halle 1872—86).

[6]) Dusburg in SRP I 60. Wutzke S. 10. Ewald I 196.

[7]) 1242: Dusburg in SRP I 67, 69 f. Ewald II 78 f., 87 f. 1244: Dusburg in SRP I 79. Ausführlicher, mit manchen Zutaten, Jeroschin in SRP I 394 f. Ewald II 181 ff.

der Wert des überseeischen Verkehrs, denn die ersten Kreuzfahrer, die dem Orden Hilfe brachten, sind über See nach Preußen gelangt[8]).

Die Flüsse, die vom Frischen Haff ausgehen, sind jedoch alle nur Verkehrswege zweiten Ranges. Viel größer ist die Bedeutung des Kurischen Haffs und des Memelstromgebiets. Gegen die Schalauerburg Sassau (wahrscheinlich in der Nähe von Tauroggen, an der Jura, zu suchen), zog der Orden im Jahre 1276 mit 15 Schiffen aus. Ein so weit ausgreifender Kriegszug in ein bisher noch nicht durchdrungenes Land war nur zu Schiff damals möglich. Als dann der Orden Schalauen, die Landschaft zu beiden Seiten der unteren Memel, im Jahre 1283 endgültig unterworfen hatte, da war die Verbindung mit den Burgen, die er in dem wüst gewordenen Lande gegründet hatte (Hauptburg Ragnit 1289), nur zu Wasser ohne Schwierigkeiten durchzuführen. Zwar führte auch eine Landstraße von Königsberg nach Insterburg, dann durch die Wildnis nach Ragnit, aber diese Verbindung war nicht allein sehr umständlich, sondern auch durch litauische Angriffe gefährdet. Viel bequemer war es, von Labiau über das Haff und durch die Gilge nach Ragnit zu fahren. Deshalb hat die Komturei Ragnit auch die weit abgelegene Burg Labiau und Umgegend mit umfaßt, Labiau war gleichsam die Etappe jener vordersten Front des Ordens gegen Litauen. Nach der Herstellung einer Verbindung durch die Schleusenbauten an der Deime bei Tapiau und Labiau (zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts), hatte Ragnit eine direkte Verbindung zum Herzen des Ordensstaates, nach Königsberg und über das Frische Haff nach Marienburg und Danzig hin[9]).

Die Memel war jedoch nicht nur die Straße in das kleine und schwach bevölkerte, daher schnell überwundene Schalauen, sondern führte in das Herz Litauens hinein. Den Preußenkriegen folgten die Litauerkriege, denn dieses letzte heidnische Land an seinen Grenzen zu überwinden, das hatte der Orden sich als Hauptziel gesetzt und ein Jahrhundert lang unbeirrt verfolgt. Litauen war ein durchaus kontinentales Land, zur Ostsee reichte das litauische Gebiet vor 1422, der Erwerbung Polangens, nicht, wenn man von der zeitweiligen Oberhoheit Litauens über Nowgorod, dessen Herrschaftgebiet allerdings die Ostsee berührte, absieht. Polangen, der einzige Zugang Litauens zur Ostsee nach 1422, ist auch später als Hafen gänzlich unbedeutend geblieben. Zur See war Litauen also kein Gegner, und auf der Binnenwasserstraße nach Litauen haben nur insofern Kämpfe stattgefunden, als es den Litauern darum zu tun war, das Vordringen des Ordens nach Litauen zu verhindern.

Ein besonders imposantes Beispiel für die Verwendung von Schiffen bei der Heerfahrt nach Litauen bot der Feldzug des Jahres 1313[10]). Die Zahl der Schiffe des Ordens war so groß, daß mit ihnen eine Schiffsbrücke

---

[8]) Über den Aufstand von 1260 und seine Folgen: Ewald IV 9 f., 16. Dusburg in SRP I 106. Wutzke, S. 15.

[9]) Sassau: Dusburg in SRP I 135. Ewald IV 196 f. Zur Lage der Burg: H. und G. Mortensen, Die Besiedlung des nordöstlichen Ostpreußens bis zum Beginn des 17. Jahrh. (1938) Bd. II. S. 105. Auch gegen Ragnit hatte bereits 1275 ein Angriff zu Wasser stattgefunden. Dusburg in SRP I 133. Ewald IV 191 f. Wutzke 20 f. Über den Ausbau der Deime und den Verkehr auf der Memel: K. Forstreuter, Die Memel als Handelsstraße Preußens nach Osten, Kbg. 1931), S. 8 ff.

[10]) 1313: Dusburg in SRP I 178 ff. J. Voigt, Geschichte Preußens, Bd. IV 298 ff.

über die Memel gebaut werden konnte, wodurch der Bau der neuen Burg Christmemel in Litauen erleichtert wurde. Zu diesem gelungenen Werk gesellten sich freilich im selben Jahre zwei Mißerfolge, die aber doch auch belegen, wie wichtig der Schiffsverkehr für die Kriegszüge des Ordens war. Eine Transportflotte erlitt Schiffbruch, 4 Ordensbrüder und 400 Mann kamen dabei um. Als Ort des Schiffbruchs wird „in mari" im Meer, angegeben, doch ist damit nicht gesagt, daß es sich um die Ostsee handeln müsse. Auch das Haff wird oft im Mittelalter als „mare" bezeichnet, und vermutlich ist in diesem Falle das Kurische Haff gemeint, denn daß ein Schiffstransport von Elbing oder Königsberg über See nach Memel und von dort in die Memel gefahren ist, das ist im Mittelalter nicht bezeugt. Wahrscheinlich ging der Transport von der Südküste des Kurischen Haffs, etwa von Labiau aus. Das zweite Schiffsunglück des Jahres 1313 betrifft die Vernichtung eines großen Schiffes, das von dem Komtur von Ragnit, Werner von Orseln, erbaut wurde. Das Schiff war mit einem starken Bollwerk versehen, eine schwimmende Festung. Mit diesem Schiff zog der Komtur gegen die litauische Burg Junigede. Aber durch einen ungünstigen Wind wurde dieses ungeschickte, in der Manövrierfähigkeit offenbar stark gehemmte Schiff an Land getrieben, von den Litauern erbeutet und verbrannt.

Immer wieder hören wir in der folgenden Zeit, wie Menschen und Waren des Ordens zu Schiff die Memel hinauf und hinab befördert wurden, besonders, seitdem jene schon erwähnte Regulierung der Deime stattgefunden hatte und nun von der größten Handelsstadt des Ordenslandes, Danzig, und von der Hauptstadt des Landes, Marienburg, durch das Frische Haff, an Königsberg vorbei, und durch die Deime, das Kurische Haff und die Memel aufwärts nach Ragnit und später, seit der Befriedung mit Litauen, nach Kowno und Wilna eine zusammenhängende Schiffahrtsstraße bestand. Der spätere Handelsverkehr, der privater Natur war, interessiert hier jedoch nicht mehr. Auch die eigenen Transporte des Ordens für kriegerische und friedliche Zwecke, etwa zum völligen Neubau der beiden Memelburgen Tilsit und Ragnit um 1400, können nur angedeutet werden. Über den Bestand an Schiffen, die sich bei den Komtureien des Ordens befanden, gibt es eine einzigartige Quelle in dem sogenannten Großen Ämterbuch[11]). Es erwähnt Schiffe in fast allen Komtureien, die an einem größeren Gewässer lagen. Im Gebiete des Marschalls nicht nur in Königsberg, sondern auch in Angerburg und Gerdauen, sodann in den Komtureien Christburg und Elbing, in Balga, Brandenburg, Ragnit, Memel, im Westen Birgelau, Gollub, Thorn, Tuchel, natürlich auch Danzig. Hierzu kommen noch die Schiffe des Haupthauses Marienburg. Oft werden Schiffe und Ausgaben für Schiffe erwähnt in dem Großen Treßlerbuch[12]), für die Jahre 1399—1409, und dem Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs[13]) für die Jahre 1410—20.

11) Das Große Ämterbuch des Deutschen Ordens ist, mit einem mustergültigen Register, herausgegeben von Ziesemer, Danzig 1921, Desgl. das Marienburger Ämterbuch, Danzig 1916.

12) Hrsg. von E. Joachim, Kbg. 1896.

13) Hrsg. von Ziesemer, Kbg. 1911.

Über eigene Schiffsbauten, die der Orden in seinem Haupthause Marienburg ausführen ließ, gibt das Rechnungsbuch des Marienburger Hauskomturs für die Jahre 1410—20 ebenfalls Auskunft. Meist handelt es sich wohl um kleine Schiffe, doch auch der Bau eines Kohlenschiffs von 25 Last wird erwähnt. Hier eine Aufstellung über den Schiffsbestand der für die Fluß- wie Seeschiffahrt besonders wichtigen Komturei Memel für die Zeit um 1400.

	1398	1402	1404
Nassuten	3	3	3
Schuten	1		
Deimeschiffe	1	1	1
Prahme	2	2	1
Körbchen	7	7	7
Fähren		1	1
Räuber		1	

Meist sind es kleine Schiffe. Von dem Räuberschiff darf man allerdings annehmen, daß es auch auf der See gefahren ist. Ebenso waren die Schuten wohl seetüchtig. Im Jahre 1415 werden in Memel auch Flöße erwähnt, ferner 3 Schiltinge, (1416: 6 Schelinge, wohl dieselbe Schiffsart), auch 1 Bording und 1 Schute. Das Inventar von 1416 nennt wieder den Bording, mit allem Geräte, darunter 2 Anker, 1 Schute zum Speicher, einen großen Prahm mit Segel, 1 Holzprahm, ein kleines Floß, 1 Nassute mit Segel, ½ Nassute mit Segel, 6 Schelinge, 1 Kielboot. Auch 1434 sind Schiffe da, desgleichen 1437, und 1447 (7 Schiffe, darunter auch 1 Bording, sowie ein Fährschiff mit Segel).

Der Orden in Preußen hat zur Zeit seiner Blüte um 1400 auch einen lebhaften Eigenhandel getrieben, sogar über See. Großschäffer des Ordens saßen in Marienburg und Königsberg, Lieger u. a. in Brügge. Der Großschäffer in Marienburg besaß im Jahre 1404 einen Holk ganz, ferner Anteile an 7 anderen Holken, 2 Schuten und 2 Kreyern, während 3 weitere Holke im Bau waren. Nach der Niederlage von 1410 war die Finanzkraft des Ordens gebrochen. Der Marienburger Großschäffer verfügte im Jahre 1417 nur über einen halben Holk und eine halbe Schute. Der Königsberger Großschäffer Michael Küchmeister besaß (1402—04) nur Anteile an 2 Holken und 1 Kreyer, nebst 1 Weichselkahn, stand also in dieser Hinsicht wesentlich hinter seinem Marienburger Kollegen zurück. Die Königsberger Großschäfferei verfügte im Jahre 1423 nur über 1/8 eines Schiffes[14]).

Der Orden in Preußen war also dem feuchten Element nicht völlig abgeneigt. Er erkannte die Wichtigkeit der Binnenwasserstraßen, und er hat, als er Waren und Geld im Überfluß besaß, bei seiner staatskapitalistischen Tätigkeit des Eigenhandels sich auch eigener Seeschiffe bedient, wobei man allerdings bemerkt, daß die Ordensschiffahrt mehr mit Schiffsanteilen als mit eigenen Schiffen betrieben wurde. Der Orden fühlte sich als Handelsherr unter Handelsherren, er unterhielt nicht eigentlich eine staatliche Seeflotte.

14) Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, Hrsg. von C. Sattler, (Leipzig 1887) S. XIII f., S. XXII. v. Rundstedt, S. 11 ff. Krollmann, Politische Geschichte, S. 56 f.

Er trieb Handel und Seefahrt, aber nicht eigentlich Seepolitik. Er hatte kleine Schiffe für die Binnengewässer und einzelne Handelsschiffe. Wo bleiben aber die Kriegsschiffe?

Was die Seefront betrifft, so hielt der Orden sich weiterhin zurück. Hätte er, wie im 13. Jahrhundert, das bisweilen unzuverlässige Pommerellen weiterhin zwischen sich und den reichsdeutschen Kraftquellen liegen gehabt, dann wäre er vielleicht im Laufe der Zeit zu einer Seerüstung gezwungen worden. Aber im Jahre 1309 gelang es ihm, sein Gebiet nach Westen glücklich abzurunden und durch die Erwerbung Pommerellens bis an die Grenze von Pommern und Brandenburg vorzuschieben. Die Verlängerung der preußischen Küste, die Besitznahme der Weichselmündungen aber war für den Orden kein neuer Ansporn zur Seerüstung, denn von der See her drohte ihm keine Gefahr. Wohl aber war nach der Besitznahme Pommerellens die Spannung mit Polen erneut zu offenem Konflikt gesteigert, der alle Kräfte des Ordens in Anspruch nahm und alle seewärtigen Unternehmungen, selbst wenn dazu Neigung bestanden hätte, unmöglich machte. Nach wie vor wurden zur Hanse gute Beziehungen unterhalten, der Orden war nach dieser Seite hin gedeckt. Sollte von der See her ein Angriff drohen, dann konnte er sich auf die Schiffe seiner Hansestädte, zumal des mächtigen Danzig, und der übrigen Hanse verlassen. Eine Bedrohung des Ordens von der See her ist aber nicht eingetreten.

Umgekehrt konnte auch der Orden der Hanse wertvolle Dienste leisten, als in dem Jahrzehnt 1360—1370 die Hanse in Kämpfe mit dem König Waldemar Atterdag von Dänemark verwickelt war. Nicht als ob der Orden selbst in diese Kämpfe eingriff. Er hat auch zu den Streitfragen eine wechselnde Haltung eingenommen und war anfangs eher geneigt, sich überhaupt nicht einzumischen. Schließlich aber hat er doch hinter den Kulissen die Hanse unterstützt und es nicht allein zugelassen, sondern gefördert, daß die preußischen Hansestädte sich am Kriege beteiligten und ihr Kontingent, 5 Koggen mit je 100 Mann Besatzung, hierfür ausrüsteten. Der Orden aber zog in den Krieg gegen die Litauer[14]).

Die politischen Umstände dieser Jahre sind hier nicht zu berücksichtigen. Wichtig ist allein die Feststellung, daß der Orden sich auch damals in einen Seekrieg nicht einließ, während er seine festländischen Interessen gegenüber Litauen mit dem Schwerte vertrat. Die preußischen Städte aber durften sich als Teil der Hanse am Kriege beteiligen. Eine preußische Flotte gab es also, aber es war die Flotte der preußischen Städte, nicht des Landesherrn, des Ordens.

Es würde zu weit führen, die nordische Politik des Deutschen Ordens und der preußischen Städte in den folgenden drei Jahrzehnten darzustellen. Nur was die Flotte betrifft, ist hier von Bedeutung. Darüber ist nur zu sagen, daß die preußischen Städte im Verein mit den anderen Hansestädten, zuweilen auch allein, Schiffe ausgerüstet haben, daß der Deutsche Orden aber, abgesehen von dem gotländischen Unternehmen, zur See kriegerisch nicht beteiligt gewesen ist. Die hansische Politik jener Tage, von der die Politik der preußischen Städte nur ein Teil ist, und ihre kriegerischen Auswirkungen gehören nicht hierher. Die Seeräuberei in der Ostsee, der Streit um die

schwedische Krone, das waren Dinge, die mehr die Hanse als den Orden etwas angingen, zumal da der Orden gerade seit der polnisch-litauischen Union von 1386 in eine besonders schwierige kontinentalpolitische Lage geriet, die vor einer Seepolitik noch mehr warnen mußte. Jetzt von einer litauisch-polnischen Übermacht in die Verteidigung gedrängt, mußte der Orden noch mehr als früher darauf bedacht sein, die Deckung gegen einen möglichen Angriff von der Seeseite her im Auge zu behalten und sich nicht in gewagte Unternehmungen nach dieser Seite hin einzulassen.

Der Orden ließ sich deshalb in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Stralsunder Frieden nicht aus seiner Neutralität in den hansisch-skandinavischen Streitigkeiten herausdrängen. Diplomatisch allerdings hat der Orden eine lebhafte Tätigkeit entfaltet und der Hanse manchen wichtigen Dienst erwiesen. Glücklich arbeitete alles zusammen, der Orden mit seinen Städten, was zur inneren Ruhe Preußens ohne Zweifel beitrug, da die preußischen Städte die Vorteile eines mächtigen Landesherrn wohl zu schätzen und zu nutzen verstanden[15]).

Erst unter Hochmeister Konrad von Jungingen (1393—1407) wird das anders. Immer wird man den Namen dieses Hochmeisters nennen müssen, wenn man die Sonnenhöhe des Deutschen Ordens bezeichnen will. Keiner hat über ein größeres Ordensgebiet geherrscht als er, niemals hat das Ordensland Preußen wirtschaftlich und kulturell mehr geblüht als um 1400, und schließlich hat Konrad von Jungingen seinem Lande auch ein paar Jahre glücklichen Friedens verschafft. Aber er hat die ganze Schwere der außenpolitischen Entscheidungen durch geschickte Unterhandlungen wohl hinauszögern können, zu vermeiden waren sie nicht, und es ist sehr zu bezweifeln, ob Konrad von Jungingen dem Ernst dieser Entscheidungen, wenn sie wirklich nicht mehr zu umgehen waren, besser gewachsen gewesen wäre als sein Bruder.

Als langer, stellenweise, im Westen, ziemlich schmaler Streifen zog der Ordensstaat sich längs der Ostse hin, von der Grenze Pommerns bis zur Grenze Rußlands an der Narwa. Polen, Litauen und fast auch Rußland war damit der Zugang zur Ostsee abgeschnitten. Anderseits aber hatte ganz Europa, abgesehen von dem Landverkehr durch Deutschland und dem Umweg über Finnland, zu den osteuropäischen Märkten nur Zugang durch das Ordensgebiet. Der Ordensstaat war ein Zwischenreich, das sich zwischen Ost- und Westeuropa eingeschaltet hatte, ähnlich wie Burgund im 14. und 15. Jahrhundert sich als Zwischenreich zwischen den beiden Großmächten Frankreich und Deutschland hatte bilden können. Burgund war geopolitisch ganz unmöglich. Der Deutsche Ordensstaat war möglich, wenn er nur nach einer Seite, nach Osten, kämpfen mußte, solange er also von Westen, wo die Ostsee eine gute natürliche Grenze bildete, nicht bedroht war. Der Orden, oder seine Freunde, die Hanse, mußten die Ostsee beherrschen. In dieser Hinsicht trat ein Wandel ein mit der Vereinigung der drei skandinavischen Staaten, die in der Kalmarer Union von 1397 ihren rechtlichen Niederschlag fand. Zu dem Block Polen-Litauen im Osten trat der Block Dänemark—

15) Über die nordische Politik des Hochmeisters und der Hanse vgl. v. Rundstedt, S. 20—52. Krollmann, Politische Geschichte, S. 65 ff. Koczy S. 32 f.

Norwegen—Schweden—Finnland im Westen und Norden. Dazwischen der schmale Ordensstaat, nur auf etwa 150 Kilometer mit Pommern zusammenhängend. Die Hanse fand sich mit der neuen Lage in der Ostsee ab, sie hatte wirtschaftliche Interessen. Diese Deckung für die Ostseefront des Ordens versagte. Der Hochmeister aber hat die Gefahr der Lage erkannt.

Die ganze Politik des Ordens seit 1386 war darauf gerichtet, die Vereinigung von Polen und Litauen rückgängig zu machen. Das schien gerade im Jahre 1398 erreicht zu sein, denn Witold, der Großfürst von Litauen, der sich dort gegenüber seinem Vetter, dem Polenkönig Jagiello, durchgesetzt hatte, schloß mit dem Orden einen Sonderfrieden. Zunächst war damit die Last der östlichen Front etwas erleichtert. In diesem Augenblick hielt der Hochmeister es für günstig, durch die Eroberung Gotlands sich auch in der Ostsee zu sichern.

Das Eingreifen des Ordens gegen die Seeräuber in Gotland und die Besetzung dieser Insel im Jahre 1398 sind das einzige große überseeische Unternehmen des Ordens in Preußen. Von Livland aus wäre das Vorgehen gegen Gotland geopolitisch noch eher zu verstehen gewesen, denn Gotland lag in naher Reichweite der kurischen Küste und der estnischen Inseln. Aber nicht Livland hat das Aufgebot gegen Gotland gestellt, sondern Preußen. Preußische Interessen müssen also in erster Linie auf dem Spiel gestanden haben, und Interessen des ganzen Ordens, für den der Hochmeister in Preußen sich ganz allgemein verantwortlich fühlte. Welches waren diese Interessen? Was veranlaßte den Orden zu dem ungewöhnlichen Schritt in ein ihm bisher fremdes Gebiet? Die Urteile darüber sind verschieden. Entgegen der Ansicht von Töppen und Keyser ist doch wohl Rundstedt beizupflichten, der nicht in den preußischen Städten, sondern im Orden selbst den Urheber des Unternehmens sieht. Die Hanse als solche war an dem Unternehmen gegen Gotland unbeteiligt, sie sah ihm mit sehr gemischten Gefühlen zu. Hatten doch am 28. August 1398 König Erich und Margarete die Privilegien der Hanse in Skandinavien bestätigt. Die Hanse hat später zu vermitteln gesucht, aber nicht eingegriffen. Die preußischen Städte allerdings waren direkt beteiligt. Aber es gibt keinen Grund, der sie hätte bewegen können, im Gegensatz zur übrigen Hanse auf die Beherrschung Gotlands Wert zu legen[16]).

Wäre es dem Orden, im Interesse seiner Städte. allein um die endgültige Beseitigung der Seeräuberei gegangen, dann hätte er wohl Gotland besetzen, die Seeräuber vernichten, aber dann, in Ermangelung eigener Interessen, Gotland gegen Bezahlung der Unkosten an den rechtmäßigen

16) Über die Beweggründe der Gotlandfahrt von 1398: v. Rundstedt, S. 53 f. Zur Zeitfolge ist zu bemerken, daß das Ordensheer bereits am 21. März in Gotland an Land ging, also die Verträge des Ordens mit Witold und der Hanse mit Dänemark später lagen. Jedoch die Verhandlungen des Ordens mit Witold waren schon 1397 im Gange und führten bereits 23. April 1398 zum Vorfrieden. Nach dieser Seite konnte der Orden also schon bei Beginn des Unternehmens sich gesichert fühlen. Ebenso konnte er über die Haltung der Hanse, daß diese sich nämlich in einen Krieg um Gotland nicht einlassen werde, nicht im Zweifel sein. So trug der Orden das volle Gewicht der Verantwortung. Auch Koczy (S. 34) sieht in den machtpolitischen Interessen des Ordens die Ursache seines Eingreifens. V. A. Nordman, Albrecht Herzog von Mecklenburg und König von Schweden (Helsinki 1938) S. 268 ff., weist auf den machtpolitischen Gegensatz des Ordens gegen die skandinavische Union hin.

Besitzer, Königin Margarete, zurückgeben müssen. Statt dessen ließ der Orden es sich ein beträchtliches Geld kosten, um von dem vertriebenen König Albrecht einen Rechtstitel auf die Insel zu kaufen.

Dieses alles vorausgeschickt, ist es erstaunlich festzustellen, daß der Orden diesen ersten und einzigen Schritt über das Meer nicht mit eigenen Füßen machte, sondern sich von der Flotte seiner eigenen Städte, namentlich Danzigs, hinübertragen ließ. Eine Flotte von 84 Schiffen brachte 4000 Mann und 400 Pferde nach Gotland hinüber. Bald war der Orden Herr der Lage. Aber die Seeräuber und ihr mecklenburgischer Schutzherr waren nicht die gefährlichsten Gegner des Ordens. Die Königin Margarete hielt mit ihren Ansichten nicht zurück, und als langwierige Verhandlungen nicht vermochten, den Orden von der Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche zu überzeugen, da machte sie im Jahre 1403 einen überraschenden und erfolgreichen Angriff auf die Insel. Der Orden ließ sich diesen Streich nicht gefallen, sondern rüstete wieder eine Flotte aus. Während im Jahre 1398 von größeren Kämpfen nur zu Lande berichtet wird, fanden zwar auch 1404 die entscheidenden Kämpfe zu Lande statt, doch hat die preußische Flotte auch eine Seeschlacht siegreich bestanden. Die Insel Gotland wurde von den Ordensschiffen blockiert, so daß niemand entkam. Dann aber zog die preußische Flotte nach Kalmar und vernichtete dort alle Schiffe der Königin, angeblich 150 an der Zahl, große und kleine. Der Angriff Dänemarks auf Gotland war damit abgeschlagen. Bald darauf wurde wieder der Weg der Verhandlungen beschritten, die sich sehr schleppend hinzogen. Konrad von Jungingen erlebte das Ende nicht mehr. Sein Bruder und Nachfolger, Ulrich von Jungingen, hat am 15. Juni 1407 Gotland gegen Zahlung einer Entschädigung von 9000 Nobeln abgetreten und im folgenden Jahre die Insel übergeben[17]).

Eine Episode der preußischen Seepolitik war damit abgeschlossen. Weshalb mußte sie scheitern? Konrad von Jungingen war im Jahre 1398 ausgegangen von der Überzeugung, daß Polen und Litauen getrennt seien, daß von Osten keine Gefahr drohe. Nur unter dieser Voraussetzung konnte er sich an der Ostsee festlegen. Er mußte bald die Unzuverlässigkeit Witolds erkennen, konnte dann allerdings im Frieden von Raciąż (1404) die Gefahr

---

[17]) Über die Ausrüstung der Schiffe im Jahre 1398, und über das gotländische Unternehmen überhaupt: O. Kehlert, Die Insel Gotland im Besitz des Deutschen Ordens, Altpreuß. Monatsschrift, (A. M.) Bd. 24 (1887) S. 385—442. Darin über 1398: S. 390 f. v. Rundstedt, S. 54 f. Über 1404: Kehlert S. 424 ff. v. Rundstedt S. 61 f. — Über die Schlacht bei Kalmar am ausführlichsten der Ordenschronist Johann von Posilge in SRP III 273 f. Über die Daten gibt es Unstimmigkeiten, die Schlacht bei Kalmar hat wahrscheinlich im Juni stattgefunden. Voigt hat im Codex dipl. Prussicus, Bd. VI S. 170 ff. zwei Aufgebote zum Zuge nach Gotland veröffentlicht. Das eine kleinere Aufgebot von 31 Ordensdienern soll am Sonntag vor Pfingsten (17. Mai) in Danzig sein und sich hier einschiffen. Diese Leute sollen 1 Jahr in Gotland bleiben. Das sind nur Nachzügler. Viel stärker ist das S. 182 ff. angeführte Aufgebot, bezeichnet als „die ander usrichtunge ken Gotlande", bestehend aus Ordensherren, Ordensdienern und Freien. Diese Leute sollten am 23. April sich teils in Danzig, teils in Balga einschiffen. Von der Stellung der Schiffe erfährt man nichts. Das von Voigt, a. a. O. S. 180—81 abgedruckte Schiffsaufgebot betrifft nicht Gotland, sondern eine Fahrt nach Litauen im September 1403. An sich ist diese Schiffsliste recht interessant. Marienburg sollte 9 Schiffe von 20—22 Last stellen, darunter 8 durch den Treßler, während 1 Schiff in Danzig gemietet werden sollte. Von anderen Gebieten werden mehrere Nassuten gestellt, also ein beträchtliches Aufgebot.

noch einmal bannen, also auch in diesem Jahre zum zweiten Male um Gotland in den Krieg ziehen. Aber die Gefahren im Osten blieben riesengroß. Schärfer noch als von Konrad wurden sie von Ulrich von Jungingen gesehen, der von Beginn seiner Regierung (1407) sich auf den Krieg gefaßt machte. Einen Zweifrontenkrieg gegen ganz Skandinavien und Polen-Litauen konnte der Orden nicht führen. Gotland war keine sichere Stellung, im Gegenteil, eine Belastung. Wenn der Orden für diesen Außenposten die freundschaftliche Neutralität Skandinaviens eintauschte, dann war der Orden an der Ostsee gedeckt und konnte wieder seine kontinentale Front gegen Polen und Litauen beziehen.

Das gotländische Unternehmen war vom Orden ohne und teils gegen die Hanse durchgeführt worden, nur im Bunde mit den preußischen Städten, die selbst aber nicht als die treibende Kraft erscheinen. Immerhin darf man einen Augenblick überlegen, was gekommen wäre, wenn der Orden Gotland länger hätte halten können. Diese Insel mitten im baltischen Meer war ohne eine Flotte nicht zu beherrschen. Entweder hätte der Orden, wie bisher, dazu die Flotte seiner preußischen Städte benutzen müssen. Er wäre also dauernd auf die Hilfe dieser Städte, namentlich Danzigs angewiesen, hätte ihre Freundschaft suchen müssen. Vielleicht daß zum beiderseitigen Vorteil die Konflikte des Ordens mit den großen Städten sich dann eher hätten überbrücken lassen, wie man sich überhaupt davor hüten muß, den Ständen und namentlich Danzig die alleinige Schuld an dem Bruch mit dem Orden zuzuschieben. Andrerseits, wenn der Orden sich nicht auf seine Städte verlassen wollte, dann hätte er zum Schutze Gotlands selbst eine Flotte in das Leben rufen müssen. In diesem Falle wäre es ihm später leicht möglich gewesen, mit seinen Städten fertig zu werden. So hätte der Besitz Gotlands später für die innere Entwicklung Preußens von günstigen Folgen sein können. Jedoch die außenpolitischen Notwendigkeiten des Jahres 1407 verlangten gebieterisch die Verständigung mit Dänemark und die Preisgabe Gotlands.

In den folgenden Jahrzehnten, bis zum Abfall der preußischen Stände vom Orden im Jahre 1454, haben die Hochmeister des Ordens in baltischen und hansischen Fragen und überhaupt zur See keine feste und ständige Politik getrieben. Man kann die Wechselfälle dieser Jahrzehnte übergehen, denn eine Flotte wurde auch in dieser Zeit nicht geschaffen, so sehr sie nötig gewesen wäre, um nach innen und außen die Macht des Ordens zu wahren. Zum Glück erfolgte von der Ostsee her kein Angriff auf Preußen. Insofern trug die Zurückhaltung des Ordens nach dieser Seite gute Früchte; das ist anzuerkennen, auch wenn man diese Zurückhaltung mehr der Schwäche als der Klugheit zuschreiben muß.

Ohne Flotte konnte der Orden die überseeischen Handelsinteressen seiner Städte, namentlich Danzigs, nicht wirksam schützen. Die Folge mußte sein, daß Danzig diesen Schutz selbst übernahm, daß es eine eigene Flotte unterhielt und nötigenfalls auf eigene Faust Krieg führte, wozu es sich schon als Mitglied der Hanse für berechtigt hielt. Das war gut, solange der Orden Verbündeter und Freund der Hanse war. Mißlich wurde die Lage Danzigs, als der Orden sich nach 1410 von der Hanse distanzierte. In dem

Kriege der wendischen Hansestädte gegen Erich, den König der skandinavischen Union, mußte Danzig neutral bleiben (1426—1435), wurde darum aber auch nicht in den Frieden, die Befreiung vom Pfundzoll, mit einbezogen. Ebenso hat der Hochmeister Danzig von der Teilnahme am Kriege gegen die Holländer (1438) zurückgehalten. Die Neutralität hat dem Orden nicht geschadet, der Orden hat sich an der Ostsee keinen Feind geschaffen. Aber der Handel Danzigs hat unter dem Kriege gelitten, ohne daß Danzig sich wehren konnte. Unter den zahlreichen Gründen für den Abfall Danzigs von Preußen ist die Machtlosigkeit des Ordens zur See einer der am wenigsten beachteten.

Auch aus einem anderen Grunde hätte der Orden eine Flotte nötig gehabt. Im Frieden vom Meldensee (1422) hatte der Orden außer Samaiten auch ein Stück der kurischen Küste bei Polangen an Litauen abtreten müssen. Dort war nun der Zusammenhang zwischen Preußen und Livland unterbrochen. Da Litauen zwar nach 1422 keinen Krieg mehr gegen Preußen geführt hat, aber wegen seines Verhältnisses zu Polen für unzuverlässig gehalten werden mußte, war zwischen Preußen und Livland im Notfalle nur der Seeweg, von Memel nach Grobin, benutzbar.

Wie schlimm aber gestaltete sich die Lage des Ordens, als durch den Abfall von 1454 nicht allein die Verbindung nach Livland, sondern der ungleich wichtigere Verbindungsstrang nach dem Reiche zu Lande wie zur See zeitweilig unterbrochen war. Zwar gelang es den Ordensheeren, sich durch Pommerellen einen Weg zu bahnen, die Ostsee aber wurde von Danzig beherrscht.

Zunächst schien auch zu Lande alles verloren zu sein, doch hat der Orden sich durch den Sieg bei Konitz (1454) wieder Luft gemacht. Der Krieg wogte nun bis 1466 hin und her, ohne daß es zu eigentlich entscheidenden Waffenhandlungen gekommen ist. Vielmehr war es ein Zermürbungskrieg, in dem nicht allein mit militärischen Mitteln, sondern mehr noch mit innerer Zersetzung und Verrat gearbeitet wurde. Er endete deshalb auch mit der Ermattung, mit einem Frieden, den man nur als Waffenstillstand bezeichnen kann.

Zur See war und blieb Danzig unbestrittener Herrscher. Der Orden konnte dagegen nicht aufkommen. Anfangs war nicht ein einziger Zugang zur See im Besitz des Hochmeisters geblieben. Aber schon im Jahre 1454 wendete sich das Blatt. Die Ordenspartei auf dem Lande, unterstützt namentlich von den Bauern, erhielt wieder Oberwasser, und auch in den Städten machten sich ordensfreundliche Bewegungen der Handwerker bemerkbar. Wichtig war besonders der Fall von Königsberg, wo die Gewerke sich gegen den Rat erhoben und dem Orden anschlossen. Der Kneiphof konnte allerdings erst durch Belagerung und Hunger zur Übergabe an den Orden gezwungen werden. Die Bauern des Samlandes, gerade auch die Bauern preußischen Stammes, standen ohnehin auf der Seite des Ordens. Ermland und Natangen waren zurückgewonnen. Das Balgaer Tief und sein Hinterland, von Elbing abgesehen, wurde wieder vom Orden beherrscht. Was aber nützte das, wenn eine Danziger Flotte das Balgaer Tief blockierte? Dieser Zugang zur See war die ganze Kriegszeit hindurch

sehr bedroht, er lag zu nahe in der Reichweite Danzigs. Zwar gelang es den Danzigern nicht, auf den Hansetagen ein allgemeines Verbot der Schiffahrt in das Balgaer Tief zu erreichen. Aber was Danzig tun konnte, um die Schiffahrt dorthin zu stören, das wurde getan.

Unter diesen Umständen gewann der zweite Zugang zur See, das Memeler Tief, die größte Bedeutung. Memel war bisher eine unbedeutende Stadt gewesen, die Burg war allerdings von größter strategischer Wichtigkeit, sie deckte die Verbindung nach Livland. Der Handel aus dem Memelstrom aber ging südwärts ab durch die Deime nach Königsberg und Danzig.

Auch Memel war, mehr oder weniger gegen den Willen seiner Bürger, in die Hände der Aufständischen übergegangen, wurde aber Anfang November 1455 durch den Orden, und zwar von Livland aus zurückerobert. Memel war das Tor Preußens nach Livland, es wurde jetzt auch das Tor Preußens zur See. Das wußte auch Danzig, das vergebens versuchte, die Rückeroberung Memels durch den Orden zu verhindern. Danziger Schiffe wollten die Burg von der See her entsetzen. In der Folgezeit bemühte Danzig sich, ebenso wie das Balgaer, so auch das Memeler Tief zu sperren, sei es durch einzelne Kaperschiffe, sei es durch größere Flottenunternehmungen. Bei einem solchen Zuge nach Memel im Jahre 1457 erbeuteten die Danziger im Memeler Hafen 14 lübische Schiffe, die sie nach Danzig schleppten. Lübeck, wie die Hanse überhaupt, verhielt sich im preußischen Bürgerkriege neutral, trieb Handel nach beiden Seiten, mußte sich dadurch aber auch Zugriffe von beiden Seiten gefallen lassen. Den Bitten und Drohungen Danzigs, den Handel nach dem Balgaer und Memeler Tief ganz einzustellen, hat Lübeck nicht Folge geleistet.

Mit den Livländern zog ein neues Element in Memel ein. Die livländischen Ordensbrüder, die meist aus Niederdeutschland stammten, hatten für die See mehr Interesse als die meist ober- und mitteldeutschen Ordensbrüder in Preußen. Die livländischen Komture in Memel, Wennemar von Bruell, Otto von Haykelem und Johann von Sunger, haben die Kaperei eifrig betrieben und sich nicht allein an Danzigern, sondern auch an Lübecker Schiffen vergriffen und die Beziehungen des Ordens zu Lübeck und der Hanse gefährdet. Erst nach dem Kriege, 1468, gingen Schloß und Amt Memel wieder in den Besitz des Hochmeisters über, indem der livländische Meister darauf verzichtete. Der Komtur von Memel aber setzte seinen Krieg auch nach dem Friedensschluß von 1466 fort, und die Danziger durften im Jahre 1467 mit Recht fragen, ob der Komtur auch in den Frieden eingeschlossen sei. Die wilden Gesellen, die im Kriege gute Dienste geleistet hatten und gewohnt waren, auf eigene Faust zu handeln, wurden im Frieden sehr unbequem. Memel blieb ein Seeräubernest und mußte, auf die dringenden Klagen Lübecks, im Jahre 1472 vom Hochmeister regelrecht belagert und erstürmt werden[18]).

Die Kaperei, so unbequem sie war, konnte dem Danziger Handel nicht ernstlich schaden, die Stadt niemals zur Unterwerfung zwingen. Das konnte

---

[18]) Näheres über die Bedeutung Memels im preußischen Bürgerkriege in meinem Aufsatz, Memel und Lübeck im Mittelalter, Mitt. des Vereins für die Gesch. von Ost- und Westpreußen, Jg. 1937, S. 52 ff.

man nur erreichen, wenn man die Verbindung zur See, den Lebensnerv Danzigs, ganz abschnitt. Dazu reichten die eigenen Kräfte des Ordens nicht aus. Aber der Orden hatte das Glück, König Christian I. von Dänemark für sich zu gewinnen. Danzig nahm dafür Beziehungen zu Karl von Schweden auf. Christian erklärte 1455 an Polen und den Preußischen Bund den Krieg. Danzig reizte durch seine Kaperei nicht allein Lübeck, sondern auch Amsterdam und die livländischen Städte, wußte sich aber zur See geschickt seiner Gegner zu erwehren. In der Nacht vom 14.—15. August 1457 hat eine kleine Danziger Flotte von 3 Schiffen eine fünffach stärkere dänisch-livländische Flotte geschlagen. Dann ebbte auch dieser Krieg wieder ab, der ohnehin für die Geschichte der Flotte des Ordens in Preußen nicht bedeutsam ist, aber der Flotte Danzigs, der größten preußischen Seestadt, wieder Gelegenheit gab, ihre Tüchtigkeit zu erproben. Was den Orden in Preußen betrifft, so wurde seine Ohnmacht zur See gerade in einem Krieg offenkundig. Er mußte sich nicht allein völlig auf seinen Bundesgenossen Dänemark, sondern auch auf den livländischen Ordensmeister verlassen und es sogar hinnehmen, daß über den Besitz Memels zwischen Livland und Dänemark verhandelt wurde. Glücklicherweise kam dieses Geschäft, das mit dem völligen Ruin des Ordens in Preußen spekulierte, nicht zustande. So hatte Danzig sich zur See nicht allein gegenüber dem Hochmeister, sondern auch gegenüber Livland, Dänemark, Amsterdam durchgesetzt, und Lübeck mit der übrigen Hanse grollte wohl wegen der Störung des Handels, aber griff nicht ein[19]).

Der Orden hat also zur See keinen Ruhm geerntet, denn er hat zur See überhaupt nicht, abgesehen vom Kaperkrieg, gekämpft. Es ist gewiß unberechtigt, wenn Koczy (S. 61) von einer Seeschlacht spricht, die am 15. September 1463 zwischen dem Orden und den Aufständischen stattgefunden habe. Zunächst handelte es sich nicht um die eigentliche See, sondern um das Frische Haff. Ferner war die „Flotte" des Ordens zwar armiert, aber sie diente doch in erster Linie nicht dem Kampf, sondern dem Transport. Um das belagerte Mewe zu entsetzen, wollte der Orden 1500 Mann von Königsberg über das Frische Haff nach der unteren Weichsel übersetzen. Johann Lindau, der Danziger Chronist, der die Dinge gewiß nicht zugunsten des Ordens gefärbt hat, berichtet ausführlich über den Vorgang. Danach brachte der Orden aus dem Samlande 44 Schiffe zusammen, nämlich Weichselkähne, Nassuten, Fischerboote und Keutelschiffe, also nur kleine Schiffe, die auf den Binnengewässern verkehrten. Dagegen rüsteten die Danziger zehn Boote aus mit gutem, seeerfahrenem Volk, also größere Schiffe, und schließlich überfielen 25 Danziger und Elbinger Schiffe die anscheinend kampfunfähige Transportflottille des Ordens, die völlig zersprengt und vernichtet wurde.

---

19) Über die nordischen Beziehungen bis zum Jahre 1457 handelt jetzt am eingehendsten G. A. Lögdberg, De nordiska konungarna och Tyska Orden. 1441—1457. Uppsala 1935. Ferner P. Simson, Danzig im dreizehnjährigen Kriege. (Zeitsch. des westpr. Gesch. Vereins, Bd. 29. 1891). Ders. Gesch. Danzigs, I 249 f. W. Mollerup, Dänemarks Beziehungen zu Livland, Berlin 1884 S. 17 ff. Über den Verkauf Memels auch E. Maschke, Das mittelalterliche Memel im baltisch-preußischen Raum, (Mitt. des Vereins f. d. Gesch. von Ost- u. Westpr. Jg. II (1928) S. 53 ff.)

Auch ein Komtur von Memel wurde gefangen („Hetczel“, vermutlich der genannte Otto von Haykelem)[20]).

Nach dem Ende des inneren Krieges, der Preußen verwüstet hatte, blieb für seepolitische Interessen des Ordens zunächst gar keine Grundlage. Der Orden war gelähmt, von Polen abhängig, der Westen des Landes mit der einzigen großen Seestadt war von der Ordensherrschaft losgelöst. Jetzt war das Ordensland Preußen rings von polnischem und litauischem Machtgebiet umgeben, weder nach Livland noch zum Reiche gab es einen sicheren Weg. Nur der Seeweg war frei, er war also jetzt noch wichtiger als zuvor.

Aber der Orden konnte diese Möglichkeit einer freieren Bewegung damals noch weniger ausnutzen als früher. Sollte er eine Flotte schaffen, die dem mächtigen Danzig überlegen war? Königsberg war dem Orden geblieben, aber Königsberg stand als Seestadt weit hinter Danzig zurück und hatte wenig Lust, sich für die Interessen des Ordens aufzuopfern, sondern trieb, wie die preußischen Stände überhaupt, eine selbstsüchtige Politik. Zunächst mußte der Orden sich mit seinem Schicksal abfinden. Er tat es dreißig Jahre.

Das Jahr 1498 bedeutet einen Wendepunkt. Hochmeister Friedrich von Sachsen, aus einem mächtigen Fürstenhause, verweigerte die Huldigung an Polen. Durch eine vorsichtige, aber beharrliche Politik verstand er es, Polen hinzuhalten, und hat, ohne Krieg zu führen, bis zu seinem Tode (1510) den Eid auf den Zweiten Thorner Frieden von 1466 nicht geleistet. Sein Nachfolger Albrecht von Brandenburg schlug dieselbe Richtung ein, mußte aber bald erkennen, daß an eine friedliche Revision des Vertrages von 1466 nicht zu denken war. Ungestümer als sein Vorgänger vertrat er die Lebensrechte seines Landes und scheute sich nicht, die verschiedensten Verbindungen einzugehen, mit dem Kaiser zunächst, dann hauptsächlich mit Moskau. Beide waren aber nicht Seemächte, und es ist hier nicht der Ort, die vielfachen politischen und militärischen Kombinationen des Hochmeisters und seiner Berater wiederzugeben[21]).

Um gegen Danzig aufzukommen, die Blockade zu durchbrechen und letzten Endes Danzig zur Unterwerfung zu zwingen, brauchte der Orden einen Bundesgenossen zur See. Genau wie im Jahre 1454 richtete der Hochmeister seine Blicke nach Dänemark. Dort regierte Christian II., der letzte Herrscher eines einigen Skandinavien. Christian II. gehört nicht zu den bedeutenden Monarchen. Wenn er bei dem Bündnis mit dem Deutschen Orden versagte, so ist hierzu aber nicht allein auf seine Unzuverlässigkeit hinzuweisen, sondern die gesamte Lage zu berücksichtigen. Der Vorteil eines preußisch-dänischen Bündnisses lag zu einseitig auf der Seite des Ordens. Was konnte der Orden, zur See ohnmächtig, zu Lande schwer und von allen Seiten bedroht, im Ernst dem Dänenkönig bieten? Dagegen hatte Dänemark zur See die erprobte Tüchtigkeit der Danziger zu fürchten. Außerdem war der König mit den aufsässigen Schweden beschäftigt. War es

---

[20]) SRP IV 603 ff.

[21]) Über die Politik des Hochmeisters Albrecht gibt es ein grundlegendes Werk: E. Joachim, Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen Albrecht von Brandenburg. (Leipzig 1892—95, Publ. aus d. preuß. Staatsarchiven).

für Christian wirklich ein Vorteil, sich in außerskandinavische Dinge einzumischen, solange man ihn in Ruhe ließ?

Mit Recht also verhielt Christian sich zunächst kühl, als das Liebeswerben des Ordens begann. Die erste Gesandtschaft des Hochmeisters, die dem Bündnisplan galt, fand im Jahre 1517 statt. Gesandter war der Vertraute des Hochmeisters, Dietrich von Schönberg, der Vertreter einer kriegerischen, sich auf Moskau stützenden Politik. Aber der Bündnisentwurf, den Schönberg nach Hause brachte, war so ungünstig, daß er in Königsberg zu den Akten gelegt wurde. Auch die Verhandlungen des Jahres 1518 führten zu keinem Erfolg. Dem Hochmeister selbst konnte jetzt die dänische Hilfe fragwürdig erscheinen, nachdem Christian sich vor Stockholm eine Niederlage geholt hatte. Christian dagegen nahm die Hilfe des Ordens in Anspruch zur Ausbesserung seines bei Reval gestrandeten Hauptschiffes „Maria“, und der Hochmeister sandte ihm nach Stockholm eine Büchse mit 100 Kugeln. Kleine Geschenke![22]).

Erst im Frühjahr 1519 nahm das Bündnis zwischen Preußen und Dänemark greifbare Gestalt an. Der Konflikt mit Polen stand damals nahe bevor. Zeit war für den Orden nicht mehr zu verlieren. Preußen blieb deshalb der werbende Teil. Anfang 1519 sandte der Hochmeister Melchior von Rabenstein und Georg Klingenbeck nach Kopenhagen, die eine Menge von Wünschen vortrugen. Unter anderm sollte Dänemark auf drei Jahre den Danzigern die Fehde ansagen, den Sund sperren, durch den Hauptmann von Gotland, Severin Norby, einen Kaperkrieg eröffnen und das dänische Hauptschiff „Maria“ vor Danzig kreuzen lassen. Zu bieten hatte Albrecht dem noch mit den Schweden beschäftigten Dänenkönig gar nichts, doch rühmte er sich seiner guten Beziehungen zum Papste, die in Schweden von Nutzen sein sollten, und stellte Geld in Aussicht, das er von Moskau zu erhalten hoffte. Der König antwortete am 12. Mai zögernd, aber nicht glatt ablehnend, und gewährte am 19. Mai der Stadt Königsberg ein Handelsprivileg. Dadurch wurden die Interessen Königsbergs mehr mit dem Orden verknüpft: immerhin ein Erfolg.

Nach der Rückkehr dieser Gesandten wurde sofort (15. Juni), eine neue Gesandtschaft abgefertigt, unter Georg von Wittmannsdorf. Auch Wittmannsdorf sollte gegen Danzig Stimmung machen und die Hilfe der dänischen Flotte verlangen. Aber man höre und staune: Albrecht selbst wollte um den 25. Juli eine Flotte (!) vor das Danziger Tief legen, doch sollte sie von Dänemark verproviantiert werden. Auch dänische Schiffe zum Transport von Kriegsleuten aus Pommern wurden verlangt. Also nicht einmal hierfür waren preußische Schiffe vorhanden, geschweige denn zur Blockade Danzigs. Trotzdem hat Albrecht die Blockade ernsthaft erwogen. Sie fand nämlich Anfang Juni ein Vorspiel, indem eine Jacht, anscheinend ein Küstenfahrzeug, zwischen Brüsterort und Lochstedt einen Danziger Schiffer anhielt und mißhandelte. Der Hochmeister gab vor, die Täter, die sich auf ihn beriefen, nicht zu kennen, fand damit aber keinen Glauben[23]).

---

22) Joachim I 143 ff. II 10 ff.

23) Über die Verhandlungen von 1519: Joachim II 45 ff. und Nr. 69. OBA. 1519 Juni, 21. Juli 6. OBA. 1519 Mai 6. Anbringen e. preuß. Ges. i. Dänemark: Bittet u. a. um einen Schiffbauer.

Wittmannsdorf erreichte nur, daß Christian an die Stadt Danzig eine drohende Note richtete. Danzig blieb jedoch die Antwort nicht schuldig, und es erfolgte nichts. Die Blockade wurde von Christian glatt abgelehnt. Als Wittmannsdorf im Oktober 1519 nochmals nach Dänemark reiste, wurde ihm erklärt, es seien weder Kriegsschiffe noch Soldaten zur Verfügung. Nur Proviant wurde in kleinem Umfange geliefert, und im Jahre 1520, als der Krieg bereits begonnen hatte, ist wenigstens ein kleiner Truppentransport, aber auf nicht auf dänischen, sondern holländischen Schiffen dem Hochmeister zu Hilfe geschickt worden. Während der Hochmeister wünschte, Dänemark solle die Blockade über Danzig verhängen, wurde damals schon Preußen von den Danzigern blockiert[24]).

Das Bündnis mit Dänemark war ein völliger Fehlschlag. Als der Hochmeister um die Wende der Jahre 1519/20 endlich sich zum Kampfe gegen Polen stellen mußte, war die dänische Flotte nicht für Preußen mobil gemacht worden. Wenn der Orden zur See überhaupt etwas ausrichten wollte, dann mußte er selbst die Mittel dazu finden.

Als ein ungeeignetes Mittel ist die Beschlagnahme der Flußschiffe anzusehen. Am 19. September 1519 erging der Befehl an die Ämter Labiau, Tilsit und Ragnit, alle Weichselkähne, Strusen und andere Schiffe anzuhalten und nach Königsberg zurückzusenden. Am 21. September wurde der Befehl, der besonders das Amt Labiau wegen der dortigen Zollstelle anging, auf die Schiffe von über 5 Last eingeschränkt. Für Transporte und kleinere Überfälle auf dem Frischen Haff waren solche Schiffe schon zu gebrauchen. Der Stadt Kowno wurde am 6. Oktober erklärt, der Hochmeister brauche diese Schiffe. Das genügte in jener Zeit schon zur Entschuldigung[25]).

Was aber sollte auf der See geschehen? Zur Blockade fehlten die Schiffe, offener Widerstand gegen Danzig war dort unmöglich. Das einzige Mittel, das übrig blieb, war, wie in den Jahren 1454—66, die Kaperei. Und wie damals wurde auch jetzt wieder Memel der Ausgangspunkt für die seewärtigen Unternehmungen des Ordens. Es war ein Glück, daß in Memel wieder Leute saßen, die sich der besonderen Aufgabe Memels bewußt waren.

Die Kaperei war damals in der Ostsee keine Seltenheit. Neben Dänen, Schweden und Hanseaten übten sie die Danziger selbst, und zwar im Auftrage König Sigismunds I., der mit Moskau sich im Kriege befand. Diese Kaperei im Interesse Polens gegen Moskau ist in den Jahren 1517—1522 nachweisbar. Die Kaperer waren, nach dem Namen zu schließen, Deutsche, und zum großen Teil wohl Danziger. Mit dem Friedensschluß zwischen Polen und Moskau (1522) hörte diese Kaperei auf. Durchgreifenden Erfolg hatte sie nicht, denn die Fahrt nach Rußland konnte nicht völlig abgeschnitten werden. Von einem polnischen Seekrieg gegen Moskau kann nicht die Rede sein[26]).

---

[24]) Die Verhandlungen Wittmannsdorfs: Joachim II 48 f. Der Transport von dänischen Kriegsleuten: Joachim II 112 f. ObA.

[25]) Die Beschlagnahme der Flußschiffe: Joachim II 77. Forstreuter, Die Memel, S. 82. O. F. 42 S. 178 ff. S. 98.

[26]) St. Bodniak, Zolnierze morscy Zygmunta starego. (1517—22). Rocznik Gdański, Bd. IX—X, 1937, S. 209—22. Wenn Bodniak neben den deutschen Namen auch einen angeblich polnischen Namen unter den Kaperern findet, so ist dabei zu bedenken, daß dieser Name eher

Jedoch die Kaperei erschien als ultima ratio erst in einer späteren Phase des Krieges, der Ende 1519 begann. Zunächst machte der Winter alle Kriegshandlungen zur See unmöglich. Dann aber zeigte es sich, daß das Ordensland wieder den Angriffen der Danziger zur See ausgesetzt war. Der erste Angriff erfolgte im März 1520 gegen das Balgaer Tief, mit dem Versuch, es für die Schiffahrt zu sperren. Der Hochmeister mußte sich auf schwächliche Verteidigungsmaßnahmen vom Strande aus beschränken. Der Angriff wurde im Mai wiederholt, dieses Mal von der Haffseite her. Die Feinde bemächtigten sich der Stadt Heiligenbeil und machten das ganze Haff unsicher. Der Befehlshaber in Balga mußte am 10. Mai um Schiffe aus Königsberg bitten, der Hochmeister aber war machtlos. Selbst das Samland war bedroht. Der Angriff auf das Samland ist jedoch dieses Mal, wie auch im Jahre 1521, unterblieben. 25 Danziger Schiffe kreuzten auf der See, 6 Danziger Schiffe beherrschten das Frische Haff[27]).

Unterdessen erfolgte auch der Angriff auf die zweite Seepforte des Ordenslandes, auf Memel. Memel hatte vor dem Balgaer Tief zwei große Vorteile. Erstens lag Memel von Danzig weiter ab, und zweitens war es nur von der See aus, nicht von der Haffseite her anzugreifen. Das Kurische Haff war ein Binnengewässer des Ordenslandes. Litauen aber, das zu Lande allenfalls Memel hätte angreifen können, blieb neutral, wie 1454, zum großen Ärger der Polen.

Am 27. Mai berichtet der Statthalter in Memel dem Hochmeister, eine Danziger Flotte (2 Holke, 2 Jachten und 1 Schmacke), sei in Memel eingelaufen, habe 2 Schiffe weggenommen, das Städtchen und auch 2 Dörfer angezündet, und die Burg sei in schlechtem Verteidigungszustand. Von einer Verteidigung zu Schiffe ist nicht die Rede, Schiffe standen also zur Verteidigung nicht zur Verfügung[28]).

Unterdessen waren aber in Memel schon die ersten Anstalten zur Schaffung einer Kriegsflotte gemacht worden, und auch der Danziger Angriff konnte sie nicht aufhalten. Der Komtur von Memel, Herzog Erich von Braunschweig (man wird seinem Namen noch mehrfach begegnen), berichtet am 1. Juni 1520 dem Hochmeister vom Bau eines Schiffes, das beinahe fertig sei. Der Schiffer, Meister Johann, der das Schiff gebaut hatte, brauchte noch 1—2 Kompasse. Anscheinend ist dieses Schiff der „Sperber", eine Jacht, die in den folgenden Jahren immer wieder genannt werden muß. Sie hat ihre Fahrten im Spätsommer 1520 begonnen. Anscheinend ist nämlich der „Sperber" gemeint mit jener „Barke oder Schiff," von der es in einem Schreiben vom 9. September 1520 heißt, es sei mit Memeler Bür-

---

deutsch als polnisch zu deuten ist. Es handelt sich um den Namen Hensky, so steht er in einem lateinischen Text im Genitiv, kann also wohl auch Henskii gelesen werden. Aber selbst Hensky gelesen, liegt es nahe, an den niederdeutschen Namen Henske zu denken, der in dem Schreiben des Polenkönigs nur mit einer polnischen Endung versehen worden ist. Die ethymologische Deutung des Namens aus dem Deutschen ist jedenfalls leichter als aus dem Polnischen.

[27]) Zu den Kriegsereignissen um Balga: Simson, Gesch. Danzigs, II 8 f., 12 f.; ferner OBA. 1520 März 15 (3 Briefe), März 16 (3 Briefe), März 29. Nach diesem letzten Schreiben des Bischofs von Samland waren die Beschädigungen des Balgaer Tiefs nicht schlimm, die Tiefe seien nie besser gewesen als jetzt. Zum Angriff im Mai: OBA 1520 Mai 7, Mai 9, Mai 10, Mai 15.

[28]) Nach Simson, Gesch. Danzigs, II 8, haben nur 3 Danziger Schiffe Memel angegriffen.

gern ausgelaufen und habe ein Stralsunder Schiff von 100 Last heimgebracht. Es handelt sich um das Schiff des Reimer Stanicke, einen Fall, der zu langen Verhandlungen führte und noch 1525 schwebte. Das erbeutete Stralsunder Schiff wurde nicht zur Kriegsfahrt verwendet, sondern an den am Seehandel nicht allein, sondern auch am Seeraub maßgeblich interessierten Königsberger Kaufmann Andreas Mas verkauft. Hauptmann des „Sperber“ war Hans Sedelitz, später Joachim Riches.

Noch ein anderes Schiff hat der Hochmeister auf Seeraub ausgeschickt, die „Barbara“. Offenbar ist das die dänische Jacht, von der Herzog Erich am 21. August schreibt, sie liege bereits einen Monat in Memel, und rät, sie doch lieber auszuschicken. Dänische Schiffe lagen wiederholt in Preußen, um Gesandte zu befördern. Ob der Herzog wirklich berechtigt war, die „Barbara“ zur Kriegsfahrt zu gebrauchen, erscheint zweifelhaft. Jedenfalls aber wurde die Barbara im Herbst 1520 zusammen mit dem Sperber auf Raub ausgesandt. Kommandant der Barbara war Gregor Pommer, des Sperber Jochim Riches[29]).

Über die Schicksale der Barbara liegen zahlreiche spätere Nachrichten vor[30]). Am ausführlichsten ist der Bericht Gregor Pommers vom 5. September 1521. Man erhält danach folgendes Bild. Der Hochmeister schickte die Bark oder Karvelle, die ihm der König von Dänemark gesandt hatte, im Herbst 1520 mit einer anderen Jacht auf Seeraub aus. Die andere Jacht

---

29) Über den Sperber: 1520 Sept. 9: Engelhard von Schönberg in Memel an HM. Danach ist die „Bark oder Schiff“ an Unserer Lieben Frauen Tag (8. Sept.?) mit den Memeler Bürgern ausgelaufen, muß also unmittelbar vor Memel das Stralsunder Schiff getroffen haben, da das Schiff schon am 9. Sept. in Memel sich befindet. Engelhard von Schönberg, Statthalter in Memel, berichtet ferner (1520 o. D.), es sei nur das dänische Schiff da. Das Schiff, das die Schuten (Schotten?) genommen habe, sei wieder ausgelaufen. Hauptmann sei Hans Sedelicz. Anscheinend ist der Sperber gemeint. Andres Mas habe sich gerühmt, vom Hochmeister die Erlaubnis erhalten zu haben, er könne so viele Schiffe, wie er wolle, zur See ausfertigen, und habe auch den Paß gezeigt.

30) Am 2. Dezember 1520 berichtet Engelhard v. Schönberg, die dänische Jacht und der Sperber seien noch nicht zurück. Hier handelt es sich also um die gemeinsame Ausfahrt der beiden Schiffe. Dagegen kann der Sperber wohl kaum gemeint sein mit dem Boot, das nach dem Bericht des Memeler Statthalters vom 6. Mai 1520 einen Brief nach Livland befördert hatte und auf der Rückkehr eine kleine Schute kaperte. Also sogar vor dem Angriff Danzigs auf Memel war der Kaperkrieg vom Hochmeister in kleinem Maßstabe bereits aufgenommen worden. Die gekaperte Schute hatte Waren aus Litauen an Bord. — Mit Schiffen selbst kleinsten Formats war Memel schlecht bestellt. Am 8. April meldet der Statthalter, es sei kein Schiff da, um den russischen Gesandten und den Hauskomtur überzusetzen. Man müsse eines aus Libau bestellen, das vorher auch den Russen übergesetzt habe. — Um das erbeutete Stralsunder Schiff bewirbt sich Andres Mas in einem Schreiben vom 16. Sept. Über dieses Schiff vgl. weiter die Schreiben des Herzogs Bogislaus von Pommern vom 18. Okt. 1520, des Rates von Stralsund vom 7. Mai 1521, und das Schreiben des Herzogs Albrecht vom 28. Mai 1525 an die Stadt Stralsund (O. F. 47 Bl. C 22—24) betr. Beschlagnahme der Güter des Andres Mas, weil preußische Auslieger das Schiff des Stanicke geraubt hätten. Mas habe das geraubte Schiff zum Teil gekauft. Gleiche Schreiben gehen an Dänemark, Pommern und Lübeck. Am 15. August 1522 (O. F. 47 Bl. B 23) wurde an Dänemark geschrieben, betr. die in Kopenhagen beschlagnahmten Güter des Andres Mas, wegen der Seeräuberei des Sperber, den Mas ausgerüstet habe. Bei den dänischen Maßnahmen muß man an eine Vergeltung für den Raub des Kopenhagener Schiffes denken (s. unten). Der vom Orden so viel umworbene Norby hat auch ein Schiff des A. Mas geraubt. (O. F. 47 Bl. 76 B). Mas erscheint danach als Hauptbelfer des Hochmeisters im Seeräuberkrieg, als geschäftlicher Unternehmer. Handelt es sich bei dem Kopenhagener Schiff um den Fall, von dem Herzog Bogislaw von Pommern am 22. Januar 1521 an den Großkomtur schreibt, Joachim Rickholt, Diener des Hochmeisters, habe ein Schiff gekapert und die Fracht (Heringe) in Wolgast verkauft? Das Schiff wurde dann jedoch arrestiert, denn die Waren gehörten nicht nach Danzig, sondern nach Dänemark.

war ohne Zweifel der von Jochim Riches befehligte Sperber. In Memel hatten alle Schiffsleute den Eid geschworen, und man hatte abgemacht, daß beide Schiffe zusammen bleiben sollten. Der Sperber trennte sich aber bald von der Barbara. Wären die Schiffe beisammen geblieben, so hätten sie bei Rügen die 12 Schiffe, die angetroffen wurden, aufbringen können. So aber mußte Pommer diese Schiffe mit Ausnahme von zwei (1 Holländer, 1 Schotten), freigeben. Der Holländer wurde im Sturm beschädigt, die Güter daraus verkauft und das Schiff verbrannt. In Wismar hatte Pommer Schwierigkeiten bei dem Verkauf der Güter. Wegen ungünstigen Wetters konnte er nicht nach Preußen gelangen. Nach den Angaben Pommers kamen die Schiffe aus Danzig und hatten Danziger Waren an Bord. Jedoch auch ein Holländer, Peter Breda, war beteiligt, der nach Lübeck entkam und dort gegen Pommer klagte, was in Wismar Eindruck machte. Zu den Geschädigten gehörte auch die Mutter Siprecht in Kopenhagen. Das wurde Gregor Pommer zum Verhängnis. Trotz neuer Verhandlungen im Jahre 1520 war es immer noch nicht zu einem Bündnis zwischen Preußen und Dänemark gekommen. Als Pommer in Holstein Heiligenhafen und Kiel anlief, wurde er dort zunächst auch gastlich aufgenommen, dann aber veranlaßte die Königin Elisabeth von Dänemark, auf Betreiben der Siprecht, die Festnahme Pommers und ließ seine Schiffe nach Kopenhagen bringen. Dort wurde ein Verfahren gegen ihn eingeleitet, wie Pommer angibt, aus folgenden Gründen: 1. Der König habe das Schiff mit einer Botschaft nach Preußen geschickt, der Hochmeister aber habe es für sich behalten. Das ging Pommer selbst also nichts an. 2. Er habe das holländische Schiff beraubt, das nicht Danziger, sondern schwedische Waren führte. 3. Jochem Riches, mit dem Sperber, habe ein Dänisches Schiff genommen. Das Verfahren gegen Pommer zieht sich noch bis zum Herbst 1521 hin. Die „Barbara" war man damit wieder los, und Pommer muß ein sehr schlechtes Gewissen gehabt haben, denn er wagt es nicht, aus Holstein, wo er sich aufhielt, ohne Geleit nach Kopenhagen zu gehen, ja, er bittet den Hochmeister sogar um Geleit nach Preußen, um seine Sache zu vertreten. Jedenfalls hatte er durch seine Raubfahrt die Stimmung zwischen Preußen und Dänemark gründlich verdorben[31]).

Zum Mißerfolg von Pommer trug es ohne Zweifel bei, daß er sich auf das Schiffsvolk nicht verlassen konnte. Er mußte die Schiffsleute von dem gekaperten Schiff des Reimar Stanicke aus Stralsund übernehmen. Daß diese nicht gerade bei der Sache waren, ist zu verstehen. So fuhren sie ihn nach Rügen, um ihn in Feindes Hand zu bringen, beraubten und

31) Über Pommer: seine Berichte von 1520 o. D. (1521)?). 1521 Sept. 5. Ferner sein Brief an den König von Dänemark, 1521 Febr. 24. — 1521 Jan. 28. Ritter Wolf Powysch an Georg Pommer, betr. Wegnahme der Schiffe auf Befehl der Königin von Dänemark. 1520 Nov. 25. Herzog Friedrich von Holstein gestattet, Gregor Pommer, in Kiel anzulegen. 1521 Jan. 12: derselbe gibt Gregor Pommer in seinem Lande freies Geleit. 1521 Jan. 23: Rat von Heiligenhafen an Pommer, betr. den strengen Befehl der Königin. 1520 Okt. 12: Herzog Heinrich von Mecklenburg an Pommer: hat dem Peter von Bredaburg zu Unrecht das Schiff genommen, es führte schwedische, nicht Danziger Güter. 1520 (o. D.). Großkomtur Claus von Bach an Pommer, jetzt in Kiel: soll sich sofort nach Berlin begeben und die den Danzigern abgenommenen Papiere mitbringen.

bestahlen ihn später, wo sie nur konnten. Dagegen hat der Sperber, der mit Memeler Bürgern bemannt war, sich besser durchschlagen können.

Im Jahre 1521 scheint es zu größeren Kapereien nicht mehr gekommen zu sein. Man weiß vom „Sperber", daß er über Schaaksvitte neu ausgerüstet worden ist, auch mit Geschütz. Das bedeutet nicht, daß der Sperber in Schaaksvitte, am Kurischen Haff, beheimatet war, sondern nur, daß die Ausrüstungsstücke über Schaaksvitte nach Memel transportiert wurden, denn auf diesem Binnenwasserwege war die beste Verbindung von Königsberg nach Memel. Immerhin erkennt man aus dieser Nachricht, daß der Sperber ein kleines Schiff gewesen sein muß, das auch auf dem Haff fahren konnte, denn ohne Zweifel hat doch der Sperber die Ausrüstungsgegenstände selbst von Schaaksvitte abgeholt[32]).

Während also Heldentaten zur See nicht mehr zu verzeichnen sind, hat Andres Mas sich eine Reihe weiterer Übergriffe zuschulden kommen lassen. Ein Ungenannter klagt darüber, daß sein Schiff, das von Abo nach Riga fuhr und nach Königsberg verschlagen wurde, dort von Mas beschlagnahmt worden sei. Dieser Vorfall hat sich bereits 1520 abgespielt. Ebenso wurde die Schmacke eines Albrecht Blume aus Elbing, die in Königsberg durch den Kriegsausbruch überrascht wurde, dort festgehalten. Am 14. Juni 1521 beklagt sich der Erzbischof von Uppsala darüber, daß einem Claus Tanck durch Mas ein Schiff genommen worden sei. Tanck hat um die Beschlagnahme aller Güter des Mas gebeten. Dieser Wunsch wurde ihm in Schweden zwar nicht erfüllt, der Hochmeister wird aber gebeten, Tanck zufriedenzustellen[33]).

Der Orden konnte Danzig durch den Kaperkrieg nicht ernsthaft schädigen, aber beunruhigen. Anderseits konnte Danzig die Blockade des Ordenslandes nicht durchführen. Nach Livland wurde ein Pendelverkehr zwischen Memel und Heiligenaa bzw. Libau und Grobin aufrechterhalten. Auf diesem Wege reisten Gesandte von und nach Rußland. Aber auch Waren kommen auf diese Weise nach Preußen. Der Statthalter von Memel berichtet am 8. Dezember 1520 über Blei, Salz und Pfeffer, Waren, die über Libau nach Memel gekommen sind bzw. kommen sollen. Andres Mas ist der Unternehmer und will die Waren nach Königsberg schicken. Ein Roggentransport aus Pernau wurde auf dem Schiffe des Hochmeisters „Der fliegende Geist" befördert. Was dieses für ein Schiff war, ist sonst unbekannt[34]).

In der Besorgung von Schiffsraum war der Orden nicht wählerisch. Bezeichnend ist seine Einstellung anläßlich des Transportes von dänischen Kriegsknechten nach Preußen. Hier handelt es sich um die erfolgreichste Durchbrechung der Danziger Blockade. Es wurde bereits gesagt, daß auch im Jahre 1520 die Werbung um Dänemark ergebnislos geblieben ist und daß König Christian nicht daran dachte, sich in Preußen einzumischen, solange er in Schweden beschäftigt war. Aber er gestattete wenigstens, daß eine Truppe

---

32) OBA. 1521 April 23. Über die Bedeutung Schaaksvittes für die Schiffahrt s. Forstreuter, Die Memel als Handelsstraße, S. 45.

33) Über Andres Maß.: OBA. 1520 o. D. (D 658 a). Über das Schiff Albrecht Blume: OBA. 1521 Mai 11. Über Claus Tanck: OBA. 1521 Juni 14.

34) OBA. 1520 Dez. 8. 1521 Agust 13.

von etwa 2000 Mann, die von den Hauptleuten Anger und Knebel für den Orden geworben waren, von Kopenhagen aus auf holländischen Schiffen nach Preußen transportiert wurden, wofür die Königin noch den Proviant beisteuerte. Die Danziger Spionage war über diese Truppenbewegung gut unterrichtet. Am 8. Juni schrieb Danzig an den König von Polen, es werde aus Kopenhagen gemeldet, daß etwa 3000 Infanteristen am 26. Mai im Begriff gewesen seien, aus Kopenhagen nach Riga oder Reval auszufahren, da die direkte Fahrt nach Königsberg zu gefährlich schien[35]). Am folgenden Tage meldete Danzig dem König bereits, daß die 3000 Mann ausgefahren seien, und zwar auf holländischen Schiffen. Für den Fall, daß die Truppen den Danziger Schiffen entgehen sollten, wird dem König geraten, Truppen nach dem Samlande ihnen entgegenzuschicken.

Die Schiffe, die Sigismund von Sichau mit seinen Leuten nach Riga statt nach Memel brachten, fuhren lange in der See herum. Sie mußten deshalb in Riga überwintern. Diese Gelegenheit wurde vom Hochmeister wahrgenommen, die Schiffe in eigenen Dienst zu stellen. In einem Schreiben vom 2. Dezember 1520 an den Meister von Livland behauptete er, der König von Dänemark habe ihm erlaubt, die Schiffe für sich im Haff zu gebrauchen. Auch hätten die Schiffe noch Rüstungsmaterial an Bord. Das Korn aus Pernau soll auf Sichaus Schiff (ist das der „Fliegende Geist?") baldigst nach Preußen gebracht werden[36]).

Der Plan, Truppen nach dem Samlande überzusetzen und auf diese Weise die Seebasis des Ordens zu bedrohen, war ein Lieblingsgedanke der Danziger, wurde aber nicht ausgeführt. So konnten die Danziger auch nicht die volle Herrschaft über das Frische Haff erhalten. Dort ist es dem Orden gelungen, eine Flottille aufzustellen und den Danzigern ernsthaften Widerstand zu leisten. Auch die Städte Königsberg mußten mithelfen, wenn auch sehr ungern. Richtig mißmutig sind die Erklärungen der Räte von Altstadt und Kneiphof (etwa November 1520), sie könnten für die Jachten und Bordinge keine Büchsen liefern, sie hätten schon bei Ausbruch des Krieges alle Büchsen nach Braunsberg geschickt. Viele Büchsen seien im Sommer auf den Booten verlorengegangen. Es fehle an Schiffsleuten. Der Wind wehe im Haff meist von Westen, sei also den Danzigern günstig. Wehe er von Osten, so friere das Haff aber zu. Man hört aus allem nur den Widerwillen gegen alle kriegerischen Unternehmungen.

Die Kneiphöfer ließen sich schließlich dazu herbei, eine Jacht zu stellen. Sie erklärten sich auch Geschütz zu liefern bereit. Ihnen selbst sollte das halbe Schiff gehören, die andere Hälfte dem Johann Silitz (ist das der genannte Hans Sedelitz?) von Gotland, der dafür 600 Mark zahlen sollte. Von

---

[35]) Die Verhandlungen mit Dänemark: Joachim II 109 ff. Über die Ankunft der Hilfstruppen: Joachim II 106, 112. — Die Schreiben der Stadt Danzig im StA. Danzig, 27 Bd. 9 S. 473 ff. Simson, Gesch. Danzigs, Bd. II S. 8.

[36]) Was wurde aus diesen Schiffen? Sie sind kaum identisch mit den beiden dänischen Schiffen Samson und Salomon, über deren Ausrüstung und Bestückung ausführliche Nachrichten vorliegen, ohne daß man weiß, ob die Ausrüstung überhaupt stattfand. (OBA 1520 Dez. 2) 1520 o. D. C 500. C 504. C 505.

der Beute sollte eine Hälfte der Besatzung (50 Mann), die andere den Kneiphöfern zukommen. Das Schiff sollte auf Seeräuberei gegen Danzig ausziehen.

Zum Seeraub ist es nicht mehr gekommen. Diese Jacht ist wahrscheinlich identisch mit dem Schiffe Kneiphof, das im März 1521 von den Danzigern im Haff erbeutet wurde. Es soll sich um ein ganz besonders gut ausgerüstetes Schiff gehandelt haben. Das Schiff wurde nach Danzig eingebracht. Noch in den Jahren 1526 und 1530 verlangte Herzog Albrecht die Rückgabe[37]).

Den Enderfolg hat Danzig gehabt. Schon bald nach der Wegnahme des „Kneiphof" wurde am 5. April 1521 in Thorn der Waffenstillstand abgeschlossen. Aber auch der Orden wußte von Erfolgen zu berichten. Als Seeheld hat sich auf Ordensseite der Pfaffe Hermann von Reden hervorgetan. Mit den Kneiphöfer Schiffen verbrannte er etliche Dörfer auf der Danziger Nehrung und jagte die Danziger Schiffe in die Weichsel zurück[38]).

So hatte die preußische Seemacht einen neuen Anlauf genommen, als der Waffenstillstand ihren weiteren Ausbau zunächst überflüssig machte. Was an Seeinteressen nach dem Fehlschlag dieses Feldzuges übrigblieb, das war nicht allein eine Reihe von Prozessen wegen der durch die Freibeuter zugefügten Schäden, sondern es traten unmittelbar danach auch weitere Verwickelungen ein. Wie bereits ausgeführt wurde, war es das Bestreben des Ordens, Christian II. in seinen Streit mit Polen hineinzuziehen. Das ist nicht gelungen. Umgekehrt aber hat der Orden nachher manches getan, um in die skandinavischen Händel hineingezogen zu werden. Er hatte Severin Norby nicht in seine Dienste nehmen können: nun nahm Norby selbst die Dienste des Ordens in Anspruch. Auf die weltgeschichtlich bedeutsame Entwicklung im Norden Europas braucht hier nicht eingegangen zu werden. Christian II. wurde mit den Schweden nicht fertig, die von den Lübeckern unterstützt wurden und Gustav Wasa als König annahmen. Schließlich fielen auch die Dänen von Christian ab, der mit seiner Flotte nach den Niederlanden floh, während sein Onkel, Friedrich I., König von Dänemark wurde. Hochmeister Albrecht hat sich überflüssigerweise in die skandinavischen Händel eingemischt und dabei auf die falsche Karte gesetzt, zugunsten eines Mannes, dessen wenig hilfsbereite Gesinnung er soeben erfahren hatte. Dieser Fehler wurde gutgemacht, denn mit dem neuen Herrscher Dänemarks hat Albrecht bald freundschaftliche Beziehungen aufgenommen und später, 1526, seine Tochter Dorothea als Gattin heimgeführt. Einen Augenblick aber war Preußen im Jahre 1523 von der See her ernstlich bedroht. Besonders für Memel mußte gefürchtet werden, ob die Schweden und Lübecker diesen Hafen nicht besetzen würden. Der Komtur von Memel, Herzog Erich, hat alles getan, um die Gefahr zu erhöhen. Er stand am engsten in Fühlung mit Severin Norby auf Gotland, der sich als einziger Anhänger Christians II. noch eine Zeitlang halten konnte. Im ganzen hatte die Ordensregierung

---

[37]) Bedenken der Räte von Altstadt und Kneiphof: OBA 1520 Nov. o. D. Jacht des Kneiphof: OBA. 1521 Jan. 27. Sekretär an HM. Das Schiff „Kneiphof" im Haff: Simson, Gesch. Danzigs, II 12.

[38]) Zettel bei OBA 1521 Jan. 27. Datierung?. Hermann wird auch erwähnt in dem Schreiben des Herzogs Erich vom 1. Juni 1520, betr. Bau eines Schiffes und Besorgung der Kompasse. (OBA.)

gegenüber den verbündeten Mächten, die sich durchgesetzt hatten, eine Menge auf dem Gewissen: Lübecker Schiffe wurden in Preußen beschlagnahmt, wofür Lübeck sich an Königsberger Schiffen schadlos hielt, und die Leute Norbys fanden in Preußen Unterschlupf und konnten hier ihre Güter absetzen. Bis in das Jahr 1524 hinein zog die Spannung sich hin[39]).

Die preußische Flotte tritt in dieser Krise nicht in Erscheinung und tat gut daran, denn der lübisch=dänisch=schwedischen Übermacht gegenüber fiel sie überhaupt nicht ins Gewicht. Soweit sie in Memel beheimatet war, hatte der Hochmeister über sie nur beschränkte Verfügung, denn Herzog Erich hatte seinen eigenen Kopf. Albrecht hatte Mühe, diesen Querkopf aus Preußen hinauszukomplimentieren, als der Hochmeister im Jahre 1525 Preußen in ein evangelisches Herzogtum umwandelte. Es sah vorübergehend so aus, als würde Albrecht Memel zurückerobern müssen, wie der Orden im Jahre 1472. Vom Lande her war Memel kaum angreifbar, wenigstens nicht von Preußen her, eher von Litauen, solange Wildnis, Sumpf und Wasser die Stadt umgab, und die See beherrschte Erich mehr als der Hochmeister. Der „Sperber", das damals vermutlich einzige Kriegsschiff des Ordens, stand zur Verfügung Erichs und sollte seine Sachen aus Memel fortschaffen. Erst mit der Besitznahme Memels hat Albrecht auch die preußische Kriegsflotte, soviel damals vorhanden war, in seiner Hand vereinigt[40]).

Mit dem Jahre 1525 änderten sich nicht allein die Rechtsverhältnisse Preußens im Innern und nach außen von Grund auf, sondern es änderten sich auch die geopolitischen Verhältnisse des Landes. Seit seiner Gründung war der Ordensstaat in Preußen gezwungen worden, kontinentale Kriege zu führen, bald gegen Polen, bald gegen Litauen, bald gegen beide. Mit dem Ausgleich vom Jahre 1525 ordnete das Herzogtum Preußen sich nun zwar nicht in den polnischen Staat ein, dessen Lehnshoheit es anerkannte, Preußen brauchte nicht auf eine eigene Außenpolitik zu verzichten, aber Herzog Albrecht

---

[39]) Über das Verhältnis zu Dänemark seit 1521: Joachim III S. 16 f., 21 f., 40 ff., 57, 65 ff., 71 ff., 83 ff., u. a. Hier nur einige Notizen über den Einfluß dieser Beziehungen auf Preußens Seestellung: OBA. 1522 April 23: Lübeck bittet die Güter freizugeben, die beschlagnahmt wurden, weil der Kaiser den Handel nach Schweden verboten habe. OBA. 1523 Mai 22: Städte Königsberg beschweren sich, daß ihr Handel durch die Dänen, Schweden, Lübecker und Bremer bedroht werde, da diese Mächte sich für die Beschlagnahme ihrer Güter an Königsberg schadlos hielten. (Über diesen Handelskrieg ferner OBA. 1523 Juli 10, 1524 Juli 2, und öfters). OBA. 1523 August 28: Stadt Danzig an Herzog Erich von Braunschweig. Kürzlich sind Danziger Schiffe und Güter von Severin Norby erbeutet und nach Memel gebracht worden. Bitten um Rückerstattung. Nach einem Schreiben des Sekretärs Gattenhofer an den Hochmeister vom 19. Sept. 1523 hat Norby den Danzigern 15 Schiffe genommen. OBA. 1523 Dez. 31: Otto Nießen, Dienstmann des Severin Norby, bittet das Schiff freizugeben, das er in Königsberg gekauft habe, und die Verproviantierung wenigstens in Memel zu gestatten, wenn dieses wegen der Lübecker Repressalien gegen die Königsberger Schiffahrt in Königsberg nicht zulässig sein sollte. OBA. 1524 März 13: Herzog Erich an HM.: Betr. den Befehl des HM., Norby zu unterstützen. Dabei: Schreiben des Bischofs Georg von Samland, der von einer Unterstützung Norbys im Interesse Königsbergs abmahnt. 1524 Jan. 7: OBA. Klage der Stadt Lübeck, daß es Norby erlaubt sei, seine geraubten Güter in Preußen zu verkaufen. 1524 Jan. 31 und Febr. 1: König Christian klagt, daß es Norby, entgegen den Zusicherungen des Ordens, nicht gestattet werde, in Preußen Proviant zu nehmen.

[40]) Über die Gefahr für Memel von seiten Schwedens und Lübecks: OBA. 1524 Juni 24. Am 13. Juli 1523 (OBA) schrieb der Bischof von Samland an den Hochmeister, er wisse nicht, wo die Schiffe des Hochmeisters seien. Über Erich vgl. die eingehende Studie von J. Weise, Herzog Erich von Braunschweig, der letzte Komtur des Deutschordens in Memel. (Königsberg 1908).

erkannte nun den Vorteil in einem Ausgleich mit Polen-Litauen, der ihm erlaubte, auf anderen Gebieten, namentlich der von ihm weit über Preußen und gerade nach Polen und Litauen hinein geförderten Reformationspolitik, sehr aktiv zu sein. Die kontinentalen Gewichte, die Preußens Kräfte solange gefesselt hatten, waren abgenommen worden. Jetzt konnte Preußen freier auch über See blicken. Herzog Albrecht war ein unruhiger Geist, an dem kleinen Preußen fand er kein Genüge. So hat er bald die Gelegenheit wahrgenommen, sich in neue außenpolitische Unternehmungen einzumischen, an Stellen, wo er Polen nicht störte.

Zwei Felder der Betätigung zeigten sich ihm über See: Skandinavien und das Baltikum. Zu diesem hatte er einerseits jetzt auch zu Lande besseren Zugang, nachdem Litauen keine Sperre mehr, sondern eine Brücke bildete, aber anderseits war ja dort der Orden noch am Ruder, sein unerbittlicher Feind. So mußte der Herzog versuchen, dort von verschiedenen Seiten anzuknabbern, auch von der See her. Mit Skandinavien war der Ausgleich sehr schnell gefunden. Bereits 1524 vorbereitet, wurde er 1526 vollzogen, indem Albrecht die Tochter König Friedrichs I., Dorothea, zur Gattin nahm. Dem König Friedrich und senem Sohne Christian III. war Albrecht von nun an ein zuverlässiger Freund.

Ostseepolitik ist nicht möglich ohne Flotte. Das merkte Albrecht bald, als er nach einigen Jahren der inneren Sammlung wieder nach außen aktiv wurde. Aus der Ordenszeit hat er, wie es scheint, nur den „Sperber" übernommen, ein gutes Schiff, man wird seinen Namen noch öfters hören. Aber der gute, treue Sperber war nur klein, das „Sperberchen" wird er zuweilen ganz zärtlich genannt. Über die Entwicklung der Flotte in den folgenden Jahrzehnten haben wir eine Quelle ersten Ranges in den Ausgaberechnungen der herzoglichen Kanzlei. Zwar liegen sie nicht für alle Jahre vor, aber doch in so großer Zahl, daß man von der allgemeinen Entwicklung ein klares Bild gewinnt. Dazu kommen ergänzende Briefe und Akten der inneren und äußeren Politik[41]).

Abgesehen sei zunächst von den kleinen Booten und Kähnen und deren Personal. Diese kleinen Schiffe, soweit sie nicht seepolitisch von Bedeutung sind und im Kriege in Erscheinung treten, sind später in einem kurzen Überblick zu betrachten, wobei noch zu bemerken ist, daß die Ausgaberechnungen der herzoglichen Kanzlei ja nur die Ausgaben der herzoglichen Zentralverwaltung bringen, nicht die Ausgaben der einzelnen Ämter. Kleine Schiffe aber gab es, wie zur Ordenszeit, auch in den Ämtern, die am Wasser lagen. Sie alle zu erfassen, ist vorläufig unmöglich, und auch aus diesem Grunde ist im folgenden in der Hauptsache nur auf die großen, seetüchtigen Schiffe Bezug genommen.

Die Rechnung von 1527/28 ist Bruchstück und enthält nichts zur Sache. Auch die Recheung von 1530/31 ist noch unergiebig. Vom Schiffspersonal wird nur der Weichselkahnführer Merten Gros genannt, der 8 Mk. erhielt. Erst in der Rechnung 1531/32 (man rechnete von Martini bis Martini, bzw.

[41]) Die Ausgaberechnungen werden im folgenden mit dem Jahre zitiert. Sie befinden sich in der großen Reihe der Ostpreuß. Folianten des StA. Königsberg.

von Michaelis bis Michaelis, die Hauptausgabe ist also in das zweite Jahr, d. h. in diesem Falle 1532, zu setzen, manche Rechnungen beginnen mit dem Johannistag, Juni 24.), merkt man, daß Bewegung in die Ostseepolitik gekommen ist.

Die Ursache der preußischen Flottenrüstung ist unschwer in außenpolitischen Verwicklungen zu erkennen. Am 5. November 1531 war der vertriebene Christian II., der im Reiche bei seinem Schwager, Karl V., Unterstützung gefunden hatte, mit 25 Schiffen in Norwegen gelandet. Diese Nachricht rief Herzog Albrecht zur Unterstützung seines Schwiegervaters auf den Plan. Auch abgesehen von den Familienbeziehungen, war das Unternehmen Christian II. für Preußen nicht ungefährlich. Gelang es, so bedeutete das eine Steigerung der Macht des Kaisers, der den vom Orden abgefallenen Herzog geächtet hatte, und eine Machterweiterung des Katholizismus, dem Christian II. sich im Augenblick verschrieben hatte. Man muß also anerkennen, daß es nicht bloße Abenteuerlust war, was Albrecht bewog, auch seine Karte in dieses Spiel zu mischen.

Das Unternehmen Christian II. brach überraschend schnell zusammen. Am 6. und 9. Mai 1532 wurde seine Flotte an der Küste Norwegens geschlagen und vernichtet. Er selbst geriet am 25. Juli in Gefangenschaft, in der er sein ganzes späteres Leben zubringen mußte. So war der Krieg zuende, ehe alle Bundesgenossen Friedrichs I. aufmarschiert waren. Mit ihm war damals die Hanse verbündet. Er hatte am 2. Mai, also vor der Entscheidungsschlacht, 25 Schiffe, 11 dänische, 8 lübische, je 3 aus Rostock und Stralsund. Von preußischen Schiffen verlautet dabei nichts, sie kamen zum Kriege zu spät. Wenn also die Gelegenheit zum Eingreifen so schnell vorüberging, der Wille dazu war da.

Das beweisen schon die großen Summen der Rechnungen. Für zwei Schiffe, einen Holk und eine Jacht wurden 5471 Mk. ausgegeben. Adrian Flint ist Schiffer auf dem Holk, Dietrich Fris (Friese?) auf der Jacht. Befehlshaber der ganzen Flotte ist Johann Pein. Die Ausgaben umfassen Ausrüstung, Verpflegung, Besoldung[42]).

Wo kamen die Schiffe her? Kaufgelder werden in der Ausgabe 1531/32 nicht genannt. Trotzdem weiß man, daß der Holk gekauft worden ist. Die Rechnung bemerkt ausdrücklich, daß dieses die Ausgaben seien, „ohne das bare Geld," also ohne das Kaufgeld. Dafür steht in der folgenden Rechnung 1532/33: „Uff den holingk und was her Peter Zencker empfangen." Es gab in diesem Jahre nur einen Holk nach dieser Rechnung, und man darf wohl annehmen, daß das Kaufgeld erst in diesem Jahre bezahlt worden ist. Das gekaufte Schiff wird erwähnt in einem Schreiben des Königs Friedrich vom 3. Mai 1532, worin er sich bedankt für die Mühe, die der Herzog mit der Beschaffung einer Jacht von Danzig und mit der Ausrüstung des gekauften Schiffes und der Jacht gehabt habe, desgleichen für

[42]) Für das Jahr 1531/32 liegen zwei Rechnungen vor. Eine des Kammermeisters, die von Juni bis Juni (Johannis) reicht und, wie es scheint, alle Ausgaben enthält, und eine des Rentschreibers, von Michaelis, die nur ein Auszug ist, sich mit jener nicht deckt. Die Summe von 5471 Mk. ist aus der viel reichhaltigeren Rechnung des Kammermeisters errechnet. (Ostpr. Fol. 13 289. — Merkwürdig ist unter den Ausgaben, daß der Maler Crispin den Holk für 70 Mk. malte.

die Bemühungen um ein Schiff bei den Städten Königsberg. Obgleich der König mit Schiffen im Augenblick eigentlich versorgt ist, bittet er, die drei Schiffe mit den „leyhenden“ (dem König zu leihenden) 3 Stücken Geschütz und 1½ Last Pulver nach Kopenhagen zu senden. Der König wußte bereits von kriegerischen Erfolgen und Verhandlungen mit den Holländern, die Christian II. unterstützten, zu berichten. Der Krieg neigte sich schon dem Ende zu[43]).

Der Holk also ist gekauft, anscheinend für 3000 Mk. (2000 Fl.), die im folgenden Jahre bezahlt wurden. Was das Königsberger Schiff betrifft, so ist eine Einigung nicht erzielt worden. Die Rechnung weiß nur von der Ausrichtung eines Holks und einer Jacht zu berichten. Man kennt ja den Widerwillen der Königsberger gegen überseeische Unternehmungen von früher her. Es liegt eine Verhandlung mit ihnen vom 1. Februar 1532 vor[44]). Damals schlug der Herzog vor, 3 Schiffe für König Friedrich auf ein Vierteljahr auszurüsten. Königsberg weigerte sich, wegen der Kosten, für die 1500 Mk. berechnet wurden. Der Herzog legte die Sache den Städten nochmals dringend ans Herz. Die Kosten seien nicht so groß. Da in der Stadt nur 2 taugliche Schiffe seien (davon 1 aus Danzig geliehen), will der Herzog sich damit begnügen. Es fanden noch weitere Verhandlungen statt. Ergebnis? Wenn dieses dritte Schiff tatsächlich ausgerüstet worden ist (es gehörte dem Königsberger Spilmann, man wird davon später noch hören), dann nur auf Kosten der Städte Königsberg, da der Herzog dafür nichts ausgegeben hat. Seepässe allerdings liegen auch nur für zwei Schiffe vor[45]).

Bei Danzig aber hat der Herzog Erfolg gehabt. Als Hochmeister hatte Albrecht noch vor 10 Jahren diese große, die Freiheit liebende Seestadt bekämpft. Jetzt als Herzog war er ihr Freund, und Danzig wußte diese Freundschaft zu schätzen. Als im Februar 1532 der preußische Gesandte Christoph Gelhaar in Danzig erschien und den Wunsch des Herzogs vorbrachte, ihm eine Jacht, mit Büchsen versehen, auf 1 Vierteljahr zu überlassen, ohne weitere Kosten, also ohne die sonstige Ausrüstung, Verpflegung und Besoldung, für die der Herzog aufkommen wollte, da hat der Rat der Stadt erklärt, er habe zwar keine Jacht vorrätig, wolle aber alles tun, um eine solche bei den Bürgern zu besorgen. Doch sollte das Schiff nicht zum Schaden der Stadt und ihrer Freunde verwandt werden. Herzog Albrecht bedankte sich darauf am 8. Februar und sandte Simon Baumgart, um die Jacht zu besichtigen und die Bootsleute zu werben. Danzig hat sich also dem Wunsch des Herzogs nicht verschlossen. Weitere Hilfe lehnte Danzig ab, als Dänemark darum bat, Danzig möchte selbst 6 Schiffe zum Kriege stellen, und Herzog Albrecht diese Bitte unterstützte.

---

43) Ausgabe 1532/33 (Juni—Juni) Bl. 187. HBA/F 1532 Mai 3.

44) HBA/I 3, 1532 Febr. 1.

45) Seepässe in HBA/I 3 (1532 o. D.). Da König Friedrich durch Christian zur See bedroht werde, sende der Herzog ihm sein Schiff (Name nicht genannt) zu Hilfe. Hauptmann ist Adrian Flint, Schiffer Joachim Jordes. Man möge sie nicht für Seeräuber halten und unterstützen. In gleicher Weise auf die Jacht. Hauptmann Michel Bölth, Schiffer Dyrigk Frieß.

Nach der Heimkehr der Schiffe schrieb der Herzog am 15. August an Danzig und bat, ihm die Jacht zu verkaufen, da er sie ausgerüstet und mit seinem Wappen versehen habe. Danzig antwortete, die Jacht sei von Fremden und aus gemeinem Gut gekauft worden und daher nicht verkäuflich. Hierauf schickte der Herzog die Jacht am 2. Sept. mit bestem Dank zurück[46]).

Obwohl die Hilfe zu spät kam, trug der Wille Preußens, Dänemark zu helfen, und der Beweis, daß Preußen auch dazu imstande war, seine Frucht. Am 21. Juli 1532, als die preußische Flotte noch nicht zurück war, kam ein Vertrag zwischen Preußen und Dänemark auf 10 Jahre zustande. Dieses Bündnis setzte unter anderem fest, daß im Bündnisfalle auch eine Unterstützung zur See stattfinden solle, und zwar sollte Preußen dann Dänemark mit 2 Schiffen, Dänemark aber dem Herzog von Preußen mit vier Schiffen zu Hilfe kommen. Nur dem ersten Anschein nach bot Dänemark damit mehr als Preußen. Man muß dabei die viel größere Macht Dänemark-Norwegens, die hervorragende Bedeutung der Seemacht für die beiden Küstenländer in Betracht ziehen, um zu erkennen, daß 4 Schiffe für Dänemark leichter aufzubringen waren als 2 Schiffe für Preußen. Außerdem war Preußen mit einer Hilfeleistung im Jahre 1532 ja bereits zuvorgekommen. Die damalige Hilfe von 2 Schiffen wurde als normal angesehen. Wie schwer war es aber Preußen gefallen, auch nur die zwei Schiffe aufzubringen! Später, als Dänemark wirklich in Not war, hat Preußen sich nicht auf die vorgesehene Hilfe beschränkt, sondern ist Dänemark mit ganzer, äußerst angespannter Kraft zu Hilfe geeilt. Dagegen sollte die Fragwürdigkeit der dänischen Hilfe sich allzu schnell erweisen[47]).

Ehe die weitere Entwicklung der preußischen Flotte geschildert wird, sei eines Mannes gedacht, der bereits im Jahre 1532 als oberster Befehlshaber der Flotte genannt wird und auch in den folgenden Unternehmungen sie geführt hat: Johann Pein. Johann Pein ist schon zur Ordenszeit in Preußen tätig gewesen. Wie so viele Männer, die den Hochmeister und späteren Herzog umgaben, ist er nicht aus Preußen gebürtig. Am 9. Juni 1518 empfahl Herzog Heinrich von Braunschweig den jungen Johann Pein, Brudersohn seines Kanzlers Johann Pein, für Kanzleiarbeiten. Pein wurde in den folgenden Jahren mehrfach zu diplomatischen Sendungen verwandt und blieb auch nach dem Ende der Ordensherrschaft im Dienste des Herzogs. Im Jahre 1526 wurde er Amtshauptmann von Insterburg und hat dort eine bedeutsame Tätigkeit bei der Kolonisation dieses bisher fast unbesiedelten Amtes entfaltet, obgleich er durch seine diplomatische und militärische Verwendung oft von Insterburg abwesend war. In diesem arbeitsreichen und aufreibenden Leben scheint er seine Kraft schon früh verbraucht zu haben. Schon im Jahre 1540 klagt er über Gedächtnisschwäche und eine Krankheit am Schenkel, die seine Bewegung beeinträchtigte. Im Jahre 1544 legte er sein Amt in Insterburg nieder. Im Jahre 1555 ist er

---

46) Verhandlungen mit Danzig: StA. Danzig, Abt. 300/53 Nr. 567.

47) Über den Dänischen Krieg von 1532 vgl. D. Schäfer, Gesch. von Dänemark, Bd. IV S. 172 ff., bes. S. 184 f. Der Vertrag ist abgedruckt von L. Laursen, Danmark-Norges Traktater, 1523—1750, Bd. I (Kopenhagen 1907) S. 129 ff., die betr. Stelle S. 132.

gestorben. Er hinterließ 3 Töchter, keinen Sohn. Er besaß mehrere Güter. Obgleich nicht adlig, wurde er dem Adel gleichgeachtet[48]).

Die Flottenrüstung des Jahres 1532 geschah in fremdem Interesse. An der Flottenrüstung des Jahres 1533 war Preußen oder richtiger sein Herzog, näher beteiligt. Es ist der Streit um Ösel, eine wichtige Station auf dem Wege des Herzogs Albrecht zur Macht in Livland[49]). Ursprünglich hatte Albrecht sich auf die Defensive gegen die Absichten des Deutschen Ordens, ihm Preußen wieder abzunehmen, beschränkt. Das Jahr 1530 brachte die Offensive, Albrecht drang selbst in das Land seines „Feindes" ein, indem er die Wahl seines Bruders Wilhelm zum Coadjutor des Erzbischofs von Riga durchsetzte. Damit hatte Albrecht einen Gegenspieler im Lager des Gegners sitzen. Der livländische Ordensstaat, seit der Säkularisierung Preußens ohnehin ein Wrack, wurde in seiner außenpolitischen Aktionsfähigkeit noch mehr beschränkt. Bald ging Albrecht weiter. Für den Weg nach Riga war eine Flotte nicht unbedingt nötig, er wurde zu Lande durch die Freundschaft mit Polen-Litauen gedeckt. Viel notwendiger war eine Seemacht, als Wilhelm im Jahre 1532 seine Hand nach dem Bistum Ösel ausstreckte. Dorthin führte ein sicherer und zugleich schneller Weg nur über See. Von Memel nach Arensburg fuhr man einen Tag und eine Nacht, nach Hapsal zwei Tage. Dieser Besitz war jedenfalls ohne Flotte nicht zu erobern und von Riga aus auch nicht zu regieren, solange der Orden ein Gegner dieses Besitzes blieb[50]).

Die alte Verbindung zwischen Preußen und Livland war wieder aufgenommen worden, aber unter ganz anderen Verhältnissen. Das Bindeglied zwischen Preußen und Livland bildete nicht mehr der Deutsche Orden, sondern die Gegner des Ordens, die bischöflichen Gewalten, und die Reformationsbewegung, die sich unaufhaltsam ausbreitete. Der Orden blieb als Gegner des Herzogs Albrecht zurück. Nach Westen, Süden und Osten hatte das Herzogtum Preußen gute Beziehungen, desgleichen zu Übersee, Dänemark und Schweden. Livland war die Angriffsseite geworden. Als Bastion nach Norden und Ausgangspunkt überseeischer Unternehmungen war jetzt wieder Memel ein Punkt von erhöhter Bedeutung.

Man wird es mit den überseeischen und livländischen Plänen in Zusammenhang bringen müssen, wenn gerade in diesen Jahren ein Ausbau der Festung Memel erfolgte. Die alte Ordensburg wurde abgerissen, und an ihrer Stelle erstand die moderne Festung Memel, das stärkste Bollwerk des Herzogtums im 16. Jahrhundert. Aus den Jahren 1531—1543 besitzen wir eine große Anzahl von Nachrichten über diesen Ausbau. Memel erhielt eine ständige Garnison, den Kriegsleuten in Memel wurde am 31. Mai 1537,

---

48) Über Pein: OBA. 1518 Juni 9, Nov. 30, 1519 Jan. 18. Bei Joachim, a. A. O., mehrfach. Für sein Privatleben: Adelsarchiv Pein, im StA. Königsberg.

49) Über Herzog Albrecht von Livland vgl. jetzt die eingehende Darstellung von H. Quednau, Livland im politischen Wollen Herzog Albrechts von Preußen. (Leipzig 1939, Deutschland und der Osten, Bd. 12).

50) Quednau S. 96.

also mitten im Frieden, ein besonderer Artikelbrief erteilt, die Besetzung dieses Platzes erfolgte also nicht bloß vorübergehend wegen Kriegsgefahr[51]).

Der zweite Zugang des Herzogtums zur See war Pillau, seitdem das Balgaer Tief versandete und das Pillauer Tief im Jahre 1497 aufgerissen und nach der (unsicheren) Überlieferung 1510 schiffbar wurde, während das Balgaer Tief ganz einging. Im Kriege von 1520/21 waren noch beide Tiefs vorhanden. Das Pillauer Tief lag für Königsberg günstiger als für Elbing, es war auch leichter zu verteidigen als das schon nach der Danziger Grenze hin gelegene Balgaer Tief. Daher konnte im Kriege von 1520/21 das Frische Haff von den Danzigern nicht mehr völlig gesperrt werden. Auch das Pillauer Tief wurde befestigt, es wurde durch ein Blockhaus geschützt. Im Jahre 1550 wurde eine Schanze erbaut, und von Befestigungsarbeiten hört man auch in der Folgezeit wiederholt. Das Pillauer Tief war für die Schiffahrt im ganzen ungemein viel wichtiger als Memel, denn die Stadt Memel hat sich eine Stelle als Handelsstadt erst im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts erkämpfen müssen. Auch die preußische Kriegsflotte hat, soweit man das feststellen kann, im 16. Jahrhundert bei Pillau, nicht bei Memel gelegen. Dort war sie der Hauptstadt näher, leichter zu kommandieren, und dort wurde sie auch mehr gebraucht, denn ein Angriff war gefährlicher an dieser Lebensader des preußischen Verkehrs[52]).

---

51) Über den Ausbau von Memel: Viele Erwähnungen in dem Schriftwechsel der Hauptleute Georg von Klingenbeck und Ernst von Rechenberg, HBA/I 1 und E. M. 98 a. Über eine stärkere Besetzung des Hauses Memel vgl. Klingenbeck am 11. März 1533 (I 1), ebenda am 8. Juli 1534 über eine Verbesserung der Burgrechtsordnung und Bewaffnung des Landvolks gegen einen feindlichen Angriff. Der Artikelbrief für Memel: E. M. 98 a.

52) Die Entstehung des Pillauer Tiefs und der Befestigungen bei Pillau ist lange nicht so gut erforscht, wie man es zum Verständnis der preußischen Flottenrüstungen wohl wünschen und in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes erwarten müßte. Das Beste sagt O. Schlicht, das westliche Samland, (Dresden 1922) S. 157—67, und K. Haberland, Gesch. d. Stadt Pillau bis zur Zeit des Großen Kurfürsten, (Pillau 1913) S. 9 ff., Ders., Die Seestadt Pillau und ihre Garnison, Pillau 1936, S. 7 ff. Es ist danach nicht genügend erforscht, seit wann das Pillauer Tief die Hauptschiffahrtsstraße geworden ist. Auch Panzer in seinem für die ältere Zeit sehr eingehenden und aufschlußreichen Aufsatz über „Die Verbindung des Frischen Haffs mit der Ostsee in geschichtlicher Zeit" (Altpreuß. Mon. Schr. Bd. 26 (1889) S. 259—95, geht auf die Zeit nach 1497 nur beiläufig ein. Nachdem in den Jahren 1445—53 mehrfach von dem Ausriß bei Pillau die Rede war, den man eindämmen wollte und auch tatsächlich wohl eingedämmt hat, ist im Kriege 1454—66 nur das Balgaer Tief als Ziel der Danziger Angriffe vorhanden. Dann wird 1479 ein neues Tief in Pillau erwähnt, desgleichen ein nur vorübergehend entstandenes Tief in Sarkau, Kurische Nehrung. Ein Sturm im Jahre 1497 öffnet das Pillauer Tief wieder, und jetzt wohl endgültig. Große Dammbauten im alten und neuen Tief werden 1508 erwähnt. Der nicht sehr zuverlässige Hennenberger weiß zu melden, im Jahre 1510 sei ein neues Tief zwischen dem Balgaer und dem Lochstedter aufgerissen worden. Das Jahr 1510 dürfte jedoch diese entscheidende Bedeutung nicht haben. Zum ehemaligen Lochstedter Tief vgl. E. Loch, Das Lochstedter Tief in historischer Zeit (Programm Königsberg 1903). Im Jahre 1520 sind beide Tiefs, das alte und das neue, also das Balgaer und das Pillauer, Gegenstand der Danziger Angriffe, und aus den Nachrichten darüber geht hervor, daß damals schon das neue Tief überragende Bedeutung hat. Was die Befestigung betrifft, so verlangte der Vertrag von 1466 (Dogiel Codex Diplom. regni Poloniae, Bd. II S. 165 f.), daß der Orden auf dem ihm verbleibenden Teil der Frischen Nehrung, auf der sich übrigens der König das Jagdrecht vorbehielt, also eine gewisse Kontrolle ausüben konnte, keine Befestigungen anlegen dürfe. Der Zweite Thorner Friede ließ also das Tief zwar in der Hand des Ordens, doch wollten Polen und mit ihm die westpreußischen Stände nötigenfalls schnell ihre Hand darauf legen. Elbing, dessen Seehandel von diesem Zugang zur See völlig abhing, war an einer solchen Maßregel noch mehr interessiert als Danzig. Als der Hochmeister seit 1498 die Anerkennung des Vertrages von 1466 verweigerte, fiel auch dieser Entfestigungsparagraph fort. Im Jahre 1520 ist der Strand tatsächlich befestigt worden. Der Krakauer Vertrag von 1525 (Dogiel IV S. 223 ff.), sagt

Während die Anhänger Wilhelms in der Wiek, dem festländischen Teil des Stiftes Ösel, sich halten konnten, konnte die Insel selbst nicht unterworfen werden. Dort behaupteten sich die Anhänger seines Gegners Buxhövden. Von vornherein hatte Wilhelm einen schweren Stand. Seine Herrschaft im Stift Ösel entbehrte der rechtlichen Grundlage. Die Art, wie er sich in den Besitz von Hapsal gesetzt hatte, war keine Empfehlung. Herzog Albrecht stand dem Unternehmen des Bruders zunächst zurückhaltend gegenüber. Aber schon am 1. Dezember 1532 mußte Wilhelm den Bruder um Hilfe bitten, und zwar um 2 Jachten mit Knechten, für den Fall, daß Ösel ihm die Huldigung verweigerte. Nachdem die preußische Partei in Livland nun einmal die Offensive ergriffen hatte, blieb für Albrecht keine Wahl: er mußte ihr zu Hilfe eilen[53]).

Zunächst machte der Winter freilich eine Schiffshilfe unmöglich. Verhandlungen bahnten sich an und zogen sich monatelang hin. Aber im Sommer 1533 war es doch sichtbar geworden, daß man ohne Waffengang nicht durchkommen würde. Die erste Hilfe kam von Gotland, auf Grund einer Anordnung des Königs Friedrich. Aber zum Unglück starb dieser im April 1533. Welche Folgen dieser Tod auf die weitere Entwicklung der preußischen Flotte haben sollte, ist später noch zu schildern. Zunächst hatte er auf den Streit um Ösel sehr ungünstige Folgen. Es ist erstaunlich, daß Dänemark und Holstein überhaupt noch etwas Hilfe leisten konnten. Die Lage Wilhelms war im Sommer 1533 schon sehr kritisch. Einer seiner Anhänger schildert am 6. August 1533 in einem Bericht an Herzog Albrecht die gefährliche Lage zur See: Buxhövden beherrschte die See mit 2 Jachten, 7 Schuten und etlichen Booten, dagegen habe Wilhelm nur 2 Schuten und etliche Boote. So sollte denn der Bruder mit 2 Jachten aushelfen, wenigstens um den Gegner zu schrecken. Ebenso wird der Amtshauptmann von Memel, Georg Klingenbeck, am 12. August um 2 Jachten oder ein Schiff mit Geschütz angegangen[54]).

Albrecht antwortete am 13. August, sein Schiff (er hatte also damals nur ein Schiff, das wirklich seetüchtig war,) sei gerade zurückgekommen, (woher?), doch wüßte er nicht, ob Wilhelm damit gedient sei. Offenbar handelte es sich um den gekauften Holk, nicht etwa den kleinen Sperber. Er versprach aber, ein Schiff aufzubringen und zuzuschicken. Für diese Aussicht bedankte Wilhelm sich am 25. August und meldete noch die Ankunft des Schiffes, das ihm Heinrich Rosenkranz, Hauptmann von Gotland, zugeführt habe. Dieses sei bereits von moralischer Wirkung gewesen. Mehr als moralische Wirkungen scheint Wilhelm auch nicht im Auge gehabt zu haben. Sonst könnte man es nicht verstehen, daß später doch mehrere Schiffe von verschiedenen Seiten zu Hilfe eilten und nicht eingesetzt wurden. Schon

---

über das Verbot der Anlegung von Befestigungen nichts, das Verbot ist also weggefallen. Noch aber werden keine Verteidigungsmaßnahmen am Strande verlangt. Der Vertrag (S. 229) bestimmt nur, daß das Balgaer Tief, das Haff, die Weichsel und alle Ströme den beiderseitigen Untertanen offen sein sollten. Ähnliche Regeln galten schon früher, sie betrafen nur den Handel.

[53]) HBA/D 1532 Dez. 1. Quednau S. 111.

[54]) HBA/D 1533 August 6, Schierstedt an den Herzog, desgl. August 12, an Klingenbeck. Quednau S. 166. Über die Hilfe aus Gotland: Quednau S. 118.

am 25. August konnte Wilhelm mitteilen, daß auch der Graf von Hoya zwei Jachten und eine Schute geschickt habe, die nahe bei Reval lägen. Da Albrecht nicht wußte, welche Schiffe er brauchte und wo sie einlaufen könnten, sandte Wilhelm den Schiffer Mattes Wedel nach Preußen, der auch die Jacht aus Gotland gebracht hatte.

Albrecht antwortete am 9. September dem in militärischen Dingen unerfahrenen Bruder. Das Schiff (Holk des Herzogs?) lag, ausgerüstet mit Pulver, Geschütz und Proviant im Haff und wartete nur auf günstigen Wind. Georg Turck ist als Oberster auf dem Schiff. Mit Wedel wird zugleich Georg Klingenbeck als Ratgeber zu Wilhelm abgefertigt. An den militärischen Fähigkeiten des Bruders durfte der Herzog mit Recht zweifeln. Da Buxhövden 5 Schiffe hatte, mußte während der Fahrt zwar Vorsicht geübt werden. Aber dann rät Albrecht dem Bruder doch, seine Schiffe alle zu vereinigen und dem Gegner bewaffnet entgegenzutreten. Auch Hopfen und Malz wurde auf dem Schiff verladen. Der Erlös dafür sollte zur Bezahlung der für 3 Monate geworbenen Kriegsknechte dienen[55]).

In der Tat hat Christian von Holstein, der spätere Christian III. von Dänemark, und seine Partei in Dänemark sich für Wilhelm eingesetzt, aber nicht in dem Maße, daß Wilhelm ein merkliches Übergewicht zur See und Lust zu eigenen Taten erhalten hätte. Herzog Christian meldete am 4. September 1533 nach Königsberg, er wolle auf Bitten Albrechts ein Schiff nach Hapsal senden. Er wiederholt dieses Versprechen am 3. Oktober (Entsendung einer Jacht nach Hapsal, mit Kriegsleuten), bittet aber um schleunige Rücksendung, spätestens im Frühjahr. Desgleichen schrieb am 3. Oktober der Bischof von Roeskilde, er habe kurz vorher eine für Wilhelm bestimmte Jacht an Christian, der sich in Sonderburg aufhielt, geschickt, er wolle, wenn möglich, noch eine kleine Jacht senden. Albrecht meldete darauf am 31. Oktober dem Bruder die Sendung einer großen und einer kleinen Jacht aus Dänemark. Wilhelm konnte (26. Nov.) nur die Ankunft der kleinen Jacht berichten und befürchtete den Verlust der großen Jacht. König Gustav von Schweden, der ebenfalls von Albrecht um Hilfe angegangen wurde, lehnte am 13. September 1533 es glatt ab, sich in Ösel einzumischen.

Immerhin aber waren um Ösel herum jetzt mehrere Schiffe versammelt, sodaß Wilhelm, nachdem er vor einem Jahre in Hapsal den unbesonnenen, aber geglückten Husarenstreich ausgeführt hatte, unbedingt etwas hätte unternehmen müssen. Aber er wußte mit den Schiffen, nun, da sie da waren, nichts anzufangen. Zu größeren Unternehmungen war die Jahreszeit auch zu weit vorgeschritten. Die Flottendemonstration erreichte nun wenigstens, daß ein Angriff auf den Besitz Wilhelms unterblieb und Ausgleichsverhandlungen begannen. Albrecht ergriff die diplomatische Offensive, indem er nach Klingenbeck auch Pein nach Livland schickte, also seine besten Pferde aus dem Stalle holte. Aber die Diplomatie erreichte nicht ihr Ziel, und die Zeit verstrich. Am 26. November mußte Wilhelm bereits berichten, daß er

---

55) Ostfol. 39 S. 198, 1533 Aug. 13. HBA/D, 1533 August 25. Ostfol. 39 S. 238 ff., S. 248 ff.

alle Hilfsschiffe zurückgeschickt habe, ohne daß sie zum Einsatz gelangt waren[56]).

Das Jahr 1534 brachte den Zusammenbruch des Öseler Unternehmens. Vergeblich hat Albrecht den Winter über, in dem seewärts Unternehmungen unmöglich waren, die Seemächte für Wilhelm in Bewegung zu setzen versucht. Sogar bei Lübeck hat er angeklopft, während es doch bereits klar war, daß Lübeck auf der anderen Seite stand. Dänemark war im Begriff, sich im Bürgerkrieg zu zerfleischen, und Schweden lehnte nach wie vor jede Einmischung ab. Polen hat nur diplomatisch sich für Wilhelm eingesetzt, in Livland aber fiel ein Freund nach dem anderen von Wilhelm ab, und der Orden legte seinen Gefühlen keinen Zwang mehr an. So kam es im September 1534 zum letzten Schlag gegen Wilhelm in dem Teile des Stiftes Ösel, der ihm noch geblieben war. Albrecht konnte das Unheil nicht abwenden. Zu deutlich hatte er die Grenzen seiner Macht und seines Einflusses erkennen müssen. Im Jahre 1534 stand für ihn und das ganze Baltikum bereits größeres auf dem Spiel als nur Livland. Der Vorhang hatte sich bereits über einer neuen Szene des Kampfes um die Ostsee gehoben[57]).

Der Kampf um Ösel endete für Wilhelm und seinen Bruder mit einem Fiasko hauptsächlich deshalb, weil die Macht, auf die Albrecht seine Hoffnungen gesetzt hatte, im Augenblick nicht aktionsfähig war. Im April 1533 starb Friedrich, sein Schwiegervater. Die Thronfolge war unsicher. Dänemark war ein Wahlkönigtum. An sich hätte einer der Söhne Friedrichs, zumal der älteste, Herzog Christian von Holstein, die meisten Aussichten gehabt. Persönliche und weltanschauliche Gegensätze erhoben sich jedoch und stürzten das Land nach einem einjährigen Interregnum in einen zweijährigen Bürgerkrieg.

Herzog Christian war Anhänger Luthers, gegen ihn waren alle, die noch der alten Lehre anhingen. Persönliche und machtpolitische Interessen stellten sich seiner Anerkennung entgegen. Entscheidend wurde die Haltung Lübecks unter Jürgen Wullenweber. Diese Stadt, die im Jahre 1523 entscheidend dazu beigetragen hatte, Christian II. zu stürzen, und die skandinavische Union endgültig aufzulösen, Lübeck, selbst ein Hort der Reformation, stellte sich aus eigensüchtigen handelspolitischen und machtpolitischen Interessen auf die Seite der Gegner des Herzogs Christian, die den gefangenen Christian II. wieder auf den Thron erheben wollten. Der Krieg wurde im Frühjahr 1534 eröffnet durch einen Einfall des Grafen Christoph von Oldenburg, der Lübecker Söldner führte, nach Holstein. Daher der Name Grafenfehde, den dieser Bürgerkrieg, sehr unpassenderweise, in der Geschichte erhalten hat[58]).

---

56) Briefe aus Dänemark und Schweden unter dem angegebenen Datum in HBA/F. Briefe Wilhelms vom 1. Okt. 1533 und 26. Nov. 1533 in HBA/D. Briefe Albrechts vom 31. Okt. 1533 in Ostfol. 39 Bl. 337. Quednau S. 119.

57) Quednau S. 124 f., über die Bemühungen des Herzogs um Hilfe für Wilhelm. Ebenda über die Einstellung Lübecks gegen Wilhelm und den Bund zwischen Lübeck und dem Orden. Das Schiff, das von Lübeck genommen wurde (Quednau S. 128) war kein Schiff des Herzogs Albrechts, sondern Wilhelms. Ostfol. 39 Bl. 510, 513. Über das Ende der Herrschaft Wilhelms in Ösel: Quednau S. 129.

58) Über die Grafenfehde vgl. D. Schäfer, Gesch. Dänemarks, Bd. IV. S. 207—331. G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik. Bd. I—III, Berlin 1855—56. Paludan-Müller, Grefensfeide. Bd. I—II, Kopenhagen 1853. W. Mollerup, Nogle Breve til Oplisning om Grevefejcbns Historie. Danske Magazin, R. IV Bd. 6. 1886. S. 168—92.

Der innere Kampf wäre schneller beendet worden, wenn nicht das Ausland sich eingemischt und ständig neuen Zündstoff hinzugetragen hätte. Für Herzog Albrecht von Preußen war die Wahl nicht zweifelhaft. Er war der Schwager des Herzogs Christian, der als König sich Christian III. nannte, und konnte nur von ihm eine Aufrechterhaltung des Bündnisses von 1532 erwarten, mußte dann aber auch für sich selbst den Bündnisfall für gegeben erachten. Dagegen Christian II., wenn man von ihm auch nicht eine gewaltsame Gegenreformation erwarten durfte, war Schwager Karls V., der Herzog Albrecht in die Acht getan hatte, und Verbündeter Lübecks, das auch mit dem Orden in Livland verbündet war. Mit Albrecht zusammen trat König Gustav von Schweden für Christian III. ein, während Herzog Albrecht von Mecklenburg sich verleiten ließ, aus der Hand Lübecks die schwedische Krone anzunehmen. Zum Unglück für Preußen war gerade im Jahre 1533 in Moskau der Großfürst Vasilij III. gestorben, und gegen seinen Sohn, das Kind Ivan IV., begann Polen den Krieg, dessen Dauer sich ziemlich genau mit der Grafenfehde deckt; wenn auch der Friede zwischen Polen und Moskau (auf 5 Jahre) erst Anfang 1537 geschlossen wurde, so war der Krieg tatsächlich bereits Anfang 1536 zu Ende, während der innere Brand in Dänemark im Sommer 1536 erlosch. Durch die Bindung Polens im Osten verlor Albrecht die Rückendeckung, die ihm Polen an sich seit 1525 geboten hatte und bieten mußte. Albrechts Bemühungen, Polen in die Grafenfehde zu verstricken, hatten keinen durchschlagenden Erfolg. Ohne Polen ganz aus dem Auge zu lassen, hat Albrecht sich für das Eingreifen im Norden entschieden[59]).

Man kann hier nicht die vielen diplomatischen Verhandlungen schildern, die dem Eingreifen des Herzogs vorangingen und es begleitet haben. Das Ziel des Herzogs war von vornherein klar. Die diplomatischen Mittel, die er zu seiner Erreichung anwandte, stehen hier nicht zur Debatte. Auch nicht die militärische Hilfe überhaupt, sondern nur die Flotte.

Die Verhandlungen wegen der Kriegshilfe gehen noch in den Sommer 1534 zurück, als der Kampf um Osel nicht beendet war. Am 18. Juni 1534 entwickelte der König Gustav von Schweden dem Herzog die schwierige Lage Christians von Holstein. Lübeck hindere ihn daran, dem Holsteiner zu Hilfe zu kommen. Gustav bat Albrecht deshalb um 1—2 Kriegsschiffe und 1—2 Fähnlein Soldaten. Auch von Christian selbst, der am 18. Juli seine Wahl zum König anzeigte, wurde Albrecht bald um Hilfe angegangen. Tatsächlich hat Albrecht bereits 1534 seinen Schwager mit einem Fähnlein Soldaten, die ihm vor Lübeck halfen, unterstützt. Wegen der Kriegsschiffe wurde König Gustav noch wiederholt vorstellig[60]).

---

59) Über die politische Konstellation des Jahres 1534 in Bezug auf Polen-Moskau vgl. K. Forstreuter, Preußen und Rußland im Mittelalter, Königsberg 1938, S. 111 f.

60) Das Schreiben Gustavs vom 18. Juni 1534 in HBA/F. Aus demselben Bestande hier noch die folgenden Notizen zur Sache: 1534 Aug. 10: Gustav erinnert an seine Frage betr. Soldaten und Schiffsleute, die er in Dienst nehmen möchte. 1534 Aug. 10: Gustav berichtet über den Stand der Kriegslage und bittet, ihm zwei Schiffe zu kaufen. 1534 Aug. 21: Gustav berichtet, er habe Christian 3 Schiffe geschickt, und bittet, die Haltung Danzigs zu erkunden. 1534 Sept. 29 im Feldlager vor Lübeck. Vollmacht für die Gesandten Lutke Hane und Franz Trebbau, für Dänemark und Schweden 200 Reiter, 2000 Knechte, 400 Bootsleute und etliche Schiffe in Sold zu nehmen. 1534 Sept. 30: Gustav an Albrecht: Will Christian weiterhin

Den größten Dienst, den Albrecht auf diplomatischem Wege seinen Freunden in Skandinavien erweisen konnte, war die Vermittlung zwischen ihnen, Polen und Danzig. Zwischen Schweden und Danzig wäre es nahezu zum Bruch gekommen, als die schwedische Flotte bei Hela 14 Schiffe raubte. Danzig hat umgekehrt sich an schwedischen Schiffen schadlos gehalten. Die Verhandlungen wegen dieses Streitfalls zogen sich bis 1537 hin. Herzog Albrecht vermittelte zwischen den Parteien, die beide daran interessiert waren, einen Bruch zu vermeiden. Danzig ist im Kriege zwar neutral geblieben, aber neigte doch sehr stark und in zunehmendem Maße zur Partei Christians III. Ein westpreußischer Landtag hat sogar 12 000 Gulden zur Unterstützung Christians III. bewilligt[61]).

Jedoch die rege diplomatische Tätigkeit Herzog Albrechts interessiert hier nur als Vorspiel zu dem kriegerischen Eingreifen, das bald folgte und weiterhin von diplomatischen Aktionen begleitet wurde. Bereits aus dem Jahre 1534 stimmt eine eigenhändige Denkschrift des Herzogs, wie Holstein, das durch die Lübecker Flotte fast blockiert war, durch Schiffe entsetzt werden könnte. Zu diesem Zweck sollte eine Flotte von 37 Schiffen zusammengestellt werden, davon 5—6 aus Holstein und Jütland, 15 aus Schweden, 10 aus den Niederlanden, 3 aus Danzig, 1 aus Königsberg und 3 von Albrecht selbst. Die Niederlande, Danzig und Königsberg fielen später aus, dafür hat Albrecht selbst aber viel mehr geleistet, als er damals plante. In den Seekrieg eingegriffen hat Albrecht im Jahre 1534 noch nicht. Eine Jacht, die mit Johann Pein als Gesandten nach Dänemark gefahren war, wurde ihm allerdings vom Grafen Christoph vor Kopenhagen weggenommen, doch hat die Stadt Kopenhagen sich deswegen entschuldigt.

Erst im Frühjahr 1535 ist der Einsatz der preußischen Kriegsflotte erfolgt. Über den Umfang der Flottenrüstung sind wir gut unterrichtet durch die Ausgaberechnung des Jahres 1534/35 (Martini bis Martini). Leider ist die Rechnung 1533/34 nicht erhalten, für unsere Kenntnis des Öselunternehmens, soweit dabei die Flotte in Betracht kommt, eine bedauerliche Lücke. Man weiß also nicht, welche Ausgaben in der Zeit von Ende Juni 1533 bis Anfang November 1534 für die Flotte erfolgt sind. Damals, Mitte 1533, hatte der Herzog nach allen vorliegenden Nachrichten außer dem

---

helfen, hat ihm bereits 12 Schiffe und jetzt mit Trebbau noch 3 Schiffe geschickt. 1534 Okt. 3, Feldlager vor Lübeck: Christian bittet Albrecht, das Fähnlein Knechte, das Albrecht geschickt hat, noch drei Monate zu besolden und die Vermittlung mit Lübeck zu übernehmen. 1534 Okt. 17, Gustav an Albrecht. Bittet, ihn bei der Werbung von Soldaten und Schiffsleuten zu unterstützen.

61) Über den Konflikt zwischen Danzig und Schweden: Simson, Gesch. Danzigs, II 145 f. Ebenda über die Gesamteinstellung Danzigs. Der Flottenplan des Herzogs, in HBA/F, Konzepte. Nicht ganz fehlerlos gedruckt bei Waitz, Wullenweber, II 266 ff. Die fortgenommene Jacht des Herzogs: Mollerup S. 176, Schreiben der Stadt Kopenhagen vom 22. September 1534. Die Sache ist nicht ganz klar. Am 19. Juni 1934 schrieb Pein aus Fischhausen, er wolle dem Elbinger Schifflein, das nach Lübeck um Hilfe ausgefertigt sein soll, sobald Gott ihm in die See helfe, gut nachtrachten. Seine Jacht liege noch im Tief. Wahrscheinlich ist dieses die Jacht, die ihm bei Kopenhagen fortgenommen wurde. (HBA/I 1, Pein.) Ein Ungenannter weiß an Dietrich von Buttler (HBA/H, o. D., 1534 Nov.?) zu berichten, die Lübecker hätten ein preußisches Schiff von 150 Last, das dem Holsteiner Waren und Geld zuführen sollte, gekapert. Da Peins Jacht glücklich bis zu den Truppen Christians gelangte und erst später fortgenommen wurde, als Kopenhagen von dem Grafen Christoph erobert wurde, so darf man annehmen, daß es sich um zwei verschiedene Fälle handelt. (Vgl. unten 63a.)

Sperber, der nur halb mitzählte, nur ein großes Schiff, den holländischen Holk. Am 9. September 1533 bestätigt Herzog Albrecht, daß die Königsberger Kaufleute Valtin Spilman und Hans Nympsch für ihn von Schiffer Franz Lamertz Sohn von Randorp in Holland einen Holk mit Tau, Takeln, Ankern, Geschütz und allem Zubehör gekauft hätten und daß er dafür nächsten Pfingsten in Seeland oder Antwerpen 1300 rheinische Gulden zahlen werde. Das ist also der zweite holländische Holk. Der Umstand, daß auch dieser Holk nachträglich bezahlt wurde, spricht sehr dafür, daß die im Rechnungsjahr 1532/33 stehende Summe für das im vorhergehenden Rechnungsjahr bereits gekaufte Schiff, den ersten Holk, zu beziehen ist. Weitere Schiffskäufe sind aus späteren Schreiben festzustellen. Im Jahre 1543 bitten die Erben eines Georg Wimer um die Abschrift eines Vertrages betr. Kauf eines Schiffes vor mehreren Jahren durch den Herzog von Valtin Spilman, Hans Perneker, Lucas Hardt und Balzer Waissel. Dieses Schiff soll 5000 Mk. gekostet haben. Ferner bat am 15. März 1544 ein Lucas Gabriel um die Zahlung von 200 Mk., die Gabriel angezahlt hatte, als er vor etwa 8 Jahren in Gotland eine Jacht für den Herzog kaufte, die vom Herzog nach Dänemark geschickt wurde. Der Herzog hat den Käufer an Dänemark verwiesen und ist die Summe schuldig geblieben[62]).

Die Rechnung nennt, was man vorher nicht wußte, die Namen der Schiffe, auch einzelner Schiffer und Schiffsleute. Noch aufschlußreicher ist eine systematische Aufstellung über die Schiffe und ihre Besatzung.

					Hauptmann
Herkules	160	Knechte	106	Bootsleute	Admiralschiff
Auer	100	„	70	„	Reinhold Sachs
Narr	110	„	80	„	Endres Ruf
Eule	80	„	70	„	Fris
Melusine	30	„	30	„	Uxkul
Leu	25	„	20	„	Kamenick
Sperber	–	„	20	„	Schiffer Peter

Aus dieser Aufstellung erhält man einen guten Einblick in die Größenverhältnisse der Schiffe. Der Sperber war bei weitem das kleinste Schiff, er beförderte überhaupt keine Kriegsknechte. Der Schiffer Peter sollte auf ihm zugleich Hauptmann und Steuermann sein. So hat es Albrecht mit eigner Hand aufgezeichnet. Pein hatte teilweise andere Leute vorgeschlagen. Das Kriegsvolk wurde am 19. Mai in Fischhausen gemustert. 509 Männer werden namentlich genannt.

Die Bootsleute stammten zum Teil aus Danzig. Der Herzog verwahrte sich in einem Schreiben an Danzig vom 31. Dezember 1534 gegen das Gerücht, er wolle die Bootsleute, die er in Danzig geworben habe, gegen Danzig verwenden. Der Dienst der Bootsleute begann am 30. März. An diesem Tage sind, wie die Rechnung sagt, die Bootsleute vom Schloß zu Schiff gegangen und haben den ersten Monatssold, 610 Mk. 30 Sch., erhalten[63]).

---

62) HBA/I 3, 1533 Sept. 9. Das ist ohne Zweifel das Schiff, das unmittelbar danach an Wilhelm nach Ösel abgefertigt wurde. E. M. 127 a., 1543 Sept. 17. E. M. 127 a., 1544 März 15.

63) HBA/F. 1535 Mai. StA. Danzig, 300/53 Nr. 569. 1534 Dez. 31. Ein Seebrief vom 6. August 1535 für das Kraffel (Hauptmann Antonius Bork, Schiffer Jorg Rudolf) sowie andere Kriegsschiffe, die nicht genannt werden, in Ostfol. 1330 Bl. 211 f.

Eine so große Schiffsrüstung, wie Herzog Albrecht sie im Frühjahr 1535 durchführte, war im Herzogtum Preußen allein nicht zustande zu bringen. Es fehlte an Schiffen, und es fehlte an Menschen. Um Boots- und Steuerleute zu beschaffen, schickte der Herzog mit einem offenen Brief vom 15. Januar 1535 einen Sonderbeauftragten, Heinrich Rode, aus, der für seine Werbungen allen in Frage kommenden Behörden empfohlen wurde[63a]).

Auch was die Schiffe betrifft, konnte Preußen den Bedarf längst nicht befriedigen, und, was das schlimmste war, die für die Stellung von Schiffen allein in Betracht kommenden Königsberger Kaufleute wollten die Wünsche des Herzogs auch garnicht erfüllen. Demgegenüber machte der Herzog dann aber kurzen Prozeß. In einer Erklärung vom 21. April 1535 heißt es, der Herzog habe mit seinen Untertanen (es handelt sich um die Altstadt-Königsberg), wegen eines Schiffs verhandelt, das er dringend brauchte. Da die Altstädter sich nicht dazu verstehen wollten, das Schiff zu verkaufen, enteignete er es auf Grund seines Rechtes als Landesfürst, da dieses auch in anderen Königreichen und Fürstentümern gebräuchlich sei, und zahlte dafür eine Entschädigung von 4600 Mark. Es ist nicht ganz sicher, aber wahrscheinlich, daß es sich um dasselbe Schiff handelt, das der Herzog am selben Tage für 4600 Mark von Bernt Bolner und fünf anderen Untertanen kaufte. Das Schiff war mit Geschütz und Pulver ausgerüstet[64]).

Bei den preußischen Ständen fand die Politik des Herzogs keinen Anklang. Bei einer Tagung am 5. Oktober 1534 beschwerten sie sich darüber, daß der Herzog mit seinen Schiffen auch Kaufmannsware beförderte und so manchen Kaufleuten den Erwerb fortnahm. Dann aber meinten sie, daß die Aussendung von Kriegsschiffen die guten Beziehungen Preußens zum Ausland stören könne. Ganz besonders wandten sie sich gegen das Bündnis mit Schweden: der Schwede sei nicht des Deutschen Freund, ihm solle der Herzog keine Kriegsschiffe, wie die Stände befürchteten, zu Hilfe schicken. Nach längeren Debatten gab der Herzog am 16. Oktober eine gründliche Antwort. Er erinnerte daran, daß es jedem Fremden, Portugiesen, Holländer, Engländer, erlaubt sei, Waren zu verschiffen: weshalb man das gerade dem Herzog verbieten wolle? Mit ausdrücklicher Zustimmung des Königs von Polen habe der Herzog bei der letzten Empörung (1532) den König von Dänemark unterstützt. Da er in Königsberg kein Schiff bekam, mußte er eins in Danzig kaufen (so!). In dem folgenden Vertrag habe Dänemark das Doppelte an Hilfe versprochen. Sein Schiff wolle der Herzog in Friedenszeiten nun auch zur Verschiffung von Waren verwenden. Dieses Schiff sei nun westwärts weggenommen worden von denjenigen, mit denen er nichts zu tun gehabt habe. (Lübeck). Desgleichen sei eine Jacht, die er mit Johann Pein als Gesandten zu Christian von Holstein geschickt habe, widerrechtlich fortgenommen worden. Die Lübecker seien auch erklärte Feinde des Herzogs Christian. Was das Bündnis mit Schweden und die Ausrüstung von Kriegsschiffen betreffe, so seien die Zeiten zu ernst, man müsse deshalb beizeiten zu Wasser und zu Lande rüsten. Der Herzog wolle seine

63a) Ostfol. 1330 Bl. 188.
64) Ostfol. 1330 Bl. 197 f.

Verträge halten. Er habe dem Herzog Christian deshalb auch schon etliche Knechte zu Hilfe gesandt. Die Stände wußten darauf nun etwas Ernsthaftes nicht mehr zu erwidern, doch ging der Landtag, der noch eine Reihe weiterer, weniger wichtiger Fragen zu behandeln hatte, sichtlich mißgestimmt auseinander[65]).

Die Zeise, die Albrecht verlangte, wurde damals nicht bewilligt. Der Herzog mußte einen neuen Bittgang zu den Ständen tun, die sich im Januar 1535 erweichen ließen, die Zeise bewilligten und im Falle der Not ihren Beistand versprachen[66]).

Befehlshaber der gesamten Flotte ist der Däne Peter Skram gewesen. Nur vorübergehend hat Johann Pein, der preußische Admiral, das Kommando geführt (November 1535).

Über die Teilnahme der preußischen Schiffe am Kriege im Jahre 1535 gibt es einen anschaulichen Bericht eines Mitkämpfers, Marx von Schleytz, an den Markgrafen Georg. Von Livland, wo er sich Anfang 1535 noch bei Markgraf Wilhelm aufhielt, ist er dann nach Preußen gegangen und zu den Kämpfen in die Ostsee ausgefahren. Er erzählt[68]):

Im Jahre 1535 habe Lübeck 10, die oldenburgisch-dänischen Verbündeten 9, zusammen also 19 Schiffe ausgerüstet. Ihnen hatte Christian III. nur 9 Schiffe entgegenzustellen, die sich nach Gotland durchschlugen. Es war also so, daß die westliche Ostsee von Lübeck beherrscht wurde. Nach Gotland kamen auch 14 Schiffe aus Schweden.

Am 23. Mai liefen die preußischen Schiffe, 6 an der Zahl, vom Königsberger Tief aus. Admiralschiff war der „Narr". Am 25. Mai kamen die preußischen Schiffe in Gotland an. Von dort fuhr die ganze Flotte nach Öland. Dort traf man 14 Handelsschiffe, die nach Danzig wollten. Jede der drei Flotten nahm 1 Schiff fort, also im ganzen 3 Schiffe, und bemannte es. Bei Gotland stieß man auf 9 Schiffe aus Kopenhagen, die geschlagen wurden. Bei der Fahrt nach Fehmarn wurde ein großes Handelsschiff, das nach Lübeck fuhr, von den Schweden genommen. Hierauf stieß man um den 4. Juni (in Wirklichkeit am 16., der Verfasser rückt die Ereignisse in der Erinnerung etwas zusammen), auf die 10 Schiffe der Lübecker. Diese wurden an Land gedrängt und steckten ihre Schiffe in Brand, doch konnten 9 davon gerettet werden. Sie wurden von den Verbündeten bemannt. Das war der entscheidende Tag von Svendborg (auf Fünen). An diesem Tage wurde Lübecks Ostseeherrschaft gebrochen. Auch Preußen hat dazu beigetragen.

Nach Landungen in Langeland und Laaland zieht die Flotte in Stärke von 44 Schiffen vor Kopenhagen. Die Belagerung beginnt am 24. Juli. Jetzt stößt auch das eigentliche Admiralschiff des Herzogs, das Kraffel, der „Ercles" (Herkules) zur Flotte. Es ist besonders gut ausgerüstet. Da ein

---

65) Ostfol. 95 Bl. 204—295. — Die Beschwerde der Stände Bl. 210 ff., die Antwort des Herzogs Bl. 235 ff.

66) Ostfol. 96 Bl. 47 f.

68) Der Bericht des Marx von Schleytz ist gedruckt in Historisk Tidskrift, Bd. III, Christiania 1875. S. 447—61. Er ist entnommen der Ausgabe der ersten deutschen Zeitungen des Tübinger Literarischen Vereins, (1872, Bd. 111). Zu dem Bericht vgl. man die Darstellung von Schäfer S. 289 ff., S. 301 ff., mit einzelnen anderen Daten und Zahlen.

Lübecker Schiff gegen Preußen Seeräuberei trieb, wurde es von der preußischen Flotte gesucht. Diese wurde dabei durch Sturm teils nach Danzig, teils nach Königsberg verschlagen, kam dann aber in Landscrona wieder zusammen. Die am Anfang der Expedition genommenen drei Kauffahrer wurden wieder freigelassen, und von jetzt ab wurde kein Handelsschiff mehr genommen. Bei der Verteilung der Beute erhielt Preußen 4 Schiffe, mit allem Geschütz.

Unterdessen hatte Lübeck mit den verbündeten Städten Rostock, Wismar und Stralsund eine neue Flotte ausgerüstet. Der preußische Kriegsteilnehmer spricht von 22 Schiffen, nach anderen Angaben und Schätzungen sind es kaum 18 Schiffe gewesen. Am 8. November erschien die feindliche Flotte im Sund, am 12. November zogen die Verbündeten, jedoch ohne die Schweden, ihr entgegen. Am 13. November entwickelte sich an der Küste von Amager, südlich von Kopenhagen, eine Seeschlacht. Peter Skarm wurde verwundet und mußte das Kommando an Johann Pein abgeben. Dieser geriet mit seinem Admiralschiff auf Grund, konnte sich aber freimachen. Die Lübecker mußten sich zurückziehen, und ihre Flotte zerstreute sich. Am 14. November war die preußische Flotte wieder vor Kopenhagen. An dem Kampfe hatten etwa 45 Schiffe teilgenommen. Die Verbündeten hatten nach dem Bericht im ganzen 60 gut ausgerüstete Schiffe. Auf ihnen waren 4 Fähnlein Landsknechte, davon 1 Fähnlein aus Preußen.

Schleyth nahm hierauf am 23. November seinen Abschied. Der Seekrieg war für dieses Jahr ohnehin zu Ende. Bald darauf setzten die Friedensverhandlungen ein, die am 14. Februar 1536 zum Frieden von Hamburg führten. Lübeck zog sich aus dem Kriege zurück und überließ seine dänischen Freunde ihrem Schicksal.

Johann Pein hatte den Kriegsdienst in Dänemark bald satt. Bereits am 6. Februar 1536 bemerkt er, er könne bei diesem Regiment nicht bleiben und solches nicht länger ansehen. Er schlägt bereits damals Reinhold Sachs als obersten Befehlshaber vor. Pein hatte Schwierigkeiten mit dem Schiffsvolk wegen der Bezahlung. Man warf ihm vor, er habe Gesunde von den Schiffen beurlaubt, während die Kranken darauf verschmachten müßten. Auf Bitten des Königs erklärte er sich bereit, zu bleiben, da der Krieg bald zu Ende sei (Schreiben vom 28. März). Auch in seinem Schreiben vom 30. Juli 1536, in dem er von der Übergabe Kopenhagens berichtete, empfahl er Reinhold Sachs: solche Gesellen solle man in diesen Zeiten nicht loslassen. Der König glaubte, die preußischen Schiffe auch damals noch nicht entbehren zu können. Von seinen Schwierigkeiten mit den Bootsleuten, die keine dänische Münze annehmen wollten, spricht Pein auch in einem Schreiben vom 12. August. Er ist, mit Klingenbeck zusammen, noch am 19. Oktober in Kopenhagen[69]).

Mit Danzig hatte später auch der Herzog einzelne Schwierigkeiten, als die preußische Flotte selbst zur Kaperei überging. Danzig beschwerte sich am 28. September 1535 darüber, daß preußische Auslieger in einem

[69]) Berichte Peins in HBA/I 1, Pein. z. T. abgedruckt bei Mollerup, aber nicht immer vollständig, wie z. B. der Bericht vom 6. Februar sehr verstümmelt ist.

Kolberger Schiff auch Danziger Waren geraubt hätten, und zwar in Danziger Gewässern, bei Hela. Der Herzog versprach am 3. Oktober, den Fall zu untersuchen und die Danziger Waren zunächst sicherzustellen. Eine endgültige Entscheidung könne aber nur der König von Dänemark treffen. Von den preußischen Schiffen war das „Lawichen" (der Leu) an dem Raube beteiligt, nicht die „Eule". Die preußische Regierung sah es als ungehörig an, daß „feindliche" Schiffe sich in den Gewässern der befreundeten, wenn auch nicht verbündeten Stadt Danzig aufhielten. Sie hatte deshalb am 7. September gebeten, feindlichen Schiffen den Aufenthalt in Danziger Gewässern nicht zu gestatten. Sie wies darauf hin, daß kürzlich die Karavelle (der Herkules also), ein Bürgerschiff und eine kleine Jacht mit Proviant ausgelaufen seien und dabei in der Nähe von Hela feindliche Schiffe gesichtet hätten. Bei dieser Gelegenheit ist anscheinend der Zwischenfall mit dem Kolberger Schiff entstanden, der nach einem Schreiben vom 24. Oktober noch in der Schwebe war. Man weiß aus dem Bericht des Marx von Schleytz (s. oben), daß um dieselbe Zeit ein Teil der preußischen Flotte auf ein Lübecker Schiff Jagd machte. Der Seeraub, dieser halb legitime Bruder des Seekrieges, trat diesem also zur Seite, ja, er war, wie man aus den Vorfällen des Jahres 1534 schließen darf, schon früher da[70]).

In Abwesenheit von Johann Pein, der (mit dem Herkules?) nach Preußen zurückgekehrt war, (im Mai ist er in Königsberg), führte Reinhold Sachs die preußische Flotte. Er konnte am 3. Juni dem Herzog von bedeutsamen Kriegshandlungen berichten. Dem „Auerochs" und anderen Schiffen wurde vom König der Befehl erteilt, nach Norwegen zu laufen. Unterwegs trafen sie auf die Schiffe Marx Meyers und „haben mit ihnen einen tapferen Sturm getan". Trotz tapferer Gegenwehr wurde der Feind geschlagen, 4 feindliche Schiffe wurden verbrannt, alles Volk darauf wurde ersäuft und erschlagen, nur 15 Personen wurden „von Kundschaft wegen" gefangen genommen.

Einige preußische Schiffe, die „Eule" und etliche Barken, lagen vor Kopenhagen bei Amager und hatten dort auch ein Scharmützel. Am Abend des 14. Mai, eines Sonntags, kamen 21 Schuten mit Proviant und 6 kleine Kriegsschiffe mit der Absicht, Kopenhagen zu verpflegen. Die preußischen Schiffe stellten sich ihnen sofort entgegen und erbeuteten zwei kleine Jachten, die der preußischen Flotte eingereiht wurden, (eine hieß: die „Vegetasche"), ferner 16 Schuten mit Proviant. Zwei kleine Jachten und 5 Schuten wurden in Grund geschossen, die anderen, etwa 8 Schuten, sind in die Stadt entkommen.

Am 27. Mai mußte Marx Meyer sich in Warberg ergeben. Am 18. und 19. Juni wurde auch Amager besetzt, der Ring um Kopenhagen zog sich immer enger zusammen. Die Stadt war nun auch von der See abgeschlossen, trotzte der Belagerung aber noch bis zum 29. Juli. Der Seekrieg war im Juni zu Ende, die preußische Flotte damit in den dänischen Gewässern überflüssig geworden[71]).

---

[70]) StA. Danzig, 300/53 Nr. 569.

[71]) Über die letzten Kriegsereignisse vgl. Schäfer, S. 320 ff. Über die Taten der preußischen Flotte bringt Schäfer allerdings nichts.

Auch Sachs war seines Postens bald überdrüssig. Er bat am 29. Juni 1536 flehentlich, ihn abzulösen. Zugleich berichtete er über die Verteilung des Proviantes, das aus Preußen mit dem Schiffer Asmus Heinz angekommen war. Das Verzeichnis der Schiffe sei hier wiedergegeben, und um die Größe und die Zahl der Mannschaften zu veranschaulichen, sei das zuerst genannte und anscheinend wichtigste Lebensmittel, die Menge des Biers hinzugefügt[72]).

„Narr" (60 Faß Bier). „Auerochs" (60). „Eule" (50). „Die zwei Mosans Bergk" (35). Des „Grafen Bergk" (35). „Die alte Bergk" (35). „Melusine" (35). „Das Lawichen" (Leu (20). „Fegetasche" (20). „Seitenschiff" (5).

Was an Proviant übrig blieb, wurde auf des Herzogs „Craffel" (den Herkules) genommen.

Ein Teil der preußischen Schiffe blieb bis zum Frühjahr 1537 in Dänemark. Der preußische Gesandte Klaus von Gadendorf, der am 6. März 1537 nach Kopenhagen abgefertigt wurde, sollte u. a. auch darauf dringen, daß die preußischen Schiffe, die noch mit Geschütz in Dänemark lägen, zurückgeschickt würden, da der Herzog sie jetzt selbst brauche. Es handelt sich dabei um den Ausklang der Öselschen Wirren, die aber nicht mehr zu einem preußischen Flotteneinsatz führten. Der König sagte in seiner Antwort zu, die Schiffe möglichst bald zurückzuschicken. Auf die Rückkehr dieser Schiffe bezieht sich offenbar die Rechnungsnotiz: 160 Mk. den Schmackenführern für ihre Fracht, die bei m. g. Herrn 4 Schiffen sind gewesen, als die sind eingekommen und das Geschütz und anders aufgebracht.

Gerne hätte der Herzog eines der nun unrentablen Schiffe an Schweden abgegeben. Reinhold Sachs, der am 31. März 1537 nach Schweden geschickt wurde, sollte u. a. daran erinnern, daß Albrecht kürzlich zum Kriege gegen Dänemark das Kriegsschiff „Der Narr" in Danzig für Schweden gekauft und dann selbst ausgerüstet habe. Da die Schiffe demnächst zurückkämen, fragte der Herzog an, wohin das Schiff geliefert und die Zahlung geleistet werden solle. In seiner Antwort vom 6. Mai erklärte König Gustav, er sei jetzt mit Schiffen reichlich versorgt und verzichte daher auf den „Narren"[73]).

Als um die Wende des Jahres 1539/40 die Beziehungen zwischen Dänemark einerseits, Schweden und den Niederlanden anderseits zeitweilig sehr gespannt waren, wurde die Frage der preußischen Hilfeleistung für Dänemark wieder akut. Albrecht hat nicht nur sich bereit erklärt, Geschütz und Kriegsmaterial zu liefern und dem König mit Ratschlägen, wie man den Krieg zur See am besten führen müsse, zur Seite gestanden, sondern auch die Flotte wieder instand gesetzt. Bootsleute und Büchsenschützen wurden in Danzig und anderswo geworben und seit Februar bis Juni besoldet, wie die Rechnung belegt. Da der Krieg nicht ausbrach, wurden die Ausgaben dem Herzog schließlich zu viel. Er fragte deshalb am 19. Mai

72) Die Bestallung von Reinhold Sachs zum obersten Admiral (Adelsarchiv Sachs, o. D.) verpflichtet ihn, auf die Schiffe und was dazu gehört, Tau, Takel, Anker, zu achten, und sich zu Wasser und zu Lande zu Sendungen gebrauchen zu lassen, auch mit Kaufmannschiffen.

73) Werbung von Reinhold Sachs: Ostpr. Fol. 97 Bl. 34 ff. (bes.: Bl. 37v.) Antwort des Königs: HBA/F. (Bes.: Bl. 73.) Werbung von Gadendorf: Ostfol. 97 Bl. 71 ff., Antwort Dänemarks: Bl. 84.

1540 an, ob Christian die preußische Hilfe brauche, und erhielt in dem Schreiben Christians vom 17. Juni den Bescheid, das Verhältnis zum Kaiser habe sich gebessert, die preußische Hilfe, für die Christian sich im übrigen herzlich bedankte, sei daher nicht mehr nötig, und Albrecht möge sich nicht in weitere Unkosten stürzen.

Die Frage der Hilfeleistung für Dänemark brachte auch die Erneuerung des Vertrages vom 21. Juli 1532 in Erinnerung, der ja nur auf 10 Jahre abgeschlossen worden war. Die preußischen Stände, die sich mit der Angelegenheit auf einer Tagung im Mai 1540 beschäftigten, waren nicht abgeneigt, den Wunsch des Herzogs zu erfüllen, wollten dabei aber immer ein Wort mitzusprechen haben, namentlich, was die Kosten der Hilfeleistung betraf. Vorläufig verzichtete der Herzog darauf, wegen der Geldbewilligung die Stände einzuberufen[74]).

Das Bündnis vom 21. Juli 1532 ist nicht erneuert worden. Noch kurz vor dem Ablauf des Vertrages hat Herzog Albrecht einen Versuch zur Erneuerung unternommen, aber König Christian hat in einem Schreiben vom 23. April 1542 dem Wunsch des Herzogs nach Festsetzung eines Verhandlungstages nicht entsprochen. (HBA/F). Ein neuer Anlauf wurde gemacht, als Ende 1542 die preußischen Gesandten Andreas Rippe und Christoph von Kreitzen zu Verhandlungen nach Dänemark und Schweden geschickt wurden. Die Gesandten, die im Januar 1543 mit König Christian III. und seinen Räten verhandelten, konnten jedoch zu einem Abschluß nicht kommen, und zwar gingen die Schwierigkeiten mehr von Preußen als von Dänemark aus. König Christian versicherte seinen Schwager unwandelbarer Treue, wollte ihm helfen, auch ohne Bündnis, wollte auch das alte Bündnis unverändert erneuern, aber Albrecht hatte verschiedene neue Wünsche, wollte Rücksicht auf Polen (Lehnsabhängigkeit) nehmen, zugleich Rücksicht auf Schweden, ferner wünschte er, nachdem er nunmehr zweimal geholfen hatte, daß jetzt erst Dänemark ihm helfen solle, und daß die Hilfe immer abwechselnd geleistet werden sollte, ohne Rücksicht darauf, wer gerade gezwungen sei, Krieg zu führen, und wollte die Kriegserklärung überhaupt von einer vorherigen Beratung der beiden Verbündeten abhängig machen, alles Wünsche, die teils schwer, teils gar nicht berücksichtigt werden konnten. Der von Dänemark vorgeschlagene Vertragsentwurf sieht die Schiffshilfe in alter Weise (Stellung von 4 Schiffen durch Dänemark, 2 Schiffen durch Preußen) vor. Als der Vertrag aber nicht zustande kam, da war für Preußen ein Grund weniger zur Unterhaltung der Flotte vorhanden[75]).

Seit 1536 hat die preußische Flotte im ganzen brach gelegen. Diese Kriegsmacht Preußens zur See mußte dazu reizen, sich in auswärtige Unter-

---

[74]) HBA/F 1539/40: eine Anzahl von Schreiben, in denen die Lieferung von Geschütz und Munition verhandelt wird. Der Brief vom 19. Mai: HBA/F, Konzepte, der Brief vom 17. Juni 1540/HBA/F, Abschriften von Verhandlungen in den Ostfol. 79 und 97. Über die Verproviantierung der Schiffe mit Pökelfleisch, außer den Rechnungen, ein Schreiben in HBA/F, aus Tilsit. Die Verhandlungen der Stände, betr. die dänische Hilfe: Ostfol. 97 Bl. 388 ff.

[75]) Die Verhandlungen in Ostfol. 98 Bl. 257—312. Besonders: Bl. 260 ff., 300 f., 305, 309 ff. Dieselben Verhandlungen in HBA/H. 1542/43. Instruktion für Gesandte (o. D., vor Juli 1542) HBA/Konz. F.

nehmungen zu stürzen, um die Seerüstung, die mit der Zeit abgeschrieben werden mußte, nutzbringend zu verwerten. Für den dänischen Bundesgenossen wie auch für Schweden war in dieser Hinsicht nicht mehr viel zu tun, die Seemacht des Kaisers war in der Ostsee nicht zu befürchten, ganz abgesehen davon, daß der Gegensatz zum Kaiser sich mit der Zeit auch abschwächte, und sich allein, ohne oder gar gegen den Willen Polens und Schwedens, auf den Orden in Livland zu stürzen, dazu reichten die allgemeinen Machtmittel des Preußenherzogs nicht aus, auch wenn er zur See überlegen war. Albrecht mußte schon versuchen, einen seiner Freunde für die seewärtige Unternehmung zu gewinnen, und dazu diese Unternehmung in eine entsprechende Richtung lenken.

Als die Grafenfehde zu Ende ging, dauerte der polnisch-russische Krieg noch an, der ziemlich zu gleicher Zeit, 1534, begonnen hatte, er wurde im März 1537 bendet. So war es kein Wunder, daß Albrecht die nun freigewordenen Kräfte dem Polenkönig gegen Moskau anbot. So war er bereits um die Jahreswende 1535/36 bemüht, seine Kräfte und die seiner skandinavischen Verbündeten gegen Moskau und möglichst auch gegen den Orden in Livland aufzubieten. Polen ließ sich damals auf die Verquickung preußischer und polnischer Interessen nicht ein und wollte seinen Krieg gegen Moskau allein durchführen. Trotzdem ist Albrecht in einem Schreiben vom 12. März 1536 an seinen Agenten in Polen, Nickel Nibschitz, nochmals auf diese Pläne zurückgekommen. Es handelte sich dabei um nichts weniger als um einen Angriff gegen Rußland zur See, der durch die Narowa erfolgen sollte. Allein in diesem äußersten östlichen Winkel des finnischen Meerbusens war ja Rußland von der See aus zu erreichen. Dieser Gedanke eines Seekrieges gegen Rußland war fantastisch und dürfte allein auf die Überlegung, damit die preußische Flotte wieder einzusetzen, zurückzuführen sein[76]).

Die preußische Flotte hatte also keine Gelegenheit, sich neue Lorbeeren zu holen, und vermoderte allmählich in den preußischen Häfen. Noch kurz bevor sie sich völlig auflöste, kam Albrecht nochmals auf den Seeangriff gegen Rußland, der ihm besonders am Herzen lag, zurück. Auf die Nachricht von einer neuen Spannung zwischen Litauen und Moskau bot er dem König Sigismund seine guten Dienste an und riet zunächst, Dänemark und Schweden für einen Seeangriff gegen Moskau zu gewinnen. Diese Spannung ging jedoch vorüber[77]).

Im Jahre 1544 bestand die preußische Flotte noch. Als 10 Jahre später der Bruch zwischen Polen und Moskau wieder akut wurde, hatte die preußische Seemacht sich schon völlig aufgelöst. Damals mußte Polen selbst um die Hilfe Schwedens gegen Moskau werben, die Herzog Albrecht 1536 wie 1544 den Polen nahegelegt hatte. Der polnische Gesandte Hieronymus Makowiecki sprach auf der Durchreise nach Schweden auch in Königsberg

---

76) Über die Pläne eines Seeangriffs auf Rußland vgl. Forstreuter, Preußen und Rußland im Mittelalter, S. 113 f. Nibschitz meldete dem Herzog am 29. März 1536 (HBA/B 4): Denn Moßgewitter tzu wasser, als nemlich durch den flis Narffe tzu uberfallen, ist bein uns nichts, wir mogen fremde krigsfolk, wie E. G. selbest thutt melden, nitt leiden.

77) 1544: Ostfol. 80 Bl. 308 ff. 1554: Ostfol. 83 Bl. 489 ff.

vor. Albrecht hielt wieder mit seiner Ansicht nicht zurück und betonte, „maritimis ex portibus Moschorum duci incommodari queat maxime," von der See her könne man den Moskowiter am empfindlichsten treffen, und wies auf die Notwendigkeit einer Hilfe Dänemarks hin. Wäre es tatsächlich zu solch einem Kriege gekommen, so hätte ohne Zweifel auch Albrecht seine Flotte reorganisiert. Aber wieder ging die Kriegsgefahr vorüber, so daß es nicht möglich war, die Probe auf das Exempel zu machen. Es muß in der Tat sehr bezweifelt werden, ob der Plan überhaupt zweckmäßig war. Moskau besaß an Ostseeküste damals nur so viel wie heute seit 1918. Diese schmale Seebasis bot für größere Flottenorganisationen keinen Raum, und selbst wenn Rußland diese Küste verlor, war seine militärische Macht nicht gebrochen, nicht einmal sein Handel tödlich verletzt, solange Livland nicht am Kriege teilnahm. Vermutlich hat Herzog Albrecht den Hintergedanken gehabt, Livland von Norden zu umklammern und sich gefügig zu machen.

Seit 1535 verfügte der Herzog über eine recht stattliche Flotte. Das war jedoch ein totes Kapital, das mit der Zeit zerrann und zudem erhebliche Verwaltungskosten verursachte. Wie sollte man es nutzbar machen? Am nächsten hätte es gelegen, die Flotte, die nun einmal für Kriegszwecke geschaffen und ausgerüstet war, auch für Kriegszwecke zu verwenden. Preußen hätte sich dann in kriegerische Abenteuer stürzen müssen. Dieser Weg ist, wie ausgeführt wurde, von Albrecht auch versucht worden, aber ohne Erfolg. Eine zweite Möglichkeit war die Verwendung der Kriegsschiffe zu Handelsfahrten. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß der Widerstand der Stände gegen die Flottenpläne zum Teil mit dem Argument operierte, der Herzog mache mit dieser Flotte, die für den Handel gebraucht werde, unlautere Konkurrenz. Wollte der Herzog den Gegensatz zu den Städten, in Betracht kamen nur die drei Städte Königsberg, etwa dadurch verschärfen, indem er sich auf den Eigenhandel warf, wie der Orden vor 100 Jahren? Das ist nicht geschehen. Die Frachtfahrt der herzoglichen Schiffe hat der privaten Handelsfahrt nicht ernsthafte Konkurrenz gemacht, und zudem war die Schiffahrt Königsbergs schon im 16. Jahrhundert nicht auf der Höhe, nach Königsberg verkehrten vorzugsweise fremde Schiffe, und nur insofern konnte der Königsberger Handel sich getroffen fühlen, als der Herzog eigene Waren auf eigenen Schiffen unter Umgehung auch des Königsberger Zwischenhandels beförderte, also nicht allein die Frachtfahrt, sondern auch den Handelsgewinn der Königsberger beschnitt. Aber das hätte er, wenn auch wohl in geringerem Umfange, auch ohne den Besitz einer eigenen Flotte getan, da niemand ihn als Landesherrn hindern konnte, die Waren an jeden beliebigen Fremden zu verkaufen.

Die Nachrichten über die Seefahrt der Flotte aus dem Jahrzehnt nach 1536 sind nicht zahlreich. Im Jahre 1537 wurde der Sperber nach Gotland abgefertigt. Für 10 Mann Besatzung wurde Heuer gezahlt. Auch eine Fahrt nach Kopenhagen wird unternommen (Heuer 137 Mk.).

Der Sperber wurde 1540 mit dem Gesandten Klaus von Gadendorf nach Kopenhagen abgefertigt. Dieses Schiff wurde, wie es scheint, vorzugsweise für Reisezwecke benutzt. Die Melusine und die Eule machen in den Jahren 1540 und 1541 wiederholt Fahrten nach Memel, um Ziegel dorthin

zu bringen und Kalk aus Gotland zu holen, zum Bau der Festung Memel. Auch in den Jahren 1544 und 1545 fährt die Melusine nach Gotland, um Kalk zu holen[78]).

Ein neues kleines Schiff, Heyster oder Pinke genannt, fährt 1541 mit Karpfen nach Livland.

Aber auch weitere Fahrten wurden unternommen. Das Kraffel (Herkules) fuhr im Jahre 1543 nach England mit Fracht. Es wurde von dem Schiffer Georg (Rudloff) geführt, der das Schiff glücklich zurückbrachte, und zwar nach Danzig, da er in Königsberg gerade nicht einlaufen konnte. Herzog Albrecht bat am 6. Juli 1543 den Danziger Rat, den Aufenthalt des Schiffes in Danzig zu gestatten. (Staatsarchiv Danzig, Abt. 300/53 Nr. 572.)

Preußen war nicht nur an den dänischen Fahrten nach Lissabon interessiert, auch preußische Schiffe haben solche Fahrten unternommen. Das Kraffel, das im Jahre 1543 die Fahrt nach England machte, hat 1542 eine Fahrt nach Lissabon durchgeführt. Der Herzog streckte dafür Hans Nimpsch, dem Königsberger Kaufmann, der ebenso wie im Jahre 1543 als der eigentliche Unternehmer, wenn auch wohl mit herzoglichen Waren, erscheint, 400 Mk. vor, ebenso wie 591 Mk. 1543.

Die Geschichte der Flotte nach 1536 ist die Geschichte ihres Verfalls. An neuen Schiffen kamen nur kleine hinzu, so das „Seidenschiff", (1536/37), und eine weiteres kleines Schiff, die „Heister oder Pinke", 1537/38. Diese machte auch kleine Seefahrten bis nach Livland, hat aber wohl auch nur als Küstenschiff zu gelten. Die anderen Schiffe, die aus dem Kriege heimkehrten, werden in den Rechnungen in den Rubriken über „Notdurft und Ausfertigung der Schiffe" und „Schiffbau" in den folgenden Jahren wiederholt erwähnt, sie kosteten, brachten aber nichts. Hierüber einzelne Notizen aus den Rechnungen.

Im Jahre 1536/37 erhielt die Herkules einen neuen Mast. Aus den drei „Perken" mußte das Wasser gepumpt werden. Pumpenlohn ist eine wiederkehrende Ausgabe. Im Jahre 1537/38 sind Bauten am Kraffel (Herkules), dem Narren, Auerochsen, der Eule, Melusine, der Jacht (Sperber) nötig, die drei Barken werden geteert. Die Rechnung von 1539/40 erwähnt das Kraffel, den Auerochsen, den Sperber, Narr, Auerochs und Jacht (Sperber?) erhalten neue Masten, die alte Barke, der „Galgun" (Gallion?) genannt, wird ausgebessert, auch an der Pinke wird gearbeitet. Das Rechnungsjahr 1541/42 bringt Ausgaben für die Kraffel, die Eule, die Melusine, das Seidenschiff, 1542/43 für den Narren und Auerochsen. Im Jahre 1543/44 haben die Schiffe gebrannt und müssen ausgepumpt werden. Be=

78) Nach Dänemark war auch nach 1536 ein lebhafter Verkehr von Gesandten. Der Herzog lieferte nach Dänemark Schiffbauholz. (HBA/F, 1539 Jan. I, Christian an Albrecht.) Auf den von Preußen erbetenen Schiffbauer verzichtete der König (1538 Dez. 19), da er schon einen hatte. Als die Spannung mit Schweden sich 1539 verschärfte, bat Christian um Kriegsmaterial und Schiffsbüchsenschützen (1539 Okt. 10, Dez. 8) nötigenfalls auch um weitere Hilfe. Am 20. Nov. 1538 (I 1) schrieb Klingenbeck an Kopenhagen, betr. u. A. die geplanten Fahrten von 2 dänischen Schiffen nach Lissabon und „Preboß" (Brest) im nächsten Frühjahr. Die Schiffe sollten Holz dorthin bringen. Wenn der Herzog dafür Interesse habe, solle er die nötigen Schritte unternehmen, offenbar durch Lieferung von Holz, oder Aussendung seiner eigenen Schiffe?

sonders genannt werden noch Kraffel, Melusine, Seidenschiff, große Barke. Von der Eule hört man nichts mehr. Es gibt von nun an nur noch drei Putcher, von denen einer auf dem Kraffel in Danzig sich befand. Auch 1542/43 gab es nur drei Putcher, 1541/42 noch fünf. Auf die Bedeutung der Personalausgaben für die Geschichte der Schiffe ist an anderer Stelle eingegangen. Das Kraffel ist auch 1544/45 wieder in Danzig, die Melusine fährt nach Gotland. Seidenschiff und Nar sind auch da. Der Gallion (die Barke Galgun?) machte Kosten, ihn zu retten, als er sinken wollte. Die Ausgaben für Pumpenlohn sind bedeutend.

Nun fehlen bis 1548 die Rechnungen. Von 1548 ab werden die Namen der großen Schiffe nicht mehr genannt.

Über die Liquidation der preußischen Flotte ist nicht völlige Klarheit zu gewinnen, weil für die Jahre 1546 und 1547 die Ausgaberechnungen, für die Jahre 1545, 1546, 1548—49 die Einnahmerechnungen fehlen. Aufschlußreich ist jedoch ein Gesuch, das ein Kaufmann Gottschalk Ramblingradt am 18. April 1545 an den Herzog richtete[79]). Da er etliche Schiffe brauchte, der Herzog aber in Danzig ein Kravell und hier (in Königsberg) ein weiteres Schiff, die lübische Barke genannt, liegen habe, erbot er sich, diese Schiffe mit allem Zubehör zu kaufen, jedoch so ausgerüstet, daß sie in See auslaufen könnten. Leider war eine Antwort auf dieses Gesuch nicht zu ermitteln. Da die Einnahmerechnung fehlt, konnte der Verlauf des Geschäftes auch hieraus nicht erforscht werden. Die Einnahme für das Jahr 1546/47 liegt vor und enthält folgende aufschlußreiche Notiz: „Am 19. Februar empfangen vom Schiffsschriffei, das die Einnahme die Ausgabe hat übertroffen, als meines gnädigen Herrn Schiff, der Auerochs, in der See ist vorgangen (untergegangen), tut an 12 Taler, jeden zu 32 Groschen, macht 19 Mark 12 Schilling." Das war alles, was man aus dieser Katastrophe des Auerochsen rettete.

Man weiß aus dem bereits Gesagten, daß schon der Orden eine große Anzahl kleiner Schiffe für seine Binnengewässer besaß. Diese waren wohl ständig vorhanden, wenn man es auch nicht für alle Jahre belegen kann, und sie waren gewiß in allen Ämtern vorhanden, die Binnengewässer verwalteten. So ist zum Beispiel die Fähre in Memel durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch nachweisbar. Seeschiffe haben die einzelnen Ämter, auch wenn sie an die See grenzten, kaum gehabt, jedenfalls fehlt es darüber an Nachrichten. Hier nun noch einzelne Notizen über die bei der herzoglichen Zentralverwaltung in Königsberg vorhandenen kleinen Schiffe, nach den Rechnungen.

Im Jahre 1536/37 wird ein „Seidenschiff" gebaut, ein Küstenschiff, das gelegentlich wohl auf die See hinausfuhr, gewöhnlich aber den Verkehr über das Haff von Labiau nach Memel, auch auf den Flüssen versah[80]) Im Jahre 1538 werden neue Boote gebaut. Boote gehörten auch zu den großen Schiffen. So wird 1541/42 ein zur „Eule" bestimmtes Boot in Memel gebaut, 1542/43 ein neues Boot zum Auerochsen. Zwei „Fischseue" werden

[79]) Das Schreiben vom 18. April 1545: HBA/F.

[80]) Der Name „Seidenschiff", auch „Seitenschiff", fehlt bei Hagedorn, Schiffstypen, und bei Vogel, Geschichte der deutschen Seeschiffahrt. Abgeleitet von niederdeutsch side = Küste?

1543/44 erwähnt. Das alte Seidenschiff war im Jahre 1546 ganz unbrauchbar. Der Herzog befahl daher, es abzubrechen und ein neues zu bauen, das aber nicht so tief gehen sollte wie das alte. Das Schiff lag in Labiau und sollte zur Fahrt nach Memel dienen. (E. M. 127 d, die Rechnung dieses Jahres fehlt.) Ein neuer Weichselkahn wird 1552 gebaut, der alte Weichselkahn wird gebessert, 1552 wird ein großes Boot gebaut. Das Seidenschiff ist wohl gemeint mit „Meines Herrn (des Herzogs) Schiff, das 1552 in Labiau liegt und nach Ragnit und Fischhausen fährt. Fischsauen, Boote und Kähne werden oft erwähnt. Eine neue Schmacke (Haffkahn) wurde 1560 in Memel erbaut, desgleichen eine neue Schmacke 1568. Die Rechnung von 1568 erwähnt eine neue Schmacke, die in Insterburg erbaut wird, die Beschaffung von Segeln für drei Kähne, zwei neue Boote, die in Insterburg erbaut werden, einen Weichselkahn, der gebessert wird.

Im Jahre 1597 finden Reparaturen statt an zwei großen Weichselkähnen, einer Fahrsau, einem Angelkahn, einem neuen Boot, an der Galeere, ferner Arbeiten, deren Zweck nicht feststellbar ist. Im ganzen wurden für den Schiffbau in diesem Jahre 1232 Mk. 57 Sch. ausgegeben.

Die Feststellung des Flottenpersonals ist nicht nur an sich von Bedeutung, sondern läßt auch Rückschlüsse zu auf den Bestand und die Verwendung der Schiffe. Die Ausgaberechnungen geben einen guten Einblick in den Personalbestand und die Bezahlung.

Die Rechnung von 1530/31 nennt als einzigen Schiffer den Weichselkahnführer Merten Groß (8 Mk.). Auf die Rechnung von 1531/32 ist schon im Zusammenhang mit den Flottenrüstungen eingegangen worden. Außer Merten Groß kommen daher die Leute von der Kriegsflotte vor. Schon genannt sind die beiden Hauptleute Adrian Flint und Dietrich Fries. Wie groß der übrige Personalbestand war, und die Namen der einzelnen Schiffer und Bootsleute waren nicht zu ermitteln. Schon aber begegnet Georg Rudloff mit 25 Mk. Gehalt, er wird jedoch noch nicht als Schiffer bezeichnet. Der Zeugschreiber Hans Hornung steht auch mit den Schiffen in Zusammenhang. Die Rechnung von 1532/33 ist für den Personalbestand unergiebig, abgesehen von dem Weichselkahnführer Merten Groß, der fortdauernd in den Rechnungen vorkommt und deshalb nicht weiter hervorgehoben zu werden braucht.

Sehr wichtig sind natürlich die Angaben aus den Jahren 1534—36. Auf sie ist bereits an anderer Stelle eingegangen worden. Was nur für Kriegszwecke vorübergehend an Schiffsvolk angeworben war, soll hier deshalb nicht mehr hervorgehoben werden, sondern der auch in den späteren Friedensjahren fortlebende Dauerbestand an Personal. Nur beiläufig zu nennen sind die beiden obersten Admirale, Pein und Sachs, die noch andere Posten versahen und ihr oberstes Admiralsamt nur beiläufig verwalteten. Über beide Männer ist bereits das Nötige ausgeführt worden. Im Jahre 1534/35 gibt es erstmalig (die Rechnung 1533/34 fehlt), eine besondere Rubrik Schiffer, die von der Rubrik der allgemeinen Schiffsnotdurft und Kriegswesen getrennt, also Teil des Besoldungsetats ist. Dabei erscheinen: Georg Rudloff, Admiralschiffer (100 Mk.), Lorenz Berschnick und Hans Zubringer, Schiffer, (je 25 Mk.). Der Weichselkahnführer Mertin Groß wird

mit diesen Schiffern nicht in einem Zuge genannt, sondern erscheint mit seinen 8 Mk. später unter den kleinen Bedienten.

Nicht unter diesen Schiffern, sondern unter der Rubrik: Notdurft und Ausfertigung der Schiffe, kommt vor Merten Lengenick, des Schiffers Georg Schriwein (Schiffsschreiber). Bemerkenswert, weil dieses Amt eine Zeitlang etatmäßig wird. Im Jahre 1536 werden Sachs, Rudloff, Zubringer und Groß mit dem erwähnten Einkommen aufgeführt, übrigens Sachs niemals unter den Schiffern. Für das Jahr 1537/38 kommen hinzu: Hans Botticher, Schiffer, 40 Mk., und Georg Meurer, Schreiber, 25 Mk. Seit 1539 erhalten die Schiffer Hans Zubringer und Peter Allert, dieser seit 1539 eingestellt, 35 Mk., Hans Bötticher 50 Mk., der Schreiber Georg Meurer weiterhin 25 Mk. Ferner aber gibt es einen mit 40 Mk. besoldeten Schiffer und Schiffbauer Heymo, und die Ausgaben für Schiffsbauten nennen noch einen Schiffbauer Meister Stefan. Ferner werden jetzt 2 Weichselkahnführer besoldet. Die Rechnung von 1540/41 nennt dazu noch den Hauptbootsmann Kleys Grube. Sehr wichtig ist die folgende Notiz dieser Rechnung: Reinhold Sachs und Schiffer Georg hätten 5 Puttcher (= Schiffsjungen) angenommen zur Bewachung der Schiffe, die jährlich 8 Mk. erhielten. Die Schiffe lagen also meist brach und brauchten Bewachung und Unterhaltung.

Seit 1541/42 fehlt der Name von Hans Sachs. Seit 1542/43 verschwinden Heymo (Heynno), Grube und Meurer, Schiffer, Hauptbootsmann und Schreiber, ferner sind nur noch 3 Puttcher vorhanden. Für 1543/44 erscheinen neben Rudloff nur noch 2 Schiffer, Hans Zubringer und Hans Bottcher, dazu ein neuer Schreiber Tonius mit nur 8 Mk. Gehalt, für 1544/45 sind nur 2 Puttcher vorhanden. Auch die Zahl der Weichselkahnführer vermindert sich wieder auf einen (seit 1544).

Nun fehlen die Rechnungen bis 1548. In diesem Jahre ist außer dem Schiffer Georg (100 Mk.), nur noch der Schiffer Hans Bottcher da (50 Mk.), ferner 1 Puttcher und 1 Weichselkahnführer. Zubringer ist unterdessen gestorben. Über ihn unterrichtet ein Schreiben seiner Witwe Magdalena vom 20. Januar 1546. In erster Ehe war diese mit dem Schiffer Jochim Jorden verheiratet, der den Feldzug nach Dänemark mitmachte und dort auf seinem Schiff von den eigenen Leuten erschossen wurde. Dann heiratete sie Zubringer, einen alten Mann, der kürzlich verunglückte, als etliche Schiffe zur Reparatur an Land gebracht worden waren.

Im Jahre 1549 tritt ein weiterer Rückgang ein. Schiffer Georg ist gestorben, er hat nur noch ein Quartalsgehalt bekommen. Ferner aber wird nun der letzte Puttcher entlassen. Es bleibt also nur der Schiffer Hans Bottcher (Butticher) und ein Weichselkahnführer. Im Jahre 1550 ist Michel Schrot als Nachfolger des Schiffers Georg eingestellt worden, er erhält 100 Mk., wird aber nicht mehr Admiral genannt, eine Bezeichnung, die übrigens auch bei Georg bisweilen fehlt, so in den Rechnungen von 1544/45 und 1548. Michael Schrot (Schreut, Schreit) beklagte sich im Jahre 1561, daß er nicht alle Bezüge des Schiffers Georg erhalten habe (E. M. 127 d). Im Jahre 1552 wird der gewiß schon alte und ausgediente Hans Butticher auf 20 Mk. Gehalt herabgesetzt, er untersteht, wie es scheint, damals dem Zeugmeister, ist also als Schiffer ausgeschieden. Es ist also nur Michael

Schrot und der Weichselkahnführer übriggeblieben. Hans Butticher kommt noch 1557 vor, 1559 nicht mehr (die betr. Blätter für 1558 fehlen).

Übergehen wir hier wieder die anderswo geschilderten Kriegsrüstungen von 1557, so bleibt es bis 1560 bei dem Schiffer Michael Schrot und dem einen Weichselkahnführer. Im Jahre 1561 kommt ein zweiter Weichselkahnführer hinzu. So bis 1564. Im Jahre 1565 ist Michael Schrot gestorben. Im Juni 1565 bewirbt Dietrich Köster sich um die Nachfolge. Er hat bereits vor etlichen Jahren das Schiff des Herzogs geführt. Köster hat die Stelle auch erhalten, ist aber schon 1568 gestorben. Darauf bewarb Augustin Seefeld sich um das Amt Kösters, doch wurde die Bewerbung abgelehnt (E. M. 127 d, 1568 Okt. 23). Seefeld ist aber trotzdem seit 1569 Schiffer gewesen, nur mit dem verminderten Gehalt von 40 Mk. So tief ist also die Stelle des ehemaligen Admirals der preußischen Flotte gesunken. Bei diesem Bestand, dem Schiffer und zwei Weichselkahnführern, bleibt es bis 1576. Mit 1577 tritt eine Änderung insofern ein, als der neue Schiffer Jeronimus nur noch 25 Mk. bekommt, das Ansehen der Stelle sinkt unaufhaltsam. Sein Nachfolger ist 1579 Jakob von Gauern, auch mit 25 Mk.; mit seinen Nebeneinnahmen sollte er allerdings 54 Mk. 48 Sch. haben.

Jakob von Gauern wird zuletzt 1581 genannt, doch wird bereits in diesem Jahre vermerkt, der bisherige Kahnführer Elias Stein (Steinicke) sei Schiffer geworden. Auch das ist ein Zeichen von der Degradierung des Amtes, daß ein gewöhnlicher Kahnführer, der immer noch wie früher nur 8 Mk. Gehalt bezog, nun zum Schiffer aufrückte, der ehemals den Posten des Admirals bekleidet hatte. Die Zahl der Kahnführer steigt 1582 auf 3, 1585 vorübergehend, desgleichen 1593—99 auf 4, (nicht alle Jahresrechnungen sind erhalten), 1600—05 sind es wieder 3 Kahnführer. Elias Steinicke bleibt bis 1600, dann tritt Peter Mandt (Mahn, Mannet) an seine Stelle, der 1605 stirbt.

Die Entwicklung des Personalbestandes der Flotte bestätigt also das Bild, das man auch aus anderen Richtungen kennt: die ständige Flotte ist seit 1540 verfallen. Aber dieses Bild ist doch nicht ganz richtig, wenn man die großen Flottenrüstungen der Jahre 1557, 1577 und 1601 ganz außer Betracht läßt. Das waren gewiß nur einzelne, schnelle Impulse, aber daß sie möglich waren, das beweist doch, daß die Seeinteressen in Preußen nur schliefen und eine Gelegenheit brauchten, um zu erwachen. Der Staat war arm, von der See her nicht bedroht, wenn man eben von den besonderen Anlässen absieht. Weshalb sollte er sich in so große Unkosten stürzen, wie sie eine Flottenrüstung auch damals mit sich brachte?

Ein zweiter Lichtblick ist es, daß die Zahl der Kahnführer, der Leute also, die auf den Binnengewässern den Verkehr der kleinen landesherrlichen Schiffe besorgten, nach zeitweiligem Sinken wieder gestiegen ist. Auch über diese kleinen Schiffe müssen deshalb hier ein paar Worte gesagt werden.

In der zwanzigjährigen Ruhepause war die preußische Kriegsflotte gänzlich zerfallen. Als die Krise des Jahres 1556 heraufzog, war der Herzog zur See ungerüstet. Zwar hatte auch der Gegner, der Deutsche Orden in Livland, keine nennenswerte Flotte, ein Angriff auf Preußen war nicht zu befürchten, aber Albrecht erkannte die Notwendigkeit, den Gegner

von der Verbindung mit dem Reiche abzuschneiden und damit von seiner wesentlichsten Kraftquelle. Deshalb beauftragte er bereits am 4. Juli 1556 seinen Gesandten Ahasverus von Brandt, er möge den König von Polen dazu veranlassen, bei den Danzigern die Ausrüstung von 5—6 Schiffen zu bewirken. Diese Schiffe sollten dem Gegner zur See Abbruch tun oder ihn wenigstens schrecken.

Die Absicht, die Danziger einzuspannen, die ja auch 1534/35 bemerkt wurde, hatte keinen Erfolg, wurde aber 1556 und 1557 mehrfach wiederholt. Im Grunde war das Interesse Danzigs an dem livländischen Streit nur gering, der Handel der Stadt konnte unter der Einmischung nur leiden, daher hat Danzig sich mit Erfolg den aus Königsberg über Warschau kommenden Anregungen widersetzt. Zunächst wurde die Sache verschoben. Brandt mußte am 15. September 1556 berichten, man halte es für zu spät, jetzt noch Schiffe auszurichten, denn mehr als drei Wochen könnten sie doch nicht auf der See sein, und im Winter sei ein Krieg überhaupt nur schwer zu führen. Albrecht ließ jedoch nicht nach und wurde im Dezember wieder vorstellig. Die Schiffe und Bootsleute seien am besten in Danzig und Elbing zu bekommen, (also hatte er selbst keine). Sigismund August, wohl durch die Danziger unterrichtet, wies jedoch darauf hin, daß Albrecht unter seinen Kriegsleuten einen guten Seemann habe, einen gewissen Jorge Schram. Der König wollte den Herzog damit wohl veranlassen, erst einmal selbst etwas kräftigere Anstrengungen zu machen[81]).

Auf die Vorstellungen des Herzogs befahl der König den Danzigern, 4 Schiffe zu stellen. Herzog Albrecht aber plante damals die Aufstellung von 17 Schiffen unter den Admiralen Karl von Gellern und Johann von Arent. Auch dabei war den Danzigern der Löwenanteil zugedacht. Am 5. April 1557 befahl der König, alle im Danziger Hafen liegenden Schiffe zurückzuhalten, um sie zum Kriege gegen Livland zu verwenden. Die Zufuhr nach den livländischen und Livland freundlichen Häfen wurde verboten. Dieses Verbot wurde zwar am 15. April gemildert, doch sollte Danzig nunmehr 15 Schiffe bereithalten. Dabei ist es dann geblieben, doch ist es zum Einsatz der Danziger Schiffe nicht gekommen, da Danzig durch geschickte Verhandlungen am polnischen Hofe diese Verfügungen hinzuhalten und zu durchkreuzen verstand.

Herzog Albrecht war also gezwungen, zur Selbsthilfe zu schreiten. Jorge Schram wurde tatsächlich in Preußen ermittelt, auch ein weiterer Seemann, Hans Friß aus Bremen. Neben anderen Plänen zur Blockade Livlands, die sich hauptsächlich gegen die Zufuhr aus Lübeck richteten, brachte der Herzog in seinem Auftrag an Brandt vom 30. Dezember 1556 auch den Vorschlag, in Danzig, Elbing und auch im Herzogtum Preußen die Bürger aufzufordern, „auf freien Raub dem Kriegsbrauch nach" auszugehen. In diesem Vorschlag liegt, wie Bodniak bemerkt, der Ursprung der preußischen

---

81) Über diese Verhandlungen unterrichtet gut der Aufsatz von St. Bodniak, „Pierwsi strażnicy morza", in „Księga pamiątkowa ku czi prof. dra W. Sobieskiego", Krakau 1932, S. 13—52. Wegen der verschiedenen anderen Aufsätze zitiert: Bodniak, Sobieski. Über die Verhandlungen von 1556/57: S. 14 ff. Dazu: Die Berichte und Briefe des Rats (etc.) Asverus v. Brandt, Hrsg. A. Bezzenberger. S. 545, 620, 624, 628 f.

und auch der polnischen Freibeuterei, mit der man es in den folgenden Jahren zu tun hat[82]).

Die Ansicht, als habe es sich bei der Flotte des Jahres 1557 um eine polnische Flotte gehandelt, hat Bodniak für die polnische Wissenschaft widerlegt. Für die deutsche Wissenschaft war dabei nichts zu widerlegen, denn die Tatsache jener preußischen Flotte stand fest; hatte doch bereits Friedrich Samuel Bock in seiner Lebensgeschichte des Herzogs Albrecht den Tatbestand richtig dargestellt. Er berichtet, daß im April 1557 eine Flotte von drei Schiffen ausgerüstet wurde und Thomas von Eldingen als Admiral vereidigt worden sei. Bock macht auch Angaben über den Arbeitslohn für ein Schiff von 60—70 Last. Bei einem Arbeitslohn von 10 Wochen sollten 1 Meister und 6 Gesellen 198 Mk. erhalten, bei reichlichem Überschlag[83]).

Dieser Kostenanschlag für ein Schiff gehört zu den verschiedenen Kostenanschlägen, die Herzog Albrecht zur Ausrüstung einer Flotte gemacht hat. Was davon im Jahre 1557 verwirklicht worden ist, darüber geben die Rechnungen die beste Auskunft, wenn auch sie freilich nicht alles erhellen. Die Rechnung nennt für drei Schiffe, die seewärts gebessert werden sollten, die Summe von 383 Mk. 7 Sch. Namentlich genannt wird das Schiff „Falke", und neu gebaut wurde danach überhaupt kein Schiff. Wo der Herzog die Schiffe her bekam, ist nicht sicher, kaum aber sind es Reste der alten Flotte, wahrscheinlich zum Krieg neu hergerichtete Kaufmannsschiffe. Eldingen erhielt monatlich 150 Taler, und zwar vom 15. März bis 26. September, also 6½ Monate, 975 Taler. Von dem Schiffsvolk wird gesagt, daß es für 17 Wochen und dann wieder für 11 Wochen, also zusammen 28 Wochen, gleich 6½ Monate, Wartgeld erhalten habe, und zwar 2850 Mk. Namentlich genannt werden Hans Pappichen, oberster Büchsenmeister auf den Schiffen, ferner 5 Steuerleute. Wieviele Schiffsausgaben noch in den allgemeinen Kriegsrechnungen stecken, ist nicht genau anzugeben, doch ist mit den obigen Summen die Schiffsausrüstung sicher nicht erschöpft[84]).

Der Zweck der Blockade wird in dem Seepaß, der Thomas von Eldingen erteilt wurde, klar umrissen. Nachdem der Meister von Livland den freien Paß von Livland nach Preußen verhindert habe, sei der Herzog gezwungen, dasselbe zu tun. Der Admiral soll daher den Schiffsverkehr von und nach Livland ganz verhindern, die Schiffe, die dorthin fahren wollen, zurücktreiben, und wenn sie mit Gewalt durchbrechen wollen, in die „Königsbergische Habung" einbringen, aber nichts daraus entnehmen. Derselbe Zweck der Blockade wurde auch in dem Seepaß dargelegt, den König Sigismund August von Herzog Albrecht zu geben gebeten wurde. Es könnte zu Irrtümern führen, wenn der König darin erklärt: ..... Thomam ab Eldingen pro Amiraldo sive navium supremo Praefecto ad tres naves nostras constituimus ..., denn Eldingen war ja preußischer Admiral, und die Schiffe

[82]) Bodniak, Sobieski, S. 18 f. S. 24 f. Simson, Gesch. Danzigs, II S. 138 f. Simson, Inventar, Nr. 3062, 3072, 3073, 3102, 3117. Brandt, S. 639 ff.

[83]) Bock, Grundriß von dem merkwürdigen Leben des (etc.) Herrn Albrecht des Älteren (etc.). (Königsberg 1745) S. 393. — Über das Aufgebot von 1535 sagt Bock (S. 349 f.) nicht ganz zutreffend, Herzog Albrecht habe eine Flotte von 12 Schiffen ausgerüstet.

[84]) Rechnung von 1557 Bl. 221, Bl. 343 ff.

waren preußische Schiffe. Aber wegen des Ansehens, das Polen genoß, und um den König auf die Aktion gegen Livland festzulegen, schien es dem Herzog ratsam, den eigenen Seebrief durch einen des Königs zu ergänzen[85]).

Von der Größe der Rüstung erhält man einen Begriff auch durch eine Aufstellung vom 11. April 1557, betr. den Proviant für die drei Schiffe. Vergleichen wir nur das, wie 1535, zuerst genannte, hauptsächlichste Lebensmittel, das Bier, so sind für das größte Schiff 300 Faß vorgesehen, für das mittelste Schiff 100 Faß, und für das kleinste Schiff nur 50 Faß[86]). (Ostfol. 800, hinter Bl. 465).

Ein Wort über die Persönlichkeit des Admirals Thomas von Eldingen. Er war im Seekrieg nicht unerfahren. Vom 21. September 1543 liegt eine Bestallung vor, die ihm von dem kaiserlichen Statthalter in Friesland erteilt wurde. Danach wurde Eldingen als Hauptmann und oberster Befehlshaber des Statthalters angenommen und sollte mit seinen Kriegern zu Wasser und zu Lande gegen alle Feinde kämpfen. Diese Stelle spricht dafür, daß er bereits Seeerfahrung haben mußte. In Preußen befindet Eldingen sich bereits im Jahre 1551. Am 5. März 1551 bestallt der Herzog ihn und zwei andere Kriegshauptleute für 1 Jahr. Jeder soll ein Fähnlein Kriegsknechte dem Herzog zuführen und 200 Mk. erhalten. Als Admiral wurde er am 4. April 1557 vereidigt. Er verpflichtete sich, gemäß dem Seepaß, dem Artikelbrief und der Bestallung mit seinen Kriegs- und Schiffsleuten zu Wasser und zu Lande zu dienen, übernahm also dieselben Verpflichtungen wie bei der Bestallung in Friesland, die offenbar als Vorlage für die Bestallung in Preußen gedient hat[87]).

Die Schiffe des Jahres 1557 waren, vielleicht mit Ausnahme des kleinsten, nicht Eigentum des Herzogs, sondern nur gemietet. Ein Christoph Schultz und Genossen klagen darüber, der Herzog habe ihr Schiff, den Hahn, mit allem Zubehör zunächst für einen Monat gemietet, dann aber als Kriegsschiff ausrüsten lassen und gebrauche es nun schon 7 Wochen, ohne daß es in See gegangen sei. Im frischen Wasser verderbe das Tauwerk, und sie hätten großen Ausfall. Es handelt sich anscheinend um dasselbe Schiff, um dessenwillen Christoph Schultz und Genossen auch im Februar 1558 (?) vorstellig werden. Die Ausrüstung zu Kriegszwecken habe Ausfall und Schaden ver-

---

85) Seebrief des Herzogs in Ostfol. 801, Bl. 76, f., o. D. Seebrief des Königs: Ostfol. 801 Bl. 92 f.

86) Ostfol. 800, hinter Bl. 465.

87) 1543: Abschrift in Ostfol. 800 Bl. 323. Bestallung von 1551: Ostfol. 918 Bl. 176 f. Admiralseid: Ostfol. 800 Bl. 464. Ostfol. 801 Bl. 102. Die Artikelbriefe in Ostfol. 801 Bl. 78—83 und Bl. 85—92. Dieses ist, nach der darin vorkommenden Handschrift zu schließen, die Fassung von 1557. Eine kürzere Fassung der Kriegsartikel für die Schiffe in Ostfol. 801 Bl. 95—98. Auch diese Artikel sind von Herzog Albrecht ausgestellt. Etwa 1535? Die Artikel enthalten die einzelnen Pflichten der Schiffsleute und die für Vergehen festgesetzten Strafen. Mit 1565 ist datiert ein „Memorial und kurzer Bericht etzlicher gemeiner Artikel einer Schiffsordnung", in 20 Artikeln, die von den obigen Fassungen in Einzelheiten wieder abweichen. Eine Untersuchung darüber, wie diese Artikel sich der Entstehung nach zueinander verhalten und auf welche Quellen sie zurückgehen, muß für später vorbehalten werden. (Ostfol. 800 Bl. 507 f.) Da Eldingen aus kaiserlichen Diensten kam, hat bei seiner Bestallung in mehr als einer Hinsicht das kaiserliche Vorbild mitgesprochen. Vermutlich durch Eldingen vermittelt ist eine Notiz (Ostfol. 801 Bl. 26) über die Kriegsbräuche auf kaiserlichen Schiffen, wonach ein Hauptmann dort 100 kaiserliche Gulden erhielt. Wurde ein Schiff erobert, so gehörte dem Hauptmann das Gut des besiegten Hauptmanns, desgl. dem Schiffer, den Kriegsknechten und den Bootsleuten, das Gut der feindlichen Schiffer, Bootsleute und Kriegsknechte.

ursacht. Sie bitten, das Schiff zu Handelszwecken freizugeben, während sie es in ihrer ersten Bittschrift dem Herzog zum Kaufe angeboten hatten[88]).

Die Rechnung von 1558 weist keine größeren Ausgaben für Schiffe auf. Eldingen und seine Leute sind entlassen. Doch wird der Schiffer Michel Schrot nach Memel geschickt, um ein neues Schiff zu bauen. Für Schiffbau werden im ganzen 370 Mk. ausgegeben. Ist dieses schon das Seeschiff, das im Jahre 1560 fertig wird? Im Jahre 1560 werden 392 Mk. für Schiffbau ausgegeben, darunter auch für eine neue Schmacke. Für das große Schiff werden 20 Rollen Leinwand gebraucht, Kosten 110 Mk. Herzog Albrecht hatte nach den Erfahrungen von 1557 eingesehen, daß er mindestens ein großes Schiff zur ständigen Verfügung brauchte, und daß er es in ruhigen Zeiten auch für Handelsfahrten mit Nutzen verwenden konnte[89]).

Dazu kam der Vorteil, daß auch die Schiffbauindustrie in Preußen gefördert wurde. Am 12. Mai 1561 erhielt Horatius Curio vom Herzog den Auftrag, wegen des Baues von Schiffen für Preußen in Venedig Unterhandlungen zu führen[90]). Ein gebrauchsfertiges Schiff von 200 Last sollte 8000 polnische Gulden kosten. Diese Schiffe wurden, wie es scheint, nicht gebaut. Dagegen wurden im Jahre 1563 von Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg tatsächlich zwei Kriegsschiffe in Auftrag gegeben und in Memel hergestellt. Der Bau dauerte drei Jahre, und erst 1567 wurden die Schiffe dem Auftraggeber zugestellt. Die Schiffe hießen Greif und Ochsenkopf, der Greif hatte etwa 300 Last[91]).

Das Schiff des Herzogs (Name?) wurde bereits 1561 zur Frachtfahrt verwandt. Wir kennen die Namen der Schiffsleute, die Größe der Heuer, und wir wissen auch, wohin die Schiffe fuhren. Neben der Heranschaffung von Kalk aus Gotland (1561) wird besonders die Fahrt nach Lissabon betrieben, und zwar ist das Schiff unterwegs in den Jahren 1561, 1562, 1563, 1565. Im Jahre 1564 ist das Schiff nicht ausgefahren, desgleichen nicht 1566. Anscheinend ist das Schiff bereits 1565 verkauft worden. In der Einnahme dieses Jahres wird vermerkt: 1920 Mk. für das verkaufte Schiff, wovon in diesem Jahre aber erst 330 Mk. bezahlt wurden. Im Jahre 1566 erhält der Schiffer Kersten Brandt 140 Mk. von seinem 1/6 Part (1/16?), wegen des verkauften Schiffes, er war daran also beteiligt. Ferner erhält Brandt noch nachträglich 70 Mk., weil das Schiff 1564 stillgelegen hatte. Nach der Ausgabe von 1561 war der Schiffer Dirck Köstern an dem Schiff mit 1/16 beteiligt, er hat es in diesem Jahre geführt[92]).

Mit dem Verkauf seines Schiffes im Jahre 1565 hatte der Herzog schon vor dem völligen Schiffbruch seiner Innen- und Außenpolitik im Jahre 1566 sich eines wichtigen Mittels der Machtpolitik entledigt. Mag sein, daß er damals seinem Schwiegersohn, dem Herzog von Mecklenburg, der eben

---

88) Schultz und Gen.: E. M. 127 a (o. D.) und E. M. 83 b (o. D. 1558 Febr.?).

89) Rechnung 1558 S. 237. 1560 Bl. 252v.

90) Curio: HBA/G. Ehrenberg S. 195; ferner Curio in HBA/B 4 vom 4. IV. 1561 und 28. V. 1561, sowie 1560 (?) o. D.

91) Koppmann in Hans. Gesch. Bl., Jg. 1885, S. 136 f. E. Baasch, Beiträge z. Gesch. d. deutschen Schiffsbaues und der Schiffbaupolitik. (1899) S. 213. Das Personal der herzoglichen Werft in Memel war zum Teil aus Hamburg und Holland beschafft worden.

92) Ausgabe 1566 Bl. 282. Einnahme 1565 Bl. 41. Über den Anteil Dirck Kösters: Ausgabe 1561 Bl. 273.

selbst eine Flotte im Bau hatte, die Aufgaben zur See überließ, so wie er den Mecklenburgern die preußischen Stellungen in Livland eingeräumt hatte, mag sein, daß nur finanzielle Erwägungen bei dem Verkauf des Schiffes mitsprachen.

Die kriegerischen Verwicklungen um Livland nach 1557 gingen Preußen, wegen der Verbindung mit Mecklenburg und Livland, nahe an, auch zur See hat die preußische Kriegsflagge sich damals gezeigt. Ehe hierauf eingegangen wird, sei an Hand der Ausgaberechnung von 1563, die besonders ergiebig ist, die Frachtfahrt nach Portugal etwas veranschaulicht.

Die erste Heuer im Betrage von 147 Mk. 50 Sch. wurde in Königsberg ausgegeben, davon hatte der Schiffer für sein 1/16 Anteil 9 Mk. 14 Sch. zu tragen. Auf den Herzog entfielen also 138 Mk. 35 Sch. Die zweite Heuer wurde in Lissabon bezahlt, die dritte nach der Rückkehr in Königsberg, (je 144 Mk. 53 Sch.). Ferner erhielt der Schiffer noch im Voraus 177 Mk. 22 Sch. Die Gesamtausrüstung wurde mit 513 Mk. 17 Sch. veranschlagt. Darunter befanden sich die Unkosten für 40 Last Weizen, im Betrage von 32 Mk. 40 Sch., sie gingen ganz auf Kosten des Herzogs. Von dem Rest, nämlich 480 Mk. 37 Sch., hatte der Schiffer 1/16 zu tragen, also genau 30 Mk. 2 Sch. 2 D., die abgezogen werden mußten; ferner wurden die vom Herzog gelieferten Lebensmittel mit 167 Mk. 17 Sch. berechnet. Diese beiden Beträge von den 513 Mk. 17 Sch. abgezogen, blieben 315 Mk. 57 Sch. 4 D., die vom Herzog bar zu zahlen waren. Außer den 138 Mk. Heuer kam also die obengenannte Summe von 177 Mk. Unkosten. In Lissabon mußten für Traggeld, Meßgeld u. a. 246 Mk. 3 Sch. gezahlt werden (von der Last 3 Dukaten 14½ Stufer, macht 125 Dukaten, 2 Stufer). Zoll u. a. Unkosten machten 26 Mk. 57 Sch. aus, dazu kamen noch besondere Unkosten für das Schiffsvolk und die Zehrung in Lissabon, Abgaben am Sund und Ausgabe auf der Rückkehr in Königsberg. Außer den obengenannten 315 Mk. 57 Sch. wurden noch 828 Mk. 36 Sch. ausgegeben, also für die ganze Schiffsausrüstung 1144 Mk. 33 Sch., ohne die Unkosten des Schiffers, der 1/16 Transportkosten zu tragen hatte. Man weiß nicht, welche Waren der Schiffer selbst oder im Auftrage dritter Personen geladen hatte, so daß also bei den Gesamtkosten ein Unsicherheitsfaktor bleibt. Heimgebracht wurde von Lissabon Salz.

In die Zeit der neuen Seepolitik nach 1557 fällt auch ein Versuch, die Handelsbeziehungen zu den westeuropäischen Staaten und besonders Frankreich wieder zu beleben und zu erweitern. Vermittler war dabei der französische Gesandte am dänischen Hofe, Charles Danzay. Wieder zeigt sich dabei die Bedeutung Kopenhagens für die preußischen überseeischen Unternehmungen. Durch Vermittlung Danzays erteilte König Karl IX. am 14. April 1561 dem Herzog ein Privileg, das ihm für 5 Jahre das ausschließliche Recht gab zur Einfuhr von Asche nach Frankreich aus den nördlichen Ländern. Als Beauftragter des Herzogs erscheint in diesem Privileg der Franzose Antoine Maillet. Maillet war der eigentliche Träger des ganzen Unternehmens, er hat sich der Vermittlung Danzays sowohl in Frankreich wie in Preußen bedient, um das Geschäft zustande zu bringen. Auch Danzay war dabei nicht uneigennützig. Maillet erhielt am 11. Juni 1562

von Albrecht eine Bestallung als herzoglicher „Faktor". Er durfte in preußischen Wäldern Asche brennen und hierzu, da es auf eine neue Art geschehen sollte, auch Leute aus Frankreich mitbringen. Die Asche sollte nach Frankreich zur Herstellung von Seife verschifft werden. Er erhielt ein Fünftel des Gewinns. Das Geschäft wurde auch sogleich aufgenommen, aber durch den englisch-französischen Krieg gestört. Aber auch die Königin Elisabeth von England gab Maillet ein Privileg zum Anlaufen der englischen Häfen bei seiner Fahrt aus Preußen nach Frankreich, und König Karl IX. gestattete am 12. April 1563 den preußischen Kaufleuten dieselben Freiheiten wie anderen befreundeten Nationen. Das Geschäft mit Asche erwies sich jedoch bald als Verlustgeschäft. Es wurde im Jahre 1565 von Preußen abgebrochen. Die Verrechnung mit Maillet machte zwar Schwierigkeiten, doch ließ die preußische Regierung sich auf ein weiteres Risiko nicht ein. Übrigens war für den Handel wie für den Transport Maillet verantwortlich. Eigene Schiffe des Herzogs scheinen dabei nicht verwandt worden zu sein[93]).

Wie zu England und Frankreich, so wurden auch zu Spanien direkte Schiffahrtsverbindungen unterhalten Am 8. April 1561 (Ostfol. 56 S. 347) wandte Herzog Albrecht sich an den König von Spanien mit der Bitte, ein preußisches Schiff freizugeben, das in Spanien für Kriegszwecke beschlagnahmt worden sei. Der Herzog brauche es jetzt selbst zur Verteidigung seines Landes und zum Kampfe gegen Moskau. Mag sein, daß in diesem Augenblick der Grund des Kampfes gegen Moskau nur Vorwand war, um überhaupt das Schiff freizubekommen, so sieht man doch, daß der Gedanke an kriegerische Verwickelungen zur See damals in der Luft lag und auch im Ausland als glaubhaft erscheinen mußte. Das geraubte Schiff (es hieß „Gideon", der Schiffer hieß „Marcus Offa") war keines der dem Herzog gehörigen Schiffe. Dieser hätte das sonst besonders hervorgehoben. Gesagt wird nur, daß preußische Untertanen sich über die Wegnahme des Schiffes beklagt hätten.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich im Jahre 1590 (HBA/G, Konzepte 1592). Ein Schiff von 300 Last, das Königsberger und Danziger Kaufleuten gehörte, wurde mit Getreide nach Italien geschickt und auf der Rückkehr, als es in Spanien Salz laden wollte, beschlagnahmt und für den Krieg gegen England verwandt, wobei es unterging. Wenn dieses Schiff auch ein privates Handelsschiff war, so zeigt diese Notiz doch, daß es ein großes, kriegstüchtiges Schiff gewesen ist, das im Falle einer preußischen Flottenrüstung wohl hätte Verwendung finden können. Interessant ist es auch, daß dieses Schiff in das Mittelmeer gefahren ist, was von Preußen aus im 16. Jahrhundert nicht gerade häufig geschah, während für die Fahrten nach der iberischen Halbinsel, namentlich nach Portugal, zahlreichere Quellen vorliegen.

Im Vergleich mit der weit ausgreifenden Handelsschiffahrt ist die Kriegsrüstung zur See nur von geringer Bedeutung, so sehr die Zeit für

---

93) Über diesen Handel vgl. den alten, lange nicht erschöpfenden Aufsatz von Faber, Handelsverbindung zwischen Preußen und Frankreich in den Jahren 1561 bis 1565 (Beiträge zur Kunde Preußens, Bd. II (1819) S. 62—67). Ferner die Akten: HBA/G. und die Urkunden Sch. LXI Nr. 6—9. Über Danzay: H. Hauser in „La Pologne et la Baltique" Paris 1931 S. 13—33. (Literatur.) S. 25 ff. über den Handel Frankreichs im Baltikum.

Unternehmungen dieser Art geeignet zu sein schien. Mit dem russischen Überfall auf Livland im Jahre 1558 begann der nordische Krieg, der erst 1582 durch den Verzicht Rußlands zugunsten von Polen ein vorläufiges Ende fand. Vier Bewerber traten in Livland auf: Rußland, Polen, Schweden und Dänemark, dazu kam das Reich, das den Orden in Livland zwar nicht militärisch, aber diplomatisch unterstützte, ferner Mecklenburg und mit ihm Preußen, die in Riga ihre Interessen zu verteidigen hatten, und Lübeck, das am Handel nach Livland von altersher interessiert war. Der Kaiser, Lübeck und auch Mecklenburg-Preußen waren in Livland in der Verteidigungsstellung, sie hatten an Livland bereits vor 1558 Anteil, wenn auch keineswegs dieselben Interessen. Die vier großen Ostseestaaten aber suchten von der livländischen Beute an sich zu bringen, was sie konnten. Livland hatte für die Herrschaft an der Ostsee zentrale Bedeutung. Ohne Flotte war Livland nicht zu beherrschen. Daher mußten neben Schweden und Dänemark, den alten Seefahrernationen, auch die bisher rein kontinentalen Mächte, Polen und Rußland, für eine Flotte sorgen. Rußland stieß sich in Narwa ein Fenster zur Ostsee auf. Die Narwafahrt wurde für zwei Jahrzehnte die große Frage des Ostseehandels[94]).

Auf die Entwicklung der nordischen Frage und die Narwafahrt kann hier nicht näher eingegangen werden. Diese Dinge interessieren hier nur in Bezug auf die preußische Flotte, und in dieser Hinsicht war ihr Einfluß gering. Herzog Albrecht hatte selbst weitgehend auf Livland verzichtet. Er wurde aber nicht müde, Sigismund August für eine Neuordnung in Livland zu gewinnen, und hat damit auch Erfolg gehabt. Er hat also auch die polnische Sache zur See unterstützt. Die Freibeuter, die gegen Rußland und gegen Schweden im Auftrag Polens ihr Handwerk trieben, hat er unterstützt. Für Preußen, Livland, Polen und Rußland erschöpfte der Seekrieg sich in Kaperei. Bereits erwähnt wurde, daß Herzog Albrecht der geistige Vater der Kaperei gewesen ist. Zuerst wurde sie von Livland im Jahre 1558 in die Tat umgesetzt. König Sigismund August verbot 1560 die Kaperei und stellte selbst Briefe für Kaperer aus. Diese polnischen Freibeuter waren durchweg Deutsche, und erst 1562/63 tritt ein Pole, Wąsowicz, ihnen zur Seite. Herzog Albrecht hat diese Kaperei gerne gesehen und ihr die preußischen Häfen geöffnet. Als die Freibeuter im Jahre 1563 zwei schwedische Schiffe erbeutet hatten und die Ware in Königsberg verkaufen wollten, hat der Herzog es, entgegen den Bitten Danzigs, auf Wunsch des Königs gestattet.

Danzig hatte gegenüber der Freibeuterei nur Handelsinteressen, und ebenso verhielt sich Königsberg. Als im Jahre 1563 Herzog Albrecht einen Freibeuter, Jakob Wilcke, aussenden wollte, baten die Städte Königsberg, man möchte Wilcke von seinem Vorhaben abhalten. Er sei ein roher Mensch und könnte auch befreundete Schiffe anhalten. Wilcke sei übrigens nicht Königsberger Bürger. Trotzdem ist er mit seinem in Königsberg ausgerüsteten

---

[94]) Über die Politik des Herzogs Albrecht in der livländischen Krise nach 1558 vgl. meine Ausführungen in Preußen und Rußland, S. 116 ff. Zur polnischen Kaperei: Bodniak, Sobieski, S. 28 ff. Über die geraubten schwedischen Schiffe von 1563: S. 45 ff. Dazu: StA. Danzig, 300/153/577.

Schiff in See gegangen. Seine Frau, die in Königsberg wohnte, erhielt im Jahre 1564 vom Herzog eine Unterstützung, ebenso die Frauen von zwei Matrosen, die mit Wilcke auf See waren. (E. M. 127 a, 1563 Juli 3, 1564 März 15.)

In dem siebenjährigen nordischen Kriege, der im Jahre 1563 zwischen Dänemark und Schweden ausbrach, hat Preußen sich wieder auf die Seite Dänemarks gestellt. Zu dieser Stellungnahme trug nicht allein das gute Verhältnis zu Dänemark bei, Preußen blieb mit seinen dänischen Sympathien nicht allein, sondern Lübeck, Mecklenburg, Pommern, und nicht zuletzt Polen standen in derselben Front. Polen war der einzige Gewinner, denn Schwedens Interessen in Livland wurden zunächst sehr beschnitten. Aktiv hat Preußen in den dänisch-schwedischen Seekrieg nicht eingegriffen, wohl aber wurden Maßnahmen zum Schutze der preußischen Küste gegen schwedische Überfälle getroffen. Die Städte Königsberg beklagten sich im Juni 1564 darüber, daß sie im vergangenen Jahre zwei Boote hätten stellen müssen. Als sie aber Geschütz, Pulver, Proviant u. an. forderten, da blieben die Schiffe in Königsberg liegen und gelangten überhaupt nicht in das Pillauer Tief, das sie schützen sollten. Die Schiffsausrüstung war den Königsbergern unbequem. Sie meinten, wenn man die Tonnen aufhebe, dann sei die Einfahrt in das Tief mit großer Gefahr verbunden. In der Tat wird über den schlechten Zustand des Tiefs das ganze 16. Jahrhundert hindurch geklagt, und die Arbeiten zur Behebung der Mißstände fanden kein Ende. Außerdem wollten die Königsberger das Tief lieber durch aufgestellte Strandgeschütze sichern. Der Herzog und seine Regierung waren mit diesen Vorschlägen nicht einverstanden und verlangten in der Antwort vom 9. Juni 1564 wieder die Ausrichtung etlicher Schiffe. Auch das eigene Schiff des Herzogs durfte nicht ausfahren[95]).

Für die Schwäche Polens zur See gibt es kein besseres Zeugnis als einen Brief des Königs Sigismund August an Herzog Albrecht vom 8. April 1563 (HBA/B 1.) Auf die Hinweise des Preußenherzogs, wie man der schwedischen Gefahr in Livland und an der Ostsee überhaupt begegnen müsse, erwidert der Polenkönig, zu Lande sei er keinem Feinde unterlegen. „De navali difficilior explicatio est, quod ipsa Illustritas vestra non ignoret, populos nostros non modo belli, sed ne ullam quidem fortunam suam navibus unquam tentavisse“. Die Danziger Schiffe aber seien nicht kriegstüchtig. So habe er sich, auf den Rat Albrechts, an die Herzöge von Pommern und Mecklenburg sowie an die Stadt Lübeck gewandt. Man sieht, wie völlig Polen zur See auf die Hilfe von deutscher Seite, einschließlich der westpreußischen Stadt Danzig, angewiesen war. Auch Herzog Albrecht wird zur Hilfe aufgefordert und soll sich auch noch bei Holstein um Hilfe bemühen[96]).

Einen Einblick in den trümmerhaften Zustand der ehemaligen preußischen Flotte gewährt das Inventar des Kriegsmaterials vom Jahre 1560. Dort

---

[95]) E. M. 127 e, Reparierung und Vertiefung des Pillauschen Seehafens. In einem Schreiben an die Städte Königsberg vom 19. April 1564 (E. M. 83 b), befahl der Herzog, die in Preußen gebauten seetüchtigen Schiffe zurückzuhalten, zog jedoch in Erwägung, sich auf die 6 besten Schiffe zu beschränken.

[96]) Dazu: Szelągowski, Der Kampf um die Ostsee, S. 58.

werden noch 2 große eiserne Stücke und 4 große Steinbüchsen aufgezählt, sowie eine größere Anzahl von Schlangen, Serpentinen und anderer Geschütze, (ein Teil davon verkauft und abgegeben). Diese Geschütze standen für die Ausrüstung von Kriegsschiffen zur ständigen Verfügung. Ferner aber hatte man Kessel und anderes Inventar, z. T. noch im Gebrauch, 6 große und 5 kleine Anker waren noch vorhanden, (davon 2 nach Grobin abgegeben). Besonders interessant sind die Angaben über Takelwerk und Taue, darunter: „1 uffstehende wandt von der Lübischen berck", „1 uffstehende wandt von des graffen bergk", „1 uffstehende wandt des sperwer". Hier kehren noch einmal die alten Schiffsnamen von 1536 wieder. Schiffe werden in dem Inventar nicht genannt. Sicher war keines der kleineren, noch im Besitz des Herzogs befindlichen Schiffe kriegstüchtig[97]).

Das folgende Jahrzehnt ist für die Flotte eine tote Zeit. Außenpolitisch hatte Preußen zunächst abgedankt, der alte Herzog war seit 1566 durch seine Stände und eine polnische Kommission entmündigt, er starb 1568, und sein unmündiger, später geisteskranker Sohn Albrecht Friedrich war von den Ständen abhängig. Die Seebeuterei in der Ostsee nahm ihren Fortgang, befreundete Seeräuber fanden in Preußen Schutz, feindliche wurden festgenommen, Preußen selbst aber hat sich nicht mehr auf die See hinausgewagt. Die Ausgaben für Schiffsbauten und für Schiffer nehmen ab. Einen neuen Impuls erhielt die preußische Politik durch die Königswahlen nach 1572. Die Aussicht, bei der Verteilung der polnischen Krone mitsprechen zu können, war für die preußische Regierung zu verlockend. Ein gewisses persönliches und auch reales Interesse verband die herzogliche Familie und die Regenten mit der habsburgischen Partei, mehr noch mit den westpreußischen Ständen und besonders der Stadt Danzig, die derselben Richtung anhingen und auf diese Weise ihre seit der Lubliner Union von 1569 bedrohte Freiheit zu retten suchten. Alles war jedoch vergeblich, denn 1573 siegte Heinrich von Valois, 1575 Stefan Bathory. Das Herzogtum Preußen unterwarf sich zeitig dem Sieger im Frühjahr 1576, Danzig trotzte. Daraus entspann sich ein Krieg zwischen Danzig und Polen, der auch das Herzogtum Preußen in Mitleidenschaft zog. Danzig verstand es, bei Dänemark Hilfe zu finden, während Elbing sich an Polen anschloß. Dafür bekam Elbing zur See die Macht Danzigs und Dänemarks zu spüren. Danziger Freibeuter nahmen Elbinger Schiffe fort und haben im September 1577 sogar einen Angriff auf Elbing gewagt[98]).

Die Herzogliche Regierung in Königsberg war an sich den Danzigern wohlgesinnt, hatte aber nicht den Mut, der stammverwandten Stadt zu Hilfe zu kommen. Im Gegenteil mußte sie so tun, als ob sie den König gegen Danzig unterstütze, und deshalb auch für die Sicherheit der eigenen Küste

---

97) Ostfol. 802 Bl. 113 ff.

98) So z. B. 1568: Verhaftung von Freibeutern des Herzogs Magnus in Pillau (E. M. 127 f.) — Verhaftung eines Freibeuters Drick von Hattingen in Memel, der sich aber als königlicher Auslieger erweist und deshalb freigelassen wird. (StA. Danzig, 300 Abt. 53 Nr. 721). — Ebenda: 1572: Dank der preußischen Regierung an Danzig für die Mitteilungen betr. Seeräuber, gegen die man Vorkehrungen treffen will. Mit der Beendigung der Kriege hörte auch das Seeräuberunwesen auf. Nur selten hört man noch davon. So lief im Jahre 1596 ein der Kaperei verdächtiges Schiff in Memel ein. Die Mannschaft wurde vernommen. (E. M. 83 b.)

und besonders des Pillauer Tiefs gegen mögliche Überraschungen sorgen. So wurde denn wieder mit erheblichen Unkosten eine Flotte ausgerüstet, und zwar wieder, wie vor 20 Jahren, 3 Schiffe. Wieder mußte man völlig neu aufbauen.

Die Ausrüstung der Flotte kostete 4069 Mk. 25 Sch. Wieder handelte es sich um den Umbau von Handelsschiffen. Dieses Mal erfährt man aus der Rechnung auch die Namen der Eigentümer und die Größe der Schiffe. Das größte Schiff, von Kersten Brandt, hält 200 Last. Das zweite Schiff, von Siewert Gelmer, ist viel kleiner, 36 Last, und das dritte Schiff, von Hessel Bausen, 21 Last. Der Schiffer erhielt für Monat und Last je 2 Mark, also Kersten Brandt für 2 Monate 800 Mark. Das ist der Sold des Schiffers, der, wie es scheint, auch das Schiffspersonal zu stellen hat. Dazu kommen die Kriegsleute auf den Schiffen, deren Sold besonders angegeben ist. (Doch auch die Bootsleute der beiden kleineren Schiffe werden extra besoldet, ganz sicher ist also die Art der Bezahlung nicht anzugeben). Außer den Schiffen machten auch die Kriegsleute, die im Tief bei Pillau lagen, große Kosten. Für sie mußten nicht weniger als 9 426 Mk. 21 Sch. aufgewendet werden. Für die Schiffe wurde auch weißes und schwarzes Tuch für Fahnen angeschafft, es handelt sich also um die übliche schwarz-weiße preußische Flagge[99]).

Die genannten Schiffer waren nicht zugleich Befehlshaber. Zum Admiral wurde Christof von Zweifel ernannt, er führte das größte Schiff, den Samson. Hauptleute der beiden anderen Schiffe waren Tobias Römer und Hieronymus Jagenteufel. In dem „Seebrief" vom 22. Mai 1577[100]) wird ihnen der Schutz des Haffs anvertraut, sie sollen im Haff liegen, aber zu keiner Unfreundlichkeit Anlaß geben. Gestrichen ist in dem Konzept der Satz, der Herzog versehe sich von keiner Seite einer Unfreundschaft, denn dieser Satz, so richtig er das im Grunde freundschaftliche Verhältnis zu Danzig bezeichnet, hätte in Polen Anstoß erregen können. Das Schiffsaufgebot war für 6 Monate vorgesehen.

Der Artikelsbrief der Schiffer datiert vom 13. Mai 1577. Zugrunde gelegt sind die Schiffsartikel von 1557, doch sind mehrere Artikel daraus gestrichen. Damit sind die Artikel von 1577 im ganzen kürzer als diejenigen von 1557, stimmen darum aber keineswegs überein mit der kürzeren Fassung, die anläßlich der Artikel von 1557 überliefert ist. Zum Unterschiede von 1557 waren die Aufgaben der Flotte im Jahre 1577 nur bescheiden, sie hatte nur das Tief zu bewachen. Dieser bescheidenen Aufgabe tragen auch die Kriegsartikel Rechnung. Gestrichen oder geändert sind daher die Stellen, die sich auf erbeutete feindliche Schiffe beziehen. Dazu kommen zahlreiche Änderungen von juristischem Interesse[101]).

Das Flottenaufgebot von 1577 war in seinen politischen Hintergründen ganz verschieden von dem Aufgebot des Jahres 1557. Damals war Preußen die treibende Kraft, die Polen schließlich mitriß, jetzt war Preußen im Herzen gar nicht bei der Sache und wurde von Polen angetrieben. Bei

---

99) Ausgabe 1577 Bl. 298 ff.
100) Seebrief vom 22. Mai in Ostfol. 804 Bl. 12 ff.
101) Kriegsartikel von 1577: Ostfol. 804 Bl. 1 ff.

solcher Unlust war es kein Wunder, daß die Flotte im Haff und bei Pillau liegen blieb und sich nicht rührte, als Gelegenheit zum Einsatz vorhanden war. Der Krieg zwischen Danzig und Polen zog sich bis zum Herbst des Jahres 1577 hin. Er wurde teils unter den Mauern von Danzig, teils auch auf dem Haff ausgetragen. Auf die See konnte Polen sich nicht hinauswagen, Danziger Freibeuter machten die Schiffahrt für Elbing und für die fremden Schiffer, die nach Elbing fahrten wollten, unsicher. Es war aber auch zu befürchten, daß sie in das Haff eindrangen und Elbing selbst angriffen, mindestens das Pillauer Tief sperrten. Daß sie dieses nicht taten, ist der Rücksicht auf Königsberg zuzuschreiben, denn Königsberg war, wie polnische Kommissare noch im September feststellen mußten, ganz auf der Seite Danzigs[102]).

Dieser Einstellung entspricht das Verhalten der preußischen Flotte, als die Flotten Danzigs und Dänemarks am 11. September 1577 zum sogenannten Anlauf auf Elbing im Pillauer Tief erschienen. Widerstand wurde nicht geleistet. Vielmehr forderte die Preußische Regierung nur, daß die Kriegsschiffe das preußische Gebiet verlassen sollten, und zwar wurde diese Forderung, wie der Befehl an die Kommandanten im Tief und an den Admiral ergibt, nur aus Rücksicht auf Polen erhoben. Wollten die Schiffe, die als dänische bezeichnet werden, nur Proviant einnehmen, so sollte man ihnen dieses gestatten. Das war also der Widerstand, der geleistet werden sollte. Die preußischen Gewässer wurden daraufhin von den fremden Kriegsschiffen, auf denen sich auch 10 Fähnlein Kriegsvolk befanden, denn auch verlassen, aber nicht seewärts, sondern weiter in das Haff hinein, nach Ermland und Elbing, wo sie raubten und brannten, Elbing selbst aber nicht einnehmen konnten. Auf der Rückreise stattete die „feindliche" Flotte noch Königsberg einen Besuch ab, benahm sich dort aber gar nicht feindlich und wurde gastlich aufgenommen. Mit Beute reich beladen, in Begleitung von 58 weggenommen Schiffen, kehrte die Flotte ungehindert durch das Pillauer Tief nach Danzig zurück, wo sie am 28. September eintraf[103]).

Die herzogliche Regierung hat sich bei Polen mit der Übermacht der feindlichen Flotte entschuldigt, der man nicht Widerstand habe leisten können, ebenso wie sie von vornherein, schon am 30. April, auf die Schwierigkeit, das

---

102) Über den Krieg des Jahres 1577 vgl. Simson, Gesch. Danzigs, II 292—320. Über den Anlauf auf Elbing, S. 309 ff. — Am ausführlichsten über den Anlauf auf Elbing: W. Behring, Beiträge zur Gesch. der Stadt Elbing, I. (1900, Programm des Gymnasiums Elbing). — Hier S. 6 f. über die Ausrüstung von Freibeutern durch Danzig und die Gegenmaßnahmen Polens und Elbings. Schon am 28. Februar forderte König Stefan den Herzog von Preußen auf, die Danziger an der Sperrung des Tiefs zu hindern. (HBA/B 1). Zum Anlauf auf Elbing vgl. auch E. Carstenn, Gesch. d. Hansestadt Elbing (1934) S. 350 f.

103) Behring S. 18, Anm. 1. — Der Auftrag an die preußischen Befehlshaber in Pillau vom 12. Sept. 1577 (E. M. 26 k Nr. 1) ist von Behring nicht benutzt. Die Abgesandten der preußischen Regierung stellten, als sie am 13. September in Pillau eintrafen, fest, daß die fremden Kriegsschiffe bereits nach Elbing ausgelaufen seien. Der preußische Admiral berichtete ihnen von seinen Verhandlungen mit dem dänischen Admiral, bei dem er Protest eingelegt hatte, aber ohne Erfolg. Die Dänen versuchten vielmehr, die Schiffahrt nach Elbing ganz lahmzulegen und seien dorthin am 12. September ausgelaufen. Widerstand sei nutzlos. Um die Landung der Dänen zu verhindern, seien 9 Schiffe und 20 Boote mit guten Kriegsleuten nötig. Um von dem König von Polen „Glimpf" zu erhalten, schlug der preußische Admiral vor, noch 8—9 Boote hinauszulegen, außerdem aber 8 englische Schiffe, von denen er argwöhnte, sie könnten vielleicht zu den Dänen stoßen, daran zu hindern. (E. M. 127 e, Reparierung und Vertiefung des Pillauschen Seehafens.)

Tief zu verteidigen, hingewiesen hatte. Aber die polnischen Kommissare erklärten am 18. Sept. mit Recht, die herzogliche Regierung habe nicht einmal den Versuch einer Verteidigung gemacht, und man höre in Königsberg offen aussprechen, die Danziger seien Freunde. Die preußische Flotte sah dem Kriege tatenlos zu. Ruhm hat sie nicht geerntet, aber es war auch kein Ruhm dabei, wenn sie sich in einem von Polen gewünschten Waffengang gegen Danzig auf das Spiel gesetzt hätte.

Noch im Jahre 1577 erfolgte die Verständigung zwischen Danzig und Polen und die Ersetzung der Adelsoligarchie, die seit 1568 im Herzogtum Preußen an Stelle des „blöden Herrn" regiert hatte, durch die Regentschaft des Markgrafen Georg Friedrich. Beide Ergebnisse waren Erfolge des Polenkönigs Stefan Bathory, der durch kluges Einlenken damals sowohl die mächtigste Stadt Westpreußens wie auch das Herzogtum Preußen auf seine Seite zog. Jetzt erst konnte er an die Abrechnung mit Moskau wegen Livland denken. Sie ist im Jahre 1579 erfolgt. An der Seite Polens hat damals auch ein Fähnlein von 500 Preußen gegen Moskau gekämpft. Georg Friedrich, der diese Hilfstruppen stellte, hat zur See damals nicht zu rüsten brauchen. Auch in den folgenden beiden Jahrzehnten ist eine Seerüstung nicht nötig gewesen. Mit Moskau wurde im Jahre 1582 Frieden geschlossen. Moskau war zur See nicht ernst zu nehmen, auch nicht für ein so wenig seetüchtiges Volk wie die Polen. Schwieriger war die Auseinandersetzung mit Schweden, die unvermeidlich war, da Schweden einen Teil des alten Livland, die Provinz Estland, einschließlich des Hafens Narwa, an sich gerissen hatte. Der Konflikt mit Schweden wurde zunächst hinausgezögert, da König Johann III., der Gatte der Jagellonin Katharina, einer Verständigung mit Polen und dem Katholizismus zuneigte. Diese Politik schien für das Haus Wasa gute Früchte zu tragen, als im Jahre 1587 Sigismund III., der Sohn Johanns III., die polnische Königskrone gewann. Als Sigismund dann 1594 auch in Schweden das Erbe seines Vaters antrat, da schien die polnisch-schwedische Gegnerschaft in einer höheren Einheit aufgehoben zu sein. Die Ostsee war beinahe ein polnisch-schwedisches Binnenmeer geworden, Rußland und Dänemark waren in die äußersten Ecken der Ostsee verbannt, und die deutschen Ostseestaaten waren seepolitisch machtlos. Aber zwei Dinge standen zwischen Polen und Schweden: der religiöse Gegensatz und der Streit um Estland. Es gelang Sigismund III. nicht, Schweden zum Katholizismus zurückzugewinnen, und es gelang ihm nicht, Estland an Polen auszuliefern, was er versprochen hatte.

An die Spitze der Opposition in Schweden stellte sich Karl, der Onkel Sigismunds. Im Jahre 1598 kam es zum offenen Bruch, zum Kriege zwischen der evangelischen und der katholischen Linie des Hauses Wasa, zum Kriege zwischen Schweden und Polen. Die Krieg wurde endgültig erst 1660 beendet. Jetzt stellte sich bald die Unmöglichkeit heraus, Schweden von Polen zurückzuerobern, ja auch nur Livland und die preußische Küste zu schützen. Nach Schweden ging Finnland, dann Estland und ein großer Teil des seit 1582 polnischen Livland für Sigismund verloren. Aber auch die preußische Küste und besonders die Danziger Schiffahrt wurde unsicher.

Diese Lage wurde Anfang 1601 auf dem polnischen Reichstag verhandelt und führte zu Entschlüssen, die auch der Schaffung einer preußischen Flotte einen neuen Antrieb gaben. Damit war es in der Zwischenzeit sehr übel bestellt gewesen. Die Rechnungen erwähnen nur kleine Schiffe, und unter Schiffsbauten, wenn überhaupt etwas, dann nur kleine Ausgaben. Allerdings wurde 1591 der Holländer Gert Ohly als Wasserbaumeister angestellt und sollte außer Strömen und Dämmen auch „zwo Pinken und Böte, die man im Tiefen und der See gebrauchen möge," erbauen. Tatsächlich hat er 1594 eine „Gallehn" gebaut, doch scheint dieses Schiff zum Kriege nicht tauglich gewesen zu sein, denn im Ernstfalle, 1601, konnte man sich auf dieses Schiff nicht verlassen, sondern mußte auswärts sich nach Schiffen umsehen[104]).

In Preußen bestand wenig Neigung, in den Familienstreit des Hauses Wasa, der sich in einen polnisch-schwedischen Krieg verwandelt hatte, einzugreifen. Die preußischen Räte, die sich am 28. März 1601, unter dem frischen Eindruck der polnischen Reichstagsverhandlungen, an den ständig in Ansbach residierenden Markgrafen Georg Friedrich wandten, wollten aber wenigstens den Anschein erwecken, als ob sie etwas täten, um die polnische Krone nicht zu „offendieren". Im Tief und im Königsberger Hafen sei kein Blockhaus, denn das alte Blockhaus sei abgeschafft worden. Schiffe zu bauen sei zu kostspielig, deshalb schlugen die Räte vor, wenigstens englische Kriegsschiffe für ein paar Monate zu mieten. Das würde etwa 6000 Gulden kosten. Außerdem müßte man die Dienstpflichtigen aufbieten. Die Räte hatten ein Aufgebot wie 1577 im Auge. Preußen wollte also wie damals nur soviel tun, wie die Loyalität gegenüber Polen gebot. Seine eigenen Interessen liefen durchaus nicht mit denen Polens gleich, vielmehr waren die preußischen Sympathien, fast ebenso wie 1577, im Lager des Gegners, des protestantischen Schweden[105]).

---

104) Über Gert Ohly: Ehrenberg, Die Kunst am Hofe der Herzöge, S. 222. (Bestallung). Ebenda, S. 267, nach der Rechnung von 1599, die Notiz, daß die Galleere mit 25 fremden Schiffern (sie war also nicht ständig und nicht mit Preußen bemannt), den Markgrafen Johann Sigismund und die anderen Herrschaften nach Fischhausen (also auf dem Haff) und sanften spazieren gefahren habe. Die Rechnung von 1594 fehlt, der Bau wird erwähnt in der Rechnung von 1598 (Bl. 145). Über den Reichstag von 1601: Szelągowski, S. 156 f.

105) Interessant sind die einzelnen Angaben, die anläßlich der Rüstungen von 1601 über das Aufgebot des Jahres 1577 gemacht werden. Die Dienstpflichtigen des Samlandes und der umliegenden Ämter, auch der Ämter östlich vom Frischen Haff, werden aufgeboten. Auch drei Kriegsschiffe werden ausgerüstet, von 200, 36, und 21 Last. Für 17 Wochen wurden 8464 Mk. für die Fußknechte, 5476 auf das Admiralschiff, dazu 737 auf dasselbe an Lebensmitteln, ferner auf die beiden „Pinken" 690 Mk. an Sold und 505 Mk. an Lebensmitteln ausgegeben. An Aufwendungen für die Adligen und Lehnsleute des Samlandes und Natangens wurden 962 Mk. ausgegeben. Im ganzen mußte zur Versehung des Tiefs in 17 Wochen die Summe von 22 849 Mk. 33 Sch. aufgebracht werden. Für das Admiralschiff wurden monatlich von der Last 2 Mk. Sold (Miete) gezahlt. Der Schiffer Kersten Brandt erhielt monatlich 12 Gulden; vom Personal erhielten ferner monatlich in Gulden: 1 Koch (4), 1 Kochsknecht (2 G. 6 Gr.), 16 Bootsleute (je 2), 5 Puttcher (je 36 Gr.), 1 Büchsenmacher (6), 1 Schiffszimmermann (4). Auf der großen Pinke, Kapitän Jagenteufel, erhielt der Schiffer monatlich 4 Gulden, 1 Steuermann (3 G. 10 Gr., 1 Hauptbootsmann 2 G. 20 Gr., 8 Bootsleute (je 1 G. 18 Gr.), 1 Koch (2), 1 Kochsjunge (28 Gr.), 1 Puttcher (28 Gr.). Auf der kleinen Pinke ist die Löhnung entsprechend. Hauptmann ist Tobias Römer, genannt werden ferner: 1 Schiffer, 1 Hauptbootsmann, 1 Steuermann, 6 Bootsleute, 1 Koch, 1 Kochsjunge, 1 Puttcher. (Ostpr. Fol. 809 Bltt. 13 ff.). Das Schreiben vom 28. März 1601: Ostfol. 809 Bl. 9 ff.

Jedenfalls mußte im Jahre 1601 die Flotte völlig neu aufgebaut werden, so sehr sie sich in ihrer Organisation auf frühere Ausrüstungen ähnlicher Art stützen konnte. Die Flotte ist jedoch im Jahre 1601 nur ein kleines Stück in einem großen Ganzen, nur ein Bruchstück des sogenannten Defensionswerkes. Die Maßnahmen zur Landesverteidigung waren auch zu Lande in den vorhergehenden Friedenszeiten vernachlässigt worden. Die mußten jetzt, angesichts der außenpolitischen Zuspitzung, beschleunigt durchgeführt werden. Das Defensionswerk bedeutete eine Organisation der ganzen Wehrkraft des Landes durch ein Aufgebot der Dienstpflichtigen, ohne Zuhilfenahme von Söldnern. Im Rahmen des Defensionswerkes nimmt die Seerüstung nur eine bescheidene Stelle ein. Außerdem fällt sie aus diesem Rahmen auch etwas heraus, denn die Matrosen wurden, wie es scheint, geworben, sie waren eine Spezialtruppe[106]).

Wie kam man zu den Schiffen? Die erste Möglichkeit, der Schiffbau, wurde nicht ausgenutzt. Die preußische Regierung machte am 17. Juni 1601 in einem Bericht an den Markgrafen geltend, daß man Galeeren in so schneller Zeit nicht bauen köne. Sie seien auch mehr zur geschwinden Segelation als zum Ernst geeignet. Also auch die Galeere, die 1594 durch Ohly erbaut war, hatte sich als nicht kriegstüchtig erwiesen. Englische und holländische Schiffe einfach anzuhalten, gehe auch nicht, da Preußen mit England und Holland in guten Beziehungen stehe. Also blieb es nur übrig Schiffe zu mieten oder zu kaufen. Dieser Weg wurde auch beschritten, und es wurde ein Schiff, das Admiralschiff „Samson", gemietet, das zweite Schiff, der „Rote Leue", gekauft. Es kostete 5000 Gulden (7500 Mk.), die an den Schiffer Jakob Dausin von Amsterdam gezahlt wurden, (17. Juni 1601). Der Samson wurde ebenfalls im Juni 1601 geheuert, für 333⅓ Gulden monatlich[107]).

Die Kosten waren beträchtlich und stehen in keinem Verhältnis zu den erzielten Erfolgen. Da sind zunächst 2264 Mk. 42 Sch., die an 55 Kriegsknechte im Tief und auf den Schiffen gezahlt wurden. Diese Leute lagen 4½ Monate in Bereitschaft, sie waren zum Teil in Danzig angeworben worden. Ferner aber war die Ausrüstung des Samson sehr kostspielig. Dieses Schiff lag den Sommer und Herbst über in Pillau, es war für 5½ Monate gemietet. Die Reeder erhielten 2700 Mk., dazu 743 Mk. für Lebensmittel. Einschließlich der Besoldung für den Admiral, über den später noch zu reden ist, kostete dieses Schiff, das Admiralsschiff, 5140 Mk. 58 Sch. Auf die Schiffsdiener und Bootsleute entfielen 1242 Mk. 37 Sch. an Sold. Das zweite Schiff, der ‚guldene Leu", befehligt von Peter Hinze, war gekauft worden, die Miete war also zu sparen. Die Schiffsdiener und Bootsleute erhielten für 4 Monate 1074 Mk., in dieser Hinsicht waren die Kosten also nicht geringer, sondern sogar etwas größer als bei dem anderen Schiff. Für allerhand Notdurft des „Leuen" wurden 104 Mk. 54 Sch.

---

106) Über das Defensionswerk: C. Krollmann, Das Defensionswerk im Herzogtum Preußen, Bd. I—II, (Berlin 1904—09). Über die Flotte von 1601: Bd. I S. 21 f.

107) Bericht vom 17. Juni 1601: Ostfol. 809 Bl. 155. Der Kauf des Roten Leuen: Kaufvertrag vom 17. Juni, Ostfol. 809 Bl. 176. Dazu Rechnung von 1601, Bl. 227v. Das Schiff wird hier der „gulden Leue" genannt.

ausgegeben, für beide Schiffe zusammen ferner 509 Mk. 29 Sch. Soviel über die Schiffskosten. Die Kriegsrüstung des Jahres im ganzen war aber viel teurer. Die Befehlshaber und Soldaten in der Schanze erhielten 11 841 Mk. 45 Sch. an Sold für 4 Monate, der Schanzenbau kostete 1203 Mk. 19 Sch. an Sold für die Handwerker, (also ohne die Materialkosten und die Dienste der Dienstpflichtigen), und für die 300 Soldaten, die dem König nach Livland zu Hilfe geschickt wurden, wurden 19 775 Mk. 18 Sch. aufgebracht. Das ganze Kriegswesen dieses Jahres kostete 42 140 Mk. 56 Sch. Und das alles ohne und sogar gegen preußisches Interesse, nur „pour le roi de Pologne", der durch seine unmögliche Politik das schwedische Erbreich und die Herrschaft über die Ostsee verloren hatte[108]).

Wie es üblich war, erhielt der Admiral einen Seepaß (am 17. Juni 1601[109]). Der Seepaß setzte die Notwendigkeit der Flottenausrüstung den seefahrenden Nationen auseinander und umriß kurz die Aufgaben dieser Flotte, die rein defensiven Charakter hatte und nur das Eindringen feindlicher Kriegsschiffe verhindern sollte. Die Bestallung des Admirals Georg von Eppingen vom 13. Juni 1601 und sein Eid[110]), beide übrigens durchaus formelmäßig und an frühere Bestallungen dieser Art bis in alle Einzelheiten anklingend, setzten die Pflichten des Admirals genauer auseinander und regeln das Gehalt. Eppingen wird Diener von Hause aus, also Diener zur besonderen Verfügung. Man sah die Flotte von vornherein nicht als dauernde Einrichtung an. Es wurde eine vierteljährliche Kündigung ausgemacht. Peter Hintze erhielt am 4. Juli die Bestallung als Kapitän des „Leu". Hans Albrecht Fuchs wurde am 30. Juni dem Admiral als Leutnant zugeordnet[111]).

Schließlich die Schiffsleute erhielten ihren Artikelsbrief am 11. Juni 1601, nach altem Muster, (der Name des Herzogs Albrecht ist gestrichen und durch Georg Friedrich ersetzt[112]).

Das Admiralsschiff Samson wurde abgedankt. Im Jahre 1602 gibt es nur noch e i n preußisches Schiff, den Roten Leu. Die Gefahr wurde jedoch nicht geringer. Als im August ein Angriff der schwedischen „Armada" auf Preußen befürchtet wurde, mußte festgestellt werden, daß mit einem Schiff

108) Ausgabe 1602, Bl. 291 f. Dazu: Ostfol. 809, Bl. 104—16, Inventare des Samson und Leu. Bl. 280, Inventar des Samson, Bl. 304, Inventar des Leu. Bl. 310—11: Lebensmittel auf den Schiffen.

109) Seepaß Ostfol. 810 Bl. 98 f. Wenn Krollmann (Defensionswerk I 21) annimmt, der Seepaß sei wegen der ungewohnten Flagge nötig gewesen, so muß darauf verwiesen werden, daß immer bei früheren Gelegenheiten ein Seepaß ausgestellt wurde. Die Flaggen sollten das Wappen des Markgrafen, den roten Adler, tragen. (Ostfol. 809 Bl. 113.)

110) Bestallung Eppingens, Ostfol. 930 Bl. 224v. Desgl. Ostfol. 809 Bl. 138 ff. Eid ebenda Bl. 137 a. Georg von Eppingen ist ein Sohn Wilhelms von E. auf Wedderau, aus einer weit verzweigten ostpreußischen Adelsfamilie. Er hatte im Jahre 1580 in jugendlichem Alter einen Schäferknecht erschlagen und mußte fliehen. Zeitweise hielt er sich in Pommern auf und erhielt von Georg Friedrich einen Geleitsbrief. Später ist er, nach den Angaben der Genealogie Gallandis, in Dänemark als Hofjunker (1586—87), dann als Schiffsjunker (1589) gewesen.

111) Bestallung von Hinze, Ostfol. 809, Bl. 266 f., von Fuchs Ostfol. 810 Bl. 110.

112) Artikelsbrief: Ostfol. 809 Bl. 132—36. Unmittelbare Vorlage dieser Kriegsartikel von 1601 sind die schon erwähnten (Vgl. Anm. 87), im Namen des Herzogs Albrecht (1557) ausgestellten Kriegsartikel in ihrer kurzen Fassung. (Ostfol. 801, Bl. 95—98). Nur der Namen des Fürsten ist geändert, und zwei Artikel sind am Schluß hinzugefügt worden.

und fünf Geschützen eine Verteidigung des Tiefs unmöglich war. Glücklicherweise ging der Sturm damals vorüber. Wie im Jahre 1601, so mußten auch 1602 die preußischen Soldaten in Pillau untätig liegen, und die preußische Fahne hat zur See keinen Ruhm gewonnen. Aber erhebliche Kosten sind auch in diesem Jahre entstanden. Sechs Monate lang mußten die Schiffsleute (monatlich 187 Mk. 30 Sch.) und die Soldaten auf dem Schiff und der Schanze (monatlich 1209 Mk.) unterhalten werden. Dazu kamen Ausgaben für allerhand Lebensmittel und sonstige Notdurft. „Leutnant“ auf dem Schiff war Hans Albrecht Fuchs (50 Mk. Besoldung). Auch Eppingens Sold (185 Mk.) lief weiter, er wird jedoch nicht speziell bei den Schiffsleuten geführt und tritt als Admiral nicht in Erscheinung, sondern steht unter den Obersten und Rittmeistern. Zum Winter wurde das Schiff nach Königsberg gebracht. Zu seiner Bewachung wurde ein Wächter angestellt. Er hat auch den ganzen Sommer 1603 hindurch das Schiff bewacht, ein Beweis, daß in diesem Jahre das Schiff überhaupt nicht bemannt worden ist. Sonst aber wurden auch in diesem Jahr die Rüstungen im Tief fortgesetzt. Das Admiralschiff nützte also nichts, erforderte jedoch Kosten für die Überwachung und auch Baukosten. Die Schiffbaurechnung führt den Posten von 332 Mk. 45 Sch. für Reparaturen am Admiralschiff auf.

Unter diesen Umständen war es ein guter Gedanke, das Schiff in der Handelsfahrt nutzbringend zu verwenden. Fabian von Dohna, der Schöpfer des Defensionswerkes, machte diesen Vorschlag, das Schiff zur Frachtfahrt nach Lissabon und Spanien zu benutzen, und die preußischen Oberräte gingen darauf ein, nachdem im Herbst 1603 die Gefahr eines Angriffs von der See her wegen der vorgerückten Jahreszeit vorüber war[113]).

Bald verschwindet auch der Rote Leu aus der preußischen Flotte. Er wird 1606 zum letztenmal erwähnt. Im Jahre 1604 ist für kein Kriegsschiff mehr etwas ausgegeben worden, weder zum Schiffbau, noch zur Ausrüstung, noch auch zur Bewachung. Als im August 1604 wieder ein schwedischer Flottenangriff auf das Tief drohte, wurden nur Maßregeln zur Befestigung und Verteidigung des Strandes, kein Flottenaufgebot in Betracht gezogen[114]).

---

113) Ausgabe 1602 Bl. 286 ff. Ausgabe 1603 Bl. 286 ff. Schiffbau Bl. 222. Schwedengefahr im August 1602: Ostfol. 811 Bl. 402 f. Ebenda Bl. 428; 1602 Okt. 6, Befehl an Eppingen, das Schiff zum Winter nach Königsberg zu bringen. Krollmann, Defensionswerk I. S. 66. Ostfol. 812 Bl. 275: 1603 Sept. 3: Oberräte an Fabian von Dohna. Die Ausrüstung der Flotte im Juni 1601 wurde durch neue polnische Mahnungen beschleunigt. Am 30. Mai schrieb König Sigismund an Georg Friedrich, am 2. Juni an die preußischen Räte, wegen der Verteidigung des Strandes. Die preußischen Räte erklärten am 11. Juni ihre Bereitwilligkeit und wiesen auf die getroffenen Maßnahmen hin. (Ostfol. Bl. 54, 61 ff.) Die preußischen Räte meinten in einem Bericht an Georg Friedrich vom 25. März 1602, (Ostfol. 611 Bl. 107 ff.), sie hätten das große Schiff, wegen der Unkosten im vergangenen Jahre, abgeschafft, und nur das kleine, eben den Leu, behalten, und hielten es für ausreichend, diesen zusammen mit einer Krapschute oder sonst einem kleinen Schiff auszurüsten. In den Rechnungen und dem Schriftwechsel wird jedoch nur ein Kriegsschiff erwähnt.

114) Die Ausgaben von 1604 erwähnen wohl Soldaten in Pillau, aber keine Kriegsschiffe und keine Schiffsleute. Beim Schiffbau wird kein Kriegsschiff, kein Admiralschiff und auch nicht der Name des Roten Leu erwähnt. Unter den sonstigen Schiffsbauten ist interessant die Erwähnung der Galleere, die gesunken war und für 212 Mk. 15 Sch. gehoben und gebessert werden mußte. Ferner werden ausgegeben 454 Mk. 16 Sch. für 12 Wochen dauernde Arbeiten an dem großen Schiff, dem „Adler“, darunter 40 Mk. Sold für den Schiffer Jan Fett. Da nichts darüber bekannt ist, daß der Herzog mehr als ein großes Schiff besaß

Unterdessen war im Jahre 1603 der Markgraf Georg Friedrich von Ansbach gestorben, das Haus Brandenburg hatte die Erbschaft in Preußen angetreten, zunächst in Form der Vormundschaft über den blöden Albrecht Friedrich. Die Verhandlungen wegen der Belehnung durch Polen zogen sich aber bis zum Frühling 1605 hin. Nicht allein Polen, sondern auch die preußischen Stände waren an der Verzögerung Schuld. Damit fiel Preußen an Brandenburg, und das kurfürstliche Haus Brandenburg rückte damit erst zur Ostsee vor. Der Kurfürst Joachim Friedrich hat diese neue Lage richtig erkannt. Bereits im Jahre 1605 hat er selbst eine Flotte ausgerüstet, richtiger, gemietet, und wenn er auch nicht mit ihr selbst nach Preußen fuhr, um von dem Lande Besitz zu ergreifen, so hat es doch symbolische Bedeutung, wenn jetzt eine brandenburgische Flotte nach Preußen fuhr, um über See die Verbindung zwischen Brandenburg und Preußen herzustellen[115]).

Mit der Flottenunternehmung des Kurfürsten von 1605 beginnt etwas Neues, die Geschichte der brandenburgisch-preußischen Flotte, so wie mit der Vereinigung von Preußen und Brandenburg überhaupt die Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik beginnt. Preußen hörte damit nicht auf, aber es hat eine allmähliche Verschmelzung mit Brandenburg durchgemacht. Es hat viele Belastungen, aber auch viele große Aufgaben an die gemeinsame brandenburgisch-preußische Vermögensmasse hineingebracht. Die Aufgaben zur See rührten allein von Preußen her. Brandenburg hat, zunächst um Polen damit gefällig zu sein, die Rüstung zur See übernommen, sie aber später, unter dem Großen Kurfürsten, in eigenem Interesse durchgeführt und weiter entwickelt[116]).

(der Rote Leu aber nicht mehr in Frage kommt?), muß es sich wohl auch bei diesen Arbeiten um die „Galley" handeln. (Ausgabe 1604 Bl. 153 f.). Die Einnahmerechnungen von 1603 und 1604 erwähnen auch keine Einnahmen aus dem Leu, weder aus dem Verkauf noch aus der Frachtfahrt. Wohin ist er gekommen? Über den „Leu" und den „Adler" nach 1603 vgl. H. Szymanski, Brandenburg-Preußen zur See 1605—1815, Lpz. 1939, S. 5. Über die neue Bedrohung durch schwedische Kriegsschiffe im August 1604 vgl. Ostfol. 813 Bl. 227 ff. Der Schiffer Hans Fett verkauft im Jahre 1604 (Ausgabe Bl. 237v) in Lissabon ein altes Tau und altes Takelwerk für 56 Mk. 15 Sch. Von welchem Schiff?

115) Die Flottenexpedition des Kurfürsten Joachim Friedrich 1605: L. Erhardt, Eine kurfürstlich-brandenburgische Flottendemonstration vor Königsberg im Jahre 1605. (Hohenzollern-jahrbuch 1898, S. 28—46). Hierzu noch den Schriftwechsel in Ostfol. Bl. 351 ff., 359 ff. Zur Beschaffung von Flaggen erwähnt die Ausgabe von 1605 (Bl. 205) 254 Mk. 10 Sch.!

116) Bereits im Jahre 1603 hatte König Sigismund gewünscht, daß der Kurfürst bei der Übertragung der Vormundschaft über Albrecht Friedrich sich zur Unterhaltung von 4 Schiffen verpflichte. (Acta Brandenburgica, hrsg. M. Klinkenborg, Berlin 1927, S. 12). Der Geheime Rat des Kurfürsten war schon in einer Beratung am 1. August 1604 zur Bewilligung dieser Forderung im eigenen preußischen Interesse entschlossen. (Ebenda S. 20), desgleichen die preußischen Regenten (Ebenda S. 47. Vgl. auch S. 104). Darauf wurde dann in der endgültigen Stellungnahme des polnischen Königs vom 11. März 1605 die Bedingung festgehalten, daß der Kurfürst 4 Schiffe halten sollte, wenn es nötig sein sollte, auf eigene Kosten des Kurfürsten und zum Schutze Preußens. Wenn der König selbst die Schiffe verwenden wollte, sollte dieses nur nach Verhandlungen mit dem Kurfürsten und Herzog geschehen. (Ebenda S. 254).

Bücherbesprechungen.

Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Band II, Lieferung 7, Band III, Lieferungen 1—5. Hg. von Petersen, Ruth und Schwalm. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau, 1938/1939.

Lieferung 2 des III. Bandes des Handwörterbuches des Grenz- und Auslanddeutschtums bringt eine ausgezeichnete von Schmitz, Harmsen, Ipsen, Winkler und Janoschek bearbeitete Übersicht über die Geschichte sowie die bevölkerungspolitische und wirtschaftliche Entwicklung der Grenzmark Posen-Westpreußen, besonders zur Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit zwischen 1920 und 1938. Leider konnte die letzte Gestaltung dieses Bezirkes, seine Zuteilung zu den Provinzen Pommern, Brandenburg und Schlesien am 1. X. 1938 nicht mehr erwähnt werden. Dagegen sind die Kämpfe mit Polen, der Fortgang der deutschen Siedlung, die Gliederung der Bevölkerung nach Volkstum, Bekenntnis, ehelicher Fruchtbarkeit eindringlich dargestellt. Die gleiche Lieferung enthält ausführliche Abhandlungen über den völkischen Gedanken bei Herder, Grimm und Hitler. Die 7. Lieferung des II. Bandes enthält eine ausführliche Übersicht über das gegenwärtige Estland, während die Geschichte seines Deutschtums schon früher besprochen wurde, ferner Beiträge über Eupen-Malmedy, über das Wesen der Familie, über Fichte und Finnland. Für die Hansezeit werden die Handelsverbindungen zwischen Abo und Wiborg mit Danzig erwähnt. Zum Leben Fichtes hätte darauf verwiesen werden können, daß dieser vom September 1792 bis Frühjahr 1793 als Hauslehrer bei dem Obersten Graf von Krockow auf dessen Gut bei Neustadt, unweit Danzig, tätig gewesen ist. Er schrieb in dieser Zeit den Anfang der Abhandlung über die französische Revolution und bereitete die 2. Auflage der Kritik aller Offenbarung vor. Sein Zögling war der verdienstvolle Führer eines Freikorps im Jahre 1806.

Die 1. Lieferung des III. Bandes bietet ausführliche Abhandlungen über Galizien und Gottschee mit zahlreichen, wertvollen Karten und Zahlentafeln. In der Geschichte des Deutschtums in Kanada ist auf die Ansiedlung der Mennoniten eingegangen und auch die Einwanderung anderer Siedler aus Westpreußen vermerkt worden (Lieferung III 4 S. 270 f.). Ein ausführlicher Beitrag wurde Leben und Werk des Koppernick gewidmet (III 5 S. 313 ff.), in dem seine deutsche Art auch aus seiner geistigen Haltung erwiesen wird. W. Kuhn und O. Frey schildern die Geschichte des Deutschtums in Krakau und heben dabei auch die Beziehungen dieser Stadt zu Danzig und dem übrigen Ordenslande hervor. (III 5 S. 331 ff.). Umfangreiche Abhandlungen gelten der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung von Lettland und Litauen, besonders nach dem Weltkriege. Während die Geschichte der Deutschen in Lettland bereits an anderer Stelle dargelegt wurde, ist die Entwicklung und die wirtschaftliche Leistung der Deutschen in Litauen seit der Ordenszeit, in dieser Zusammenfassung erstmalig, geschildert worden. Bemerkenswert sind auch die Angaben über die deutsche Verwaltung während des Weltkrieges. Dagegen ist die Geschichte des litauischen Staates der Vergangenheit anscheinend einem anderen Beitrag vorbehalten worden. Vom Standpunkte der preußenländischen Geschichte verdient die 5. Lieferung des III. Bandes bisher die meiste Beachtung.

Danzig-Oliva. Keyser.

Aubin, Hermann: Von Raum und Grenzen des deutschen Volkes. Studien zur Volksgeschichte. Verlag Priebatschs Buchhandlung Breslau 1938. VII, 234 S.

Hermann Aubin legt eine Reihe seiner schon an anderer Stelle gedruckten Aufsätze in einer neuen Sammlung vor. Wenn er sie als „Studien zur Volksgeschichte" unter dem gemeinsamen Titel „Von Raum und Grenzen des deutschen Volkes" zusammenfaßt, so ist der hervorstechendste Eindruck dieser Neuausgabe der ihrer organischen Zusammengehörigkeit und der geradlinigen Durchführung früh ausgesprochener Grundgedanken durch mehr als anderthalb Jahrzehnte. H. A. kam als Schüler Georg von Belows zu volksgeschichtlichen Problemstellungen auf dem Wege einer politisch verstandenen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Man spürt es aber gerade dieser Sammlung seiner Aufsätze und Reden an, daß der entscheidende Anstoß seiner auf die geschichtliche Wirklichkeit Volk gerichteten Studien das Erlebnis der Grenzen gewesen ist, der deutschen Grenzen in ihrer furchtbaren völkischen und staatlichen Einschnürung durch Versailles. Es ist dabei von besonderer Bedeutung, daß Aubin nicht nur den Osten oder den Westen übersieht, sondern in beiden zu Hause ist. Er hat am Rhein und in Schlesien aufs stärkste in die landesgeschichtliche Forschung eingegriffen und diese, immer mit dem Blick aufs Ganze, gefördert; er bringt daher wie kaum jemand die Voraussetzungen mit, um aus der Zusammenschau der ostdeutschen und westdeutschen geschichtlichen Probleme zu einem lebensvollen Bild der ganzen volksgeschichtlichen Entwicklung durchzustoßen.

Unter den vorgelegten Aufsätzen scheinen mir vor allem die seinerzeit — 1930/31 und 1932/33 — die Forschung im besonderen Maße anregenden Untersuchungen über „Staat und Nation an der deutschen Westgrenze" und „Die Ostgrenze des alten deutschen Reiches" von unveränderter Bedeutung zu sein, dieser zuerst vorgetragen als Referat auf dem deutschen Historikertag in Göttingen 1932. Die Vertretung der Volksgrenze durch die Sprachgrenze hält Aubin — in der Auseinandersetzung mit F. Petri, der zum Erstdruck des Aufsatzes über die Westgrenze seinerzeit mehrfach kritisch Stellung genommen hatte — auch jetzt noch aufrecht. Aber er bemerkt heute (Vgl. Nachträge S. 221 ff.) zusätzlich, daß diese Gleichsetzung wohl nur an der deutschen Westgrenze und auch in ihr nur bei einer Betrachtung von deutscher Seite aus möglich sei, „weil von dieser her seit allen Jahrhunderten, in denen wir die Probleme zu betrachten vermögen, die Abklärung zum modernen Nationsbegriff, von geringen Ausnahmen abgesehen, wie etwa die preußischen Wallonen, unter dem Zeichen der Sprachentscheidung vor sich gegangen ist". „Übergangserscheinungen," wie das Elsaß, die Schweiz, Flandern leugnet A. nicht, wenn er sie auch zurücktreten läßt. Vielleicht sind wir heute doch geneigt, sie in ihrem grundsätzlichen wie politischen Aussagewert für die Deutung der Westgrenzenprobleme stärker in Rechnung zu stellen. — Von einer bemerkenswerten Kraft historisch-genetischer Beschreibung zeugt die Abhandlung über die Ostgrenze des alten deutschen Reiches, in der sich auch manche klärenden Hinweise auf die Fragestellungen des Ordenslandes finden. Zwar untersucht Aubin den staatsrechtlichen Charakter, aber gegenüber aller nur formal-staatsrechtlichen Systematik zeigt er klar die Überlegenheit der geschichtlich-entwickelnden Methode bei einer Frage des geschichtlichen Staatsrechts. Markensystem, Lehenswesen und Territorium werden als sich zeitlich folgende Ausbreitungsformen der Ostgrenze erkannt und diese als „im Vorrücken erstarrte Front" von der Westgrenze als einem System vorübergehender Widerstandslinien eines fortgesetzten Rückzuges deutlich abgehoben.

Aubins wissenschaftlicher Ausgangspunkt drängt ihn immer wieder auf eine Erfassung des Gesamtvorgangs der ostdeutschen Kolonisation hin. Seine „wirt-

schaftsgeschichtlichen Bemerkungen zur ostdeutschen Kolonisation," zuerst gedruckt in der Below-Gedächtnisschrift von 1928, nun wieder neu vorgelegt, waren ein Anlauf zu diesem Vorhaben, in gewissem Sinne auch der in der Sammlung an das Ende gestellte Elbinger Vortrag von 1937 über die geschichtliche Stellung der ostdeutschen Wirtschaft, in der die nord- und südostdeutschen Vorgänge in einer Überschau zusammengefaßt sind. Seinen letzten großangelegten Versuch synthetischer Gesamtansicht hat Aubin an anderer Stelle gesondert veröffentlicht: es ist der jetzt als selbständige Schrift erschienene Aufsatz „Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung," an dem man vor allem seine besondere Fähigkeit, alle, auch die entlegensten Einzelforschungen für die Erkenntnis großer geschichtlicher Zusammenhänge zu verwerten, bewundern kann.

Königsberg (Pr). Th. Schieder.

Craemer, Rudolf: Deutschtum im Völkerraum. Geistesgeschichte der ostdeutschen Volkstumspolitik. 1. Band. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1938. X, 420 S., 8°.

Craemers Buch „nimmt sich vor, im Geschehen der Geschichte den Geist zu erkennen, der die ostdeutsche Volkstumspolitik beseelt hat". Es will nicht „das Bild von Taten und Werken des Deutschtums im Osten entwerfen," überläßt dies vielmehr der Geschichtserzählung. „Hier geht es um das Begreifen, wie aus den Ergebnissen geschichtlicher Leistung, aus dem Wechselspiel eigner und fremder Lebensentwicklung die Spannung zwischen Heimat und Gemeinschaft, Vaterland und Nationalität, Staat und Volk hervorgegangen ist und wie um die Lösung gerungen wurde. Es sollen Zeugnisse gesammelt werden, in denen die Gesinnung und Anschauung verantwortlich zum Ausdruck kommt." Der Verfasser ist sich bewußt, daß einer solchen Schilderung des politischen Bewußtseins Einseitigkeit anhaftet, „weil sie das Geschehen nur gleichsam am innern Widerschein beobachtet," glaubt aber mit dieser Verkürzung „an der geistigen Verknüpfung der Teilbereiche und Einzelvorgänge die Gemeinsamkeit unsers Schicksalsganges darzutun". Dem andern Einwand, der zu erheben wäre, daß nämlich mit solchem Blick auf das östliche Deutschtum der Westen des deutschen Lebensraumes zu kurz kommen könnte, begegnet Cr. mit dem Hinweis, daß „die politische Lage und Lebensfrage der deutschen Volksgruppen im Osten mit dem Geschick des Gesamtdeutschtums verbunden, wissend oder unbewußt von der Reichsgeschichte her bestimmt" ist. Somit erscheint ihm sein Werk als „ein Vorschuß auf die umfassende deutsche Volksgeschichte, welche einmal zu schreiben ist".

Wieweit Cr. dieses weitausschauende Programm verwirklicht hat, wird sich vollständig erst beurteilen lassen, wenn der zweite Band vorliegen wird, dessen Inhalt auf Seite IX bereits mitgeteilt wird. Dieser wird auch erst die Belege bringen, auf die in dem bisher erschienenen ersten Band laufend hingewiesen wird, die man um so mehr in ihm zur vollen Würdigung der Leistung und zum rechten Eindringen in den vielfach neuen Stoff schmerzlich vermißt. Davon abgesehen, muß man aber sagen, daß es sich schon in diesem ersten Bande um eine recht bedeutsame Erscheinung handelt, die unserer bisher doch überwiegend staatspolitisch eingestellten Geschichtsbetrachtung und -forschung vielfach neue Bahnen weist.

Volkstumspolitik wird hier — unter ständigem Zurückgehen auf Herdersche Ideen, immer aber verstanden vom staatlichen Kerngefüge her — in Gegensatz gestellt zur nationalen Demokratie, die — nach dem Muster fran-

zösisch-revolutionärer Ideologie — den reinen Nationalstaat erstrebt. Es liegt im Wesen des deutschen Ostraumes und seiner geschichtlichen Entstehung begründet, daß dieses Verlangen für ihn fragwürdig und verhängnisvoll sein mußte, da es sich hier — anders als an der Westgrenze — um eine Verschlingung nichtdeutscher Völker mit dem deutschen Volkstum handelte. Wollte das Deutschtum hier seine führende Rolle, wie sie seit den Tagen Karls des Großen in der Reichsidee verankert lag, wie sie in Mission und Kolonisation zutage trat, wirklich durchführen, so mußte deutsche Volkstumspolitik ein sinnvolles Ordnen der Mitvölker, nicht ihre Ausrottung, sondern die Pflege ihrer Volkstumsart sich angelegen sein lassen. Liegen Anfänge einer solchen Politik schon im Mittelalter, so regt die Reformation durch die mit der Verkündigung des Evangeliums verbundene Weckung der Sprachen überall im Osten werdendes Volkstum zu eignem geistigen Schaffen erstmalig an. Und mit Herder beginnend, wird von deutschen Forschern und Denkern erst recht eigentlich aus dem Geiste der Sprache die Volkstumsidee als bewußtes Prinzip politischer Gestaltung geschaffen. Immer bleibt dabei das Schicksal östlicher Volkstumspolitik von der Reichsidee her gestaltet.

Verfasser zeigt, wie nach dem Zerfall des Reiches die beiden Staaten Preußen und Österreich die Aufgabe übernehmen, eine lebendige Völkerordnung im Osten zu schaffen. Wie dort in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts volkstumspolitische Ordnungen — etwa im Sinne der Bevölkerungspolitik Friedrichs des Großen (oder Maria Theresias) mit bürokratisch-germanisierenden Tendenzen abwechseln, wie liberale Strömungen die völkische Spannung im Osten übersehen, ja sie geradezu einem allgemeinen Kulturideal unterordnen wollen, wie die deutsche Nationalbewegung von 1848 auch diesen Fragen eine neue Wendung gibt, das zeigen die Äußerungen von so verschiedenen Geistern, wie z. B. Joh. Fr. Zöllner, Sam. Richter, J. Gruner, Altenstein, Stein, Th. G. v. Hippel, E. M. Arndt, Flottwell, Schön, Rosenkranz, Gregorovius, Gustav Freytag, Constantin Frantz, die im Kapitel „Vom preußischen Reich zum deutschen Nationalstaat" in reicher Fülle zusammengestellt sind. Parallele geistig-politische Vorgänge erschließt der Abschnitt „Vom Kaiserstaat zur Doppelmonarchie" für den Raum des Habsburgerstaates. Besonders der norddeutsch-preußische Leser wird hier eine Fülle des Unbekannten und Neuen finden, ohne daß an dieser Stelle näher darauf eingegangen werden könnte. Gerade dieser österreichische Abschnitt zeigt aber auch — noch deutlicher als der preußische —, daß das Problem der Völkerordnung unter einer deutschen Führung sich zum Völkerkampf entwickelt, der volkstumspolitische Gesichtspunkt sich also zum Ringen um die Erhaltung des deutschen Volkstums gegenüber den erwachenden, von radikalen nationaldemokratischen Tendenzen beseelten Nationalitäten des Ostens wandelt.

Am stärksten ist diese Wandlung in der Geschichte Deutschungarns und der siebenbürgisch-sächsischen Nation einerseits, des baltischen Deutschtums andererseits zum Ausdruck gebracht. Ich möchte diese beiden Abschnitte, die die vorliegende Darstellung abschließen und auf ihren Gebieten den Leser bis an die Schwelle der Gegenwart führen, für den eindrucksvollsten Teil des Buches halten. Hier übersieht man — auf verhältnismäßig geschlossenem landschaftlichen Raum, in vielfacher Parallelität und doch auch wieder in wesentlichen Unterschieden — eine hundertjährige Entwicklung der politischen Haltung auslanddeutschen Volkstums, den immer stärker werdenden Konflikt zwischen völkischem Bewußtsein und Staatsangehörigkeit, sowie die schließlich durch die Verhältnisse bedingte Rückkehr zur „Reichsidee," die fast unmittelbar in das Geschehen unserer Tage mündet.

Das gedankenreiche Buch ist keine bequeme Lektüre. Bei der Fülle des Stoffes ist es mitunter nicht ganz leicht, den Leitgedanken, das volkstumspolitische Problem, von anderen, parallelen oder gegensätzlichen, Strömungen scharf zu scheiden. Auch die Darstellungsart ist nicht ganz einheitlich. Neben Partien, die an Treitschkes Stil erinnern, stehen solche, die etwas ermüdend wirken. Vielleicht hätte auch in der recht reichlich gegebenen wörtlichen Anführung von Zeugnissen, so aufschlußreich sie im einzelnen sind, eine gewisse Beschränkung walten können. Der Geschlossenheit der Darstellung wäre das jedenfalls zugute gekommen.

Diese mehr formalen Bedenken sollen aber nichts an der sachlichen Anerkennung mindern, die wir Cr.s bedeutender Leistung schulden. Gibt sein Werk methodisch der Forschung einen ernsten Antrieb zur „gesamtdeutschen" Geschichtsauffassung, so darf es anderseits heute, wo sich auf dem Gebiete der Volkstumspolitik im gesamten Ostraum tiefgreifende Veränderungen vollziehen und unerwartete Entscheidungen fallen, auf besonderes Verständnis bei allen denen rechnen, die im Geschehen der Gegenwart die sinnvolle Lösung einer tausendjährigen Frage nicht nur machtpolitischen, sondern auch geistesgeschichtlichen Charakters sehen.

Königsberg (Pr). Bruno Schumacher.

Deutsches Städtehandbuch. Handbuch städtischer Geschichte. Im Auftrage der Konferenz der landesgeschichtlichen Kommissionen mit Unterstützung des Deutschen Gemeindetages herausgegeben von Erich Keyser. Band I Nordostdeutschland. W. Kohlhammer Stuttgart-Berlin. 1939. 911 Seiten.

Die erste Anregung zur Schaffung von Städtehandbüchern empfing der Herausgeber 1933 auf dem Warschauer Internationalen Kongreß für Geschichtswissenschaft. Aber der Plan gewann doch erst Form in Besprechungen mit dem Leiter der landesgeschichtlichen Publikationsinstitute, Prof. Dr. Kötzschke, mit dem Hansehistoriker Prof. Dr. Vogel und mit dem Leiter des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine Prof. Dr. Hoppe. In jedem Fall liegt der Keim zu diesem Werk in dem Bedürfnis nicht so sehr nach einer unter gewissen Gesichtspunkten angelegten Sammlung kurzer Stadtgeschichten, als vielmehr nach der Schaffung eines Werkes, das vergleichende Stadtgeschichte und damit die Erkenntnis der Stadtgeschichte an sich und ihrer Bedeutung für die Volksgeschichte ermöglicht. Dieser großartige Versuch ist gelungen. Die Gesichtspunkte, die für die Darstellung jeder Stadtgeschichte aufgestellt wurden, zeigen nicht bloß, daß sie von einem mit diesem Stoff wohlvertrauten Forscher stammen, sondern sie verraten auch fast durchweg, daß die Problemstellung von der vergleichenden Stadtgeschichtswissenschaft ausgegangen ist. Es seien die folgenden Punkte erwähnt: Lage der Stadt, Siedlung und Straßennetz, Bevölkerung nach Herkunft und Zahl, Wirtschaft, Verwaltung, Finanzwesen, Siegel und Wappen. Die unter diesen Gesichtspunkten gebrachten Angaben dürften für die vergleichende Stadtgeschichte am fruchtbarsten verwertet werden können. Anderes — Kirchenwesen, Bildungsanstalten, Zeitungen — dient eher der Erkenntnis der Geschichte der einzelnen Städte, während die über das Vorkommen der Juden gegebenen Nachrichten einen sehr wertvollen Beitrag für die Verbreitung der Juden in Deutschland darstellen.

Ein negatives Ergebnis dieses Werkes ist die Erkenntnis, daß für die Geschichte der Wirksamkeit der Städte im 19. und 20. Jahrhundert noch ausreichende Untersuchungen fehlen.

Aufgenommen sind die am 1. Januar 1936 zum Deutschen Reich und zum Gebiet der Freien Stadt Danzig gehörenden Städte. Fast möchte man bedauern, daß der 1. Band 1939 erschienen ist; denn nun fehlen ein großer Teil der westpreußischen Städte sowie Memel und Soldau, die meisten Städte des Warthegaus und von Ostoberschlesien; hoffentlich wird es möglich sein, deren Monographien in einem Ergänzungsband zu bringen. Das Ergebnis wäre sonst, wenn auch ohne jede Schuld des Herausgebers, unbefriedigend. Außer Ostpreußen und Danzig in den Grenzen 1920—1939 enthält der Band Pommern, Grenzmark, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hamburg, Brandenburg, Berlin und Schlesien.

An der Darstellung der ostpreußischen Stadtgeschichten sind 26 Verfasser beteiligt. Weitaus die meisten, nämlich 36, stammen von Staatsarchivrat Dr. Frederichs, dem wir auch eine kurze Einleitung über die Entwicklung der ostpreußischen Städtewesens und über die Quellen und Darstellungen zur ostpreußischen Städtegeschichte verdanken. 10 Stadtgeschichten hatte der uns im Dezember 1939 allzu früh entrissene Dr. Theodor Winkler übernommen. Danzig ist vom Herausgeber, Königsberg von Studienrat Dr. Franz, Elbing von Dr. Rudolf Schultz, Marienburg von Oberbaurat Dr. Schmid dargestellt. Gewiß sind die einzelnen Beiträge von verschiedenem Wert, gewiß hat die vom Herausgeber postulierte Einheitlichkeit nicht voll durchgeführt werden können. Aber jeder, der sich mit Stadtgeschichte beschäftigt hat, wird das Erreichte dankbar hinnehmen, und die Erkenntnis der Stadtgeschichte wird aus diesem Werk reiche Anregung und Belehrung schöpfen.

Königsberg (Pr). Hein.

Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Insterburg. Heft 22: **Festschrift für Georg Froelich.** Insterburg, 1939. 92 S.

Vierzig Jahre lang hat Professor Georg Froelich die Altertumsgesellschaft Insterburg geleitet und sich als Heimatforscher um die Erforschung der Insterburger Gegend hochverdient gemacht. So war es eine wohlverdiente Ehrung für den inzwischen leider verstorbenen Forscher, wenn die Altertumsgesellschaft ihm zu seinem 80. Geburtstage das 22. Heft ihrer Zeitschrift als Festschrift gewidmet hat. Das Heft enthält eine Reihe interessanter und wertvoller Beiträge zur Heimatkunde. H. Groß, der uns in den letzten Jahren mit seinen pollenanalytischen Untersuchungen die ersten gesicherten Aufschlüsse über eine späteiszeitliche und mittelsteinzeitliche Besiedlung unserer Provinz gegeben hat, veröffentlicht zwei bearbeitete Rengeweihe des Insterburger Museums. In die jüngere Steinzeit führt uns W. La Baume mit Siedlungsfunden der nordeurasischen Kultur bei Petricken, Kr. Labiau, unter denen ein ganz erhaltenes eiförmiges, reichverziertes Gefäß als große Seltenheit besonders hervorgehoben sein soll. W. Neugebauer, Elbing, veröffentlicht einen Hortfund von eigenartigen Versteinerungen aus Neudorf, Kr. Stuhm, der in einem Gefäß des späten Latène lag. Carl Engel, jetzt Professor in Greifswald, weist an mehreren Urnenfunden aus dem Kreise Tilsit-Ragnit nun auch vorgeschichtlich die schon aus der geschichtlichen Überlieferung erschlossene Annahme nach, daß Altpreußen östlich der Tilsiter Höhe tatsächlich bis an die Memel gereicht hat. Der Kreispfleger W. Grunert, der jetzige Leiter der Gesellschaft, macht in „Nadrauer Grabungen" besonders auf eine Anzahl von interessanten Doppel- und Mehrfachbestattungen aufmerksam, die ihrerseits auch wiederum die Bestätigung eines geschichtlich erwähnten altpreußischen Brauches erbringen, den

unsere Agnes Miegel auch in ihrer Erzählung „Die sieben Ordensritter" so packend geschildert hat. Er veröffentlicht dann noch weiter Grabfunde mit zum Teil sehr reichen Beigaben, auch aus Gräbern mit Pferdebestattungen, für die sich der Jubilar ja auch stets besonders interessiert hat. Sehr wertvoll ist der Bericht über Infrarotaufnahmen bei Ausgrabungen. Von W. Gaerte erfahren wir die Deutung des „Hakendreiecks" als stilisierte Regenwolke. W. Gronau, der neue Kustos des Insterburger Museums, zeigt in mehreren trefflichen Bildern nach eigenen Wiederherstellungen „Altpreußischen Kopfschmuck". Einen sehr interessanten Einblick in die Verhältnisse des Insterburger und Wehlauer Innungswesens im 17. Jahrhundert vermittelt Fritz Gause in seinem inhaltreichen Aufsatz „Ein Streit um das Braurecht in Insterburg zwischen Kaufleuten und Handwerkern 1635/36". E. J. Guttzeit weist an einem Beispiel nach, welche Bedeutung die Prästationstabellen, d. h. die alten Verzeichnisse der Steuer- und Abgabenleistungen der Bauern, für die Sippenforschung haben können. Den Abschluß der Abhandlungen bildet ein Aufsatz von Kurt Forstreuter über „Die ältesten Zeitungen im Regierungsbezirk Gumbinnen," wonach das Zeitungswesen in Gumbinnen bis in die Zeit der preußischen Erneuerung und der Freiheitskriege hineinragt. Es folgt dann noch der Jahresbericht der Altertumsgesellschaft Insterburg, aus dem hervorgeht, daß in der Gesellschaft eifrig gearbeitet wird und daß auch die Sammeltätigkeit für das Museum sehr rege und erfolgreich gewsen ist.

Elbing. Bruno Ehrlich.

Winnig, August: Der Deutsche Ritterorden und seine Burgen. Die blauen Bücher. Verlag K. R. Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig 1940.

Es ist, als ob August Winnig seinen Dank abstatten wollte für jene erlebnis- und arbeitsreichen Jahre, die er seinerzeit auf einflußreichem politischem Posten im Baltikum und in Ostpreußen verbracht hat. Er konnte es nicht besser tun als mit einem Buch über den Deutschen Orden, dessen Staatlichkeit er selber mit vollstem Recht als grundlegend für das politische Schicksal des Landes zwischen der Küddow und dem Finnischen Meerbusen erkannt hat. Die Erinnerung zu wecken an die größten Taten, die im Mittelalter von Deutschen im Nordosten vollbracht worden sind, — das ist die Aufgabe, die sich Winnig gestellt und die er zweifellos auch mit großem Erfolge gelöst hat. Niemand wird dieses mit Begeisterung und innerer Anteilnahme geschriebene Buch ohne den größten Gewinn aus der Hand legen. Ehrliche Anerkennung wird ihm auch in den Reihen der Fachwissenschaftler zuteil werden, denen verhältnismäßig wenig Gelegenheit zu sachlicher Kritik gegeben ist. Die schönen Worte, die Winnig in den einleitenden Abschnitten über unser Verhältnis zum Mittelalter gefunden hat, sind uns allen aus dem Herzen gesprochen. Das Kapitel über die Ordensburgen gehört zu den besten, die je hierüber geschrieben worden sind.

Der Wert des Buches wird durch die zahlreichen Bildbeigaben, von denen sich einige durch besondere künstlerische Wirkung auszeichnen, nachhaltig unterstrichen. Man hätte nur gewünscht, daß bei dieser Gelegenheit endlich einmal auch einige weniger bekannte Bauwerke Eingang in die Bildliteratur über den Deutschen Orden gefunden hätten. Ich denke hierbei vor allem an das alte Wildhaus Bäslack bei Rastenburg und das kleine Ordenshaus Alt Jasnitz bei Polnisch Krone, die den Typus der kleineren Wald- und Grenzhäuser des Ordens verkörpern. Vielleicht hätte es sich auch empfohlen, die wichtigsten An-

gaben über die Lage, die Entstehung, die strategische Bedeutung und über das Schicksal der Ordensburgen in einem knappen Anhang zusammenzustellen.

Alles in allem ein Buch, das jedem Leser ungeteilte Freude vermitteln wird. Die hohe Wertschätzung, deren sich die „Blauen Bücher" erfreuen, wird ihm eine wohlverdiente Verbreitung in allen Schichten unseres Volkes sichern.

z. Zt. bei der Wehrmacht. Karl Kasiske.

Milthaler, Frank: **Die Großgebietiger des Deutschen Ritterordens bis 1440. Ihre Stellung und Befugnisse.** (Schriften der Albertus-Universität, hrsg. vom Ostpreußischen Hochschulkreis. Geisteswissenschaftl. Reihe Bd. 26.) Königsberg 1940.

Die vorliegende Schrift — eine jur. Dissertation — behandelt die Großbietiger im engeren Sinne, d. h. das Amt des Großkomturs, des Obersten Marschalls, des Obersten Spittlers, des Obersten Trappiers und des Treslers, also mit Ausschluß der Landmeister, die ja im weiteren Sinne auch zu den Großgebietigern gehören und sie in ihrer selbständigeren Stellung sogar noch überragen. Den Statuten des Ordens nach und in ihrer Betätigung im heiligen Lande sind jene fünf Großämter ursprünglich Hausämter des Ordenshaupthauses. Der Großkomtur vertritt den Hochmeister, der sich durch allein entscheidende Gewalt und Lebenslänglichkeit seines Amtes weit über die Großämter hervorhebt, der Oberste Marschall versieht das Kriegswesen, der Oberste Spittler das Hospital, der Oberste Trappier das Bekleidungswesen, und der Tresler führt die Kasse des Hochmeisters, alles auf das Haupthaus bezogen. Nach Verlegung des Haupthauses nach Preußen ändert sich die Stellung der Großgebietiger in allmählichem Übergange. Von den Ämtern bleiben nur zwei an das Haupthaus Marienburg gebunden, nämlich das des Großkomturs, der zeitweilig (unter dem Hochmeister Karl von Trier) die Funktionen des dortigen Komturs neben seinen früheren ausübt, später immer mehr in seinen Funktionen eingeschränkt wird, und des Treslers, der in Verwaltung des Finanzwesens an die Person des Hochmeisters als des obersten Finanzherrn gebunden ist. Der Sitz des Obersten Marschalls wird nach Königsberg verlegt, da dieses sich in den Kämpfen gegen die Litauer als wichtigster Waffenplatz entwickelt. Der Spittler erhält die Komturei Elbing, wo sich bisher das Haupthaus des Ordens in Preußen befand und dem Spittler nun auch die Verwaltung des dort verbleibenden Hauptspitales unterstand. Der Trappier wird Komtur von Christburg, für ihn lassen sich keinerlei Beziehungen zum allgemeinen Bekleidungswesen mehr nachweisen. Man kann wohl sagen, daß Oberster Spittler und Oberster Trappier nur mehr lediglich Ehrentitel sind. Wichtig und interessant ist die Darstellung Milthalers hinsichtlich des Marschallamtes, das durch seine Ausführungen wohl zum ersten Male in seiner ganzen Bedeutsamkeit übersehbar geworden ist. Im übrigen bildeten die fünf Großgebietiger den engeren Rat des Hochmeisters. Mit Entschiedenheit wendet sich Milthaler dagegen, ihnen eine mit Ressortministern vergleichbare Stellung zuzuschreiben. Der Hochmeister gab in allen Dingen selbst die Entscheidung, die Großgebietiger waren seine Räte, wie auch andere unabhängige mittelalterliche Landesherren ihre Räte hatten. Das Ressortwesen ist erst aus den Bedürfnissen des neuzeitlichen Staates geboren. Die fleißige und umsichtige Arbeit M.s trägt dazu bei, unsere Kenntnis der mittelalterlichen Staatsverwaltung des Ordens in wichtigen Punkten zu fördern.

Königsberg (Pr). Krollmann.

Weise, Erich: Die Staatsverträge des Deutschen Ordens in Preußen im 15. Jahrhundert. 1. Band. Hrsg. im Auftrage der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. Königsberg 1939. Kommissionsverlag Gräfe und Unzer.

Es war ein glücklicher Gedanke des Staatsarchivrats Dr. Weise, eine Sonderveröffentlichung der Staatsverträge des Deutschen Ordens im 15. Jahrhundert durch die Historische Kommission anzuregen. Die Fortsetzung des Preußischen Urkundenbuches bis zum Schlusse des 14. Jahrhunderts ist sobald nicht zu erwarten, da der jüngst erschienene 2. Band erst bis zum Jahre 1335 reicht und die Folgezeit bis zum Ende des 14. Jahrhunderts mindestens noch zwei Bände umfassen dürfte, deren Bearbeitung jedenfalls noch eine Reihe von Jahren beanspruchen wird. Ganz davon abgesehen, würde aber auch die Veröffentlichung der genannten Staatsverträge durch ihre Vielheit und ihren Umfang jedes Urkundenbuch sprengen, denn der Orden hat sehr wohl die ihm durch eine Vereinigung von Polen und Litauen drohende Gefahr heraufziehen sehen und ihr auf diplomatischem Wege zu begegnen versucht. Daher häufen sich seit dem Ende des 14. Jahrhunderts seine Staatsverträge, durch die er die feindliche Koalition zu sprengen, Konfliktstoffe mit auswärtigen Mächten zu beseitigen, Bundesgenossen zu werben, und die eigenen Grenzen durch friedliche Erwerbungen (Neumark) zu schützen strebte, in einem Ausmaße, das weder vorher noch nachher jemals erreicht worden ist. Leider blieben ja diese Bestrebungen, den Frieden zu erhalten, vergeblich. Der Orden wurde gezwungen, den Kampf der Waffen mit den übermächtigen Gegnern Polen und Litauen aufzunehmen, ohne irgendwelche ins Gewicht fallende Unterstützung vom Reiche oder den befreundeten Luxemburgern zu erhalten. Die Niederlage bei Tannenberg erschütterte dann nicht nur den Ordensstaat selbst schwer und dauernd, sondern wurde auch für die gesamte Deutschheit des Ostens von schicksalhafter Bedeutung. Gingen doch infolge der Schwächung des Ordens, die das Gleichgewicht der Rassen störte, mittelbar auch Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz dem Reiche auf lange Jahre verloren. Die Wirkungen dieses Unheils haben sich bis in die Gegenwart erstreckt, für die daher eine sichere Kenntnis der politischen Vorgänge, die sich in den Staatsverträgen des Ordens spiegeln, von größester Bedeutung ist. Dem staatspolitischen Wert der Veröffentlichung entspricht auch der wissenschaftliche. Die Weisesche Sammlung bietet die Grundlage einer vollständigen Diplomatik der Staatsverträge des Ordens, wie sie bisher noch nicht versucht worden ist. Denn W. beschränkt sich nicht darauf, die jeweiligen Haupturkunden der Staatsverträge allein abzudrucken oder, falls tadellose Drucke bereits vorliegen, in ausführlichen und die einzelnen Rechtspunkte gliedernden Regesten wiederzugeben, sondern bietet das gesamte vorliegende urkundliche Material des ganzen Vertragswerkes. Um das an einem einzelnen Falle klarzulegen, sei der wichtige Vertrag zwischen dem Orden einerseits und Polen und Litauen andererseits von Racianz im Sommer 1404 herangezogen. Da finden wir zunächst als Vorurkunde den Waffenstillstandsschluß des Ordens mit dem Großfürsten Witold vom 12. Juli 1403 wegen einer Tagfahrt an der Dubissa, die nicht zustande kam; es folgt der Unterhändlervertrag zu Racianz, dann nicht weniger als sieben Hauptverträge, drei zwischen dem Orden und Witold, vier mit König Wladislaw, ebendort in der Zeit vom 21.—23 Mai abgeschlossen, und schließlich noch ein in Thorn getätigtes Abkommen mit Wladislaw über einige Sonderartikel. Alle diese einzelnen Stücke sind durch Anmerkungen mit Hinweisen auf die mit dem Vertragswerk in Beziehung stehenden Urkunden und Schriftstücke erläutert, ebenso ist die einschlägige Literatur in weitestem Umfange vermerkt. Wie die sämtlichen Verträge des

Ordens mit Polen und Litauen untereinander in Zusammenhang stehen, so wird auch der von Racianz besonders durch die noch im Sommer 1404 zu Ritterswerder und 1405 in Thorn abgeschlossenen ergänzt. So erhält man im einzelnen einen ausgezeichneten Einblick in die Entstehung der Verträge und im Zusammenhang einen vortrefflichen Überblick über die Grundlinien der politischen Entwicklung. Der fertig vorliegende Band enthält die Staatsverträge der Jahre 1398—1437, begleitet also die Geschichte des Ordens von dem Höhepunkt seiner Macht, der durch die Abtretung Samaitens durch den Großfürsten Witold im Vertrage von Sallinwerder gekennzeichnet ist, bis zu dem durch eine nicht wieder gut zu machende Einbuße an politischer Geltung erkauften Frieden von Brest. In dem zweiten Bande sollen die sechzig Jahre von 1437—1497 behandelt werden, in denen zunächst dem Orden durch die auswärtigen Bindungen Polens eine Atempause gewährt wurde, bis die ständische Revolution den Staat zerbrach. Nach der Zerstückelung Preußens durch den zweiten Thorner Frieden erlebte aber das dem Orden verbliebene Teilstück nicht nur eine kräftige Aufbauarbeit, sondern auch neue politische Willensbildung, die ihm erlaubte, in den internationalen Kämpfen um den deutschen Osten wieder eine Rolle zu spielen, während die Deutschen in Westpreußen sich mit Zähigkeit der polnischen Angriffe gegen ihre Selbständigkeit erwehrten. Den Niederschlag dieser Vorgänge werden die dem zweiten Bande vorbehaltenen Staatsverträge bilden, denen also eine ähnliche Bedeutung zukommt, wie den im ersten Bande vereinigten. Es ist dringend zu wünschen, daß das Erscheinen des zweiten Bandes sich möglichst bald verwirklicht. Die große Sorgfalt und Umsicht, mit der der erste redigiert ist, garantiert sicher für die Qualität auch des zweiten Bandes.

Königsberg (Pr). Krollmann.

Hanserezesse von 1531—1560, bearbeitet von Gottfried Wentz. Lfg. 1—4. Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Weimar 1937. 320 S.

Nachdem der letzte Band der 3. Abteilung der Hanserezesse von Dietrich Schäfer und Friedrich Techen 1913 für die Jahre 1525—1530 herausgegeben worden ist, hat der Hansische Geschichtsverein sich entschlossen, die Fortsetzung der Rezeßausgabe dem Staatsarchivrat Gottfried Wentz zu übertragen. Nach langjährigen Vorarbeiten konnte dieser die ersten Lieferungen des 1. Bandes der 4. Abteilung vorlegen, der die Hansischen Tagfahrten und ihre Vorverhandlungen in den Jahren 1531—1534 umfassen soll. Die Ausgabe läßt wieder die stoffliche Vollständigkeit und die kritische Sorgfalt erkennen, die bei diesem für die Geschichte der Ostseeländer höchst wichtigen Quellenwerke seit jeher üblich ist. Die vorliegenden Lieferungen betreffen die hansischen Verhandlungen bis zum November 1534 und enthalten 344 Hauptnummern mit vielen Nebenakten. Weniger wichtige oder bereits anderswo gedruckte Niederschriften sind nur nach ihrem Inhalt wiedergegeben; stets sind die archivalischen Standorte und die Druckstellen verzeichnet. Zahlreiche Anmerkungen verweisen auf das einschlägige Schrifttum. Gegenstand der Verhandlungen bilden zunächst die Vereinbarungen der wendischen Städte über ihr Verhalten zu Christian II. von Dänemark und den Bemühungen Karls V., die Städte zu seiner Unterstützung zu veranlassen, ferner die bei den Hansetagen üblichen Erörterungen über die einzelnen Städten im Auslande zugefügten Schädigungen, der Krieg Lübecks gegen die Holländer und Holstein; auch sind einige Städtetage in Livland berücksichtigt. An dieser Stelle sollen genauer nur die für die Geschichte des Preußenlandes bedeutsamen Schreiben und Niederschriften erwähnt werden. Herzog Albrecht wurde 1532 zu Verhandlungen in Kopenhagen eingeladen (95). Die Danziger Ratsherren

Bremer und Forstenberger erwirkten in Stralsund und Kopenhagen trotz des Krieges die ungehinderte Durchfahrt von Schiffen von und nach Danzig durch den Sund (98, 99, 102, 104—106, 108, 111—115, 116 Ziffer 131 ff., 130—134, 136, 139, 141—142) und verhandelten mit Lübeck über die Stellung Danzigs zu dem Krieg gegen die Holländer 1533—1534 (168, 171, 198—213, 218, 219, 224, 227, 229, 236, 241, 257, 260—261, 264). Die wendischen Städte suchten Danzig zur Einstellung seines Handels mit Schweden zu veranlassen (327 f.). Die meisten dieser Akten sind nur kurz, inhaltsmäßig verzeichnet; ausführlicher sind die Berichte der Danziger Ratsherren aus Lübeck 1534 wiedergegeben (227—229), sowie die etwas spätere Anweisung des Rates an seine Gesandten (236). Die meisten dieser Danzig betreffenden Schriften sind bereits in dem Danziger Inventar von Simson erwähnt; sie erweisen in dem größeren Zusammenhange, in den sie in den Hanserezessen gestellt sind, die selbständige Politik, die Danzig in den Kriegen Lübecks mit Dänemark, Schweden und Holland einnahm. Die übrigen Städte des Preußenlandes werden, für die hansischen Beziehungen bedeutungslos, kaum erwähnt. Die noch ausstehende 5. Lieferung soll eine ausführliche Einleitung sowie die erforderlichen Orts- und Sachverzeichnisse bringen.

Danzig-Oliva. Keyser.

Quednau, Hans: Livland im politischen Wollen Herzog Albrechts von Preußen. Ein Beitrag zur Geschichte des Herzogtums Preußen und des preußisch-livländischen Verhältnisses 1525—1540. — Deutschland und der Osten. Quellen und Forschungen zur Geschichte ihrer Beziehungen. Band 12. Leipzig (Hirzel) 1939. XII, 201 S., 8°.

Eine Gesamtdarstellung der Außenpolitik Herzog Albrechts von Preußen entbehrt bekanntlich die altpreußische Geschichtsforschung immer noch schmerzlich. Solange dieser Wunsch nicht erfüllt sein wird, begrüßt man jeden ernsten Einzelbeitrag zu diesem umfassenden Thema von vornherein mit Dank als eine willkommene Abschlagszahlung auf die noch zu leistende Aufgabe. Nachdem bereits vor Jahrzehnten Kiewning und Karge grundlegende Studien zur deutschen Politik Herzog Albrechts veröffentlicht hatten, gab Forstreuter in seinem 1938 erschienenen aufschlußreichen Buche nicht nur eine Darstellung der Beziehungen Albrechts zu Rußland, sondern ging im Zusammenhang damit auch wiederholt auf seine nordische und livländische Politik ein. Diese letztere findet nun ihre zusammenfassende und eingehende Darstellung in dem vorliegenden Buche. Quednau schöpfte in erster Linie aus den reichen Schätzen des Königsberger Staatsarchivs, daneben aus den Beständen des bischöflichen Archivs zu Frauenburg und konnte außerdem auch den Nachlaß A. Seraphims und P. Karges benutzen, die beide leider durch den Tod am Abschluß ihrer den preußisch-livländischen Bezihungen gewidmeten langjährigen Arbeiten verhindert worden waren. Die gedruckte Literatur, insbesondere soweit sie der baltischen Landesgeschichtsforschung angehört, ist in befriedigender Vollständigkeit und mit kritischer Besonnenheit verwertet, so daß die Gefahr eines bloßen Aktenreferats glücklich vermieden ist.

Daß Quednaus Schrift aus der Schule von Rudolf Craemer hervorgegangen ist, erhellt nicht nur aus dem Vorwort, sondern auch aus bestimmten Gedankengängen der Darstellung. Indem Q. den Gründen von Albrechts livländischer Politik nachgeht, findet er A. in erster Linie von dem Wunsche beseelt, die baltischen Lande für die Lehre des Evangeliums zu gewinnen, wobei als Gegenspieler auf livländischer Seite der Rigaer Stadtsyndikus Johann Loh-

müller erscheint, dessen Schriften Q. ein besonderes Kapitel widmet. Mit dieser reformatorischen Tendenz A.'s verbindet sich nach Q. der andere Gedanke, daß Preußen und Livland auf Grund ihres deutschen Volkstums zusammengehören. Da aber A. durch den Vertrag von Krakau sich (wenigstens äußerlich) aus dem Reichsverband gelöst hat, ergeben sich Spannungen zwischen dem deutsch-evangelischen Bestreben des Herzogs und der auf Bewahrung des Reichszusammenhanges bedachten Politik Livlands, wie sie in erster Linie von dem livländischen Ordenszweige und dessen großem Meister, Wolter von Plettenberg († 1535), vertreten wird. Die Ordensidee, die konfessionelle Frage, aber auch die besonderen territorialpolitischen Verhältnisse Livlands erweisen sich vielfach als Hemmnisse. Insbesondere bedeutet die russische Gefahr für Livland seit jeher etwas ganz anderes als für Preußen; dazu kommt nun die innenpolitische Zerrissenheit des Landes, so vor allem der jahrhundertelange Streit der Erzbischöfe von Riga mit dem Orden; auch die Selbständigkeitsbestrebungen der Stadt Riga wie der Vasallen der Ordens- und der stiftischen Gebiete gehören hierher. Versagt sich der Orden dem Gedanken einer Säkularisation des Landes nach preußischem Muster, so ist Albrechts Politik nun darauf gerichtet, unter Benutzung der inneren Spaltungen den Aufbau eines neuen livländischen Landesfürstentums zu ermöglichen, das in deutsch-evangelischer Haltung und mit starker Anlehnung an das Herzogtum Preußen echtere politische Möglichkeiten für die Zukunft bieten könnte als die weitere Erhaltung des Ordensstaates. In diesen Zusammenhang gehört die Rolle, die Albrecht seinem Bruder Wilhelm als Koadjutor des Erzbischofs von Riga zugedacht hatte. Wie sehr diese Bestrebungen an der Unzulänglichkeit der Person Wilhelms, aber auch an der Tatsache eines starken livländischen Territorialbewußtseins ihre Grenze fanden, zeigt besonders eindringlich das Kapitel über den Öselschen Streit, das auch die Verflechtung der livländischen Frage in die gesamte Ostseepolitik des Herzogs darlegt. Mit der Erlangung der erzbischöflichen Würde durch Wilhelm (1539) endet Albrechts erster großer Versuch einer Veränderung Livlands „von innen her" im deutsch-preußisch-evangelischen Sinn. Verfasser bricht an dieser Stelle seine Darstellung ab und begründet dies damit, daß die Wiederaufnahme einer aktiven Livlandpolitik des Herzogs in den 50er Jahren einen anderen Charakter getragen habe als die seiner Frühzeit; sie sei reine Machtpolitik geworden.

In einem Schlußkapitel setzt Q. sich mit der grundsätzlichen Frage „Volksbewußtsein und Reichsgedanke bei Herzog Albrecht und ihre Bedeutung für die livländische Politik" auseinander. Er kommt hier — teilweise im Vorblick auf die Aufgabe des späteren Königreichs Preußen — zu dem Ergebnis, daß Herzog Albrecht trotz seiner Bedrohung durch das Reich „Reichspolitik" getrieben habe, insofern er im Interesse des deutschen Volkstums „eine neue Lebensordnung im Nordosten Europas" durchzuführen suchte, eine Lebensordnung übrigens, die weniger mit der Russengefahr als mit dem Türkenansturm rechnete und unter Einbeziehung von Polen, Böhmen und Ungarn in die südöstliche Abwehrfront des Reiches, aber unter gleichzeitiger Fühlungnahme mit den Ostseerandstaaten, ein befriedetes „Ostmitteleuropa" schaffen und zugleich der „Bewahrung des deutschen Volkstums" dienen sollte. Daß das zerfallende Reich sich diesen Plänen Albrechts versagte, darin sieht Q. die Tragik seiner Politik, aber auch das Schicksal des baltischen Deutschtums.

Ob der Livlandpolitik Herzog Albrechts wirklich derartig große Konzeptionen zu Grunde lagen? Es ist bekannt, daß A. sein Leben lang die Gefahr vor Augen sah, die ihm und seinem Herzogtum wegen der Säkularisation des preußischen Ordenslandes vom Kaiser und von den katholischen Reichsständen drohte. In der Front dieser feindlichen Mächte sah er auch stets den Deutschen

Orden. Alle seine Bündnisbestrebungen und politischen Aktionen sind von dieser Sorge getragen. L. weiß das sehr wohl, ist aber trotzdem geneigt, wenigstens für die von ihm behandelte Zeit den anderen Gesichtspunkt stärker in den Vordergrund treten zu lassen. Manches spricht allerdings für seine Auffassung. Vielleicht wird diese Frage erst endgültig entschieden werden können, wenn einmal das Verhältnis des Herzogs zu Polen (einschließlich Westpreußens) und zu den nordischen Staaten eingehend untersucht sein wird. Ob sich nicht L. selbst an diese schwierige Aufgabe wagen möchte? Durch seine hier vorgelegte Erstlingsarbeit, die auch in wünschenswerter Weise die Wirksamkeit namhafter politischer Mitarbeiter des Herzogs, wie z. B. M. v. Schierstedts, berücksichtigt, hat er jedenfalls bewiesen, daß die altpreußische Geschichtsforschung von seinem wissenschaftlichen und darstellerischen Können noch weitere wertvolle Förderung bzw. Anregung zu erwarten hat, besonders im Sinne einer Herausstellung von Zusammenhängen und Gedankengängen, die über den Rahmen des Landschaftlichen hinausgehen.

Königsberg (Pr). Bruno Schumacher.

Seyffarth, Ursula: Zur Außenpolitik des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg von 1810—1812. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Befreiungskriege. (Berliner Studien zur neueren Geschichte, herausgegeben von Fritz Hartung, Heft 4.) Konrad Triltsch-Verlag Würzburg-Aumühle. IX und 85 S. 1939.

Vorzügliche Untersuchung, die aus den Quellen vor allem des Geheimen Staatsarchivs und in sicherer Beherrschung der Literatur die Einzelstufen von Hardenbergs Außenpolitik vom Juni 1810 bis zum März 1812 behandelt, ihr größere Gerechtigkeit als bisher widerfahren läßt, allerdings den Fehler macht, Hardenbergs Einsatzpunkt vom Sommer 1810 („französisches System") zu grundsätzlich zu sehen. Überhaupt wird die Gefahr einer gewissen Überbelichtung der geschichtlichen Vorgänge nicht vermieden und Hardenbergs Politik zu sehr in einem logisch-rationellen Ablauf gesehen, als daß sie aus der gerade bei diesem Politiker so entscheidenden Lebendigkeit politischen Verhaltens und politischer Anpassung erklärt wird; es fehlen die tieferen Ausblicke ebenso auf die Gesamtpersönlichkeit wie auf die Gesamtpolitik Hardenbergs, so daß die entscheidenden Fragen nach der preußischen Politik dieser Jahre noch nicht als voll gelöst gelten können. Manche Einzelheiten, auch das Literaturregister, lassen zu wünschen übrig. Nichtsdestoweniger ist bei dem weitgehenden Fehlen eindringender Hardenbergstudien seit Ranke und Meisner, während die Arbeiten über Stein und Metternich sich gleichzeitig häufen, die dem preußischen Staatskanzler gewidmete ernsthafte und sorgfältige Studie durchaus zu begrüßen.

Königsberg (Pr). Kurt v. Raumer.

Perdelwitz, Richard: Die Polen im Weltkriege und die internationale Politik. Leipzig 1939, 8°, 283 S. RM. 5,80;

Arenz, Wilhelm: Polen und Rußland 1918/1920. Ebd., 8°, 107 S. RM. 3.00. = Grenzmärkische Forschungen, Veröffentlichungen der Grenzmärkischen Gesellschaft zur Erforschung und Pflege der Heimat e. V. in Schneidemühl, Nr. 2 und 3.

Als nach dem Zusammenbruch Rußlands und der Donaumonarchie auch Deutschland nach den großartigen Ansätzen im Weltkrieg als Macht- und

Ordnungsfaktor in dem ihm zugeordneten ostmitteleuropäischen Bereich ausfiel, wurde dessen Kleinvölkern der Vorstoß zu einer gerade auf Kosten Deutschlands wie des Deutschtums sich auswirkenden Eigenstaatlichkeit mit Unterstützung der Westmächte ermöglicht, wobei den Polen nach Zahl, Lage wie Anspruch eine besondere Bedeutung zukam. Zwei Probleme sind es, die, wie Perdelwitz in einem einleitenden Überblick herausarbeitet, in diesem Zusammenhang ein wesentliches Anliegen des polnischen Schrifttums bilden: neben der grundlegenden Frage nach den Ursachen der Entstehung Polens, eng damit verbunden die noch drängendere nach dem Anteil des polnischen Volkes. Beide — Wissenschaftler wie Politiker — waren sich darüber klar, daß 1918 der Hauptanteil der „historischen Gelegenheit", der einmaligen Situation zufiel, und man wird es nur bedauern, daß das darin beschlossene Eingeständnis einer Begrenztheit der polnischen Macht- und Wirkungsmöglichkeiten nicht aus dem Bereich literarischer Erkenntnis auf die aktive Politik ausstrahlte.

Seit Paul Roths Schrift über die Entstehung des polnischen Staates und Walter Reckes umfassendem und bekanntem Werk, einer der bleibenden Leistungen der Geschichtswissenschaft der letzten Jahrzehnte, ist die polnische Frage im Weltkrieg im deutschen Schrifttum nicht wieder zusammenfassend behandelt worden. So verwickelt nun im einzelnen auch die Vorgänge sein mögen, man denke nur an die Entwicklung der Verhältnisse im Lager der Mittelmächte, so wird man es dem Verfasser doch lassen müssen, daß es auch ihm gelungen ist, in einer frischen Sprache, die bis zuletzt den Atem behält, die Zäsuren und großen Etappen sichtbar zu machen. Dabei erhebt sich natürlich die Frage, worin denn „eigentlich das Neue und Weiterführende, Eigenartige und über die Vorgänger Hinauskommende besteht." Hier wird nun eine Kritik einsetzen müssen, die sowohl auf die Methode des Verfassers wie den Inhalt seiner Darstellung zielt, wobei wir, ausgehend von der Tatsache, daß Perdelwitz der Gefahr einer gewissen Verengerung des Blickfeldes nicht entgangen ist und damit die Höhe und Weite des Gesichtspunktes Reckes nicht erreicht, seiner Leistung nicht ganz froh werden. Der Verfasser hat es für gut befunden, nur polnische Quellen und Darstellungen heranzuziehen; diese sind, gemessen an ihrer Auswertung durch Recke, neben den Erinnerungen des Grafen Hutten-Czapski vor allem durch das in der Zeitschrift „Niepodległość" vorliegende Material ergänzt, die vom Forschungsinstitut für die neueste Geschichte Polens herausgegeben wurde. Manche anderen Werke wie die der beiden Leiter des Instituts oder das umfangreiche Schrifttum Smogorzewskis (mit einer Ausnahme) sind unberücksichtigt geblieben. Fordert allein schon diese Tatsache unseren Widerspruch heraus, so ergeben sich gerade aus dieser Sachlage eine Reihe von Bedenken, die sich in erster Linie an die Wendepunkte in der Entwicklung der polnischen Frage anknüpfen lassen. So hätte die Heranziehung Reckes die letzten Ursachen und Triebkräfte der Einreihung des Polentums in die antideutsche Einkreisungsfront vor 1914 oder den polnischen Anteil am Kriegseintritt der Vereinigten Staaten noch überzeugender heraustreten lassen. Über die für das polnische Problem so entscheidende Frage nach der Möglichkeit eines deutsch-russischen Sonderfriedens lassen sich nun einmal von der schmalen Basis des polnischen Quellenmaterials aus keine endgültigen Aussagen machen. Die Heranziehung des deutschen Schrifttums hätte den Verfasser auch vor Fehlurteilen und so ins Leere stoßende Polemiken bewahrt. In manchen Punkten, wie z. B. im Zusammenspiel der Wiener Politik mit Erzberger, besitzen wir längst Klarheit, wo Perdelwitz glaubt, noch ein Fragezeichen setzen zu müssen. Als unnötig wird der Leser die Rückübersetzungen von deutschen Zitaten aus dem Polnischen empfinden, wo es ein Leichtes gewesen wäre, das Original heranzuziehen.

So begrüßenswert für den des Polnischen unkundigen deutschen Leser auch die vom Verfasser gehandhabte ausführliche Heranziehung des polnischen Schrifttums ist, so hat er doch durch diese bewußte Einengung seiner Grundlagen die Gültigkeit und Tragfähigkeit seiner Aussagen selbst eingeschränkt und bleibt somit wesentlich hinter seiner Zielsetzung einer Gesamtdarstellung des polnischen Problems im Weltkrieg zurück, es sei denn, er wollte seine Entwicklung allein „im Lichte des polnischen Schrifttums“ bieten, wie wir eine Bemerkung auf Seite 97 erweitern können. In dieser Begrenzung allerdings würden wir dem Verfasser unseren Dank nicht versagen können.

Weit erfreulicher und in ihrem Gesamtergebnis fruchtbarer ist die klare, übersichtliche, vielleicht bei ihrer Straffheit allzu knappe Arbeit von Arenz, die unter erschöpfender Heranziehung vor allem des Schrifttums der Ostvölker selbst, an der Spitze Pilsudskis bekannte Studie „Das Jahr 1920“, den im Zeichen seiner Persönlichkeit stehenden Kampf um die polnische Ostgrenze schildert und damit einen wertvollen zusammenfassenden Beitrag zu dem von unserer Forschung noch wenig erschlossenen Gebiet der östlichen Nachweltkriegsgeschichte bietet. In einer — gemessen an dem Gesamtumfang — etwas zu breit angelegten Einleitung gewinnt der Verfasser die notwendige Klarheit zum Verständnis der polnischen und russischen Verhältnisse, wobei die letzteren in ihrer Spannung zwischen bolschewistischer Revolution und allrussischer Reaktion in gleicher Weise die sich auf ehemals westrussischen Boden erhebenden „Nationalstaaten“ bedrohten. Von dieser Basis aus läßt nun Arenz nach Beseitigung der allrussischen Gefahr aus den weltrevolutionären Bestrebungen der Bolschewisten wie dem polnischen Streben nach einem Großpolen in den Grenzen von 1772 die kriegerische Auseinandersetzung der Jahre 1918/20 erstehen, die ja nicht anders wie die übrigen Auseinandersetzungen jener Monate und Jahre im Osten so seltsam vom Massen- und Materialeinsatz des Weltkrieges abstach und sicher auf das strategische und taktische Denken der polnischen Militärs nicht ohne Einfluß geblieben ist. Im Laufe dieses Kampfes wurde Polen zwar an den Rand des Unterganges geführt, aber durch das von Pilsudski im Gegensatz zu den strategischen Ratschlägen General Weygands heraufgeführte „Wunder an der Weichsel“ gerettet. Allerdings wird man dabei betonen müssen — ohne daß diese Tatsache bei Arenz hervorträte —, daß erst die Abwehr des bolschewistischen Durchbruchversuches nach Mitteleuropa über das Baltikum durch den Einsatz der Deutschbalten wie der reichsdeutschen Freikorps Polen die zum Aufbau seiner Staatlichkeit wie seiner Armee notwendige Atempause geboten hatte und damit die Vorbedingung geschaffen war, wie General Graf von der Goltz in seinen Erinnerungen schreibt, „daß Polen 1920 nochmals die Bolschewisten zurückwerfen konnte“.

Königsberg (Pr). Ernst Keit.

Letztes Korridorschrifttum: 1. **Deutschland und der Korridor.** In Zusammenarbeit mit Günter Lohse und Waldemar Wucher herausgeg. von Friedrich Heiß. Volk und Reich-Verlag Berlin 1939. 319 S. und zahlreiche Bilder.

2. **Friedrich Grimm, Frankreich und der Korridor.** Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1939. 122 S.

3. **Zeugnisse der Wahrheit. Danzig und der Korridor im Urteil des Auslandes.** Zusammengestellt von Margarete Gärtner. Mit einer Einleitung von D. Dr. Brackmann. Volk und Reich-Verlag Berlin 1939. 79 S.

4. **Arnold Zelle, 50 Korridorthesen. Abrechnung mit Polen.** Volk und Reich-Verlag Berlin 1939. 95 S.

5. **Axel Schmidt, Gegen den Korridor.** Polnische Zeugnisse und Tatsachen. Edwin Runge, Berlin 1939. 47 S.

Wenn in den Jahren 1934—1939 die deutsche Wissenschaft und Publizistik über die Probleme der deutschen Ostgrenze und des „Korridors" im besonderen starke Zurückhaltung nach außen wahrte, so war das nichts anderes als der Ausdruck einer — auf der Gegenseite freilich keineswegs eingehaltenen — außenpolitischen Disziplin und einer Sicherheit, die ihre Zeit abwarten konnte. Im Augenblick, da Polen die Linie des Abkommens von 1934 offen verließ, konnten die Prozeßakten in Sachen Korridor sofort wieder hervorgeholt werden, und sie waren jetzt um manche Tatbestandsaufnahme erweitert. So brachte das halbe Jahr, vom März bis zum September 1939, eine Fülle politischen Schrifttums zu der Frage Danzig und Weichselland. Unter ihm war vieles für den Tag geschrieben und auch in der Aufgreifung propagandistischer Thesen der veränderten Lage seit 1933 nicht im vollen Umfange Rechnung tragend, aber doch auch wieder manches, was zum mindesten die Lage des Sommers 1939 getreu widerspiegelt. Wir zeigen hier eine kleine Auswahl aus diesem Schrifttum an, obwohl die Akten Korirdor inzwischen bereits geschlossen sind. Der Volk und Reich-Verlag ging mit einer Neuausgabe seines Sammelwerkes „Deutschland und der Korridor" voran (1.), das seinerzeit in seiner Erstfassung von 1933 gleichsam den abschließenden Bericht über die Korridordebatte des vorausgehenden Jahrzehnts gebildet hatte. Die zweite Auflage von 1939 ist nun ein völlig neues Werk mit neuen Mitarbeitern und neuen Themen geworden. Übernommen wurde lediglich ein Artikel von Karl C. von Loesch „Wie die Ostgebiete des Reiches verloren gingen"; zwei weitere Beiträge erscheinen wieder, jedoch aus anderer Feder (über die Zerstörung des ostdeutschen Wirtschaftsraumes durch Versailles, früher von G. Aubin, jetzt von Walter Geisler, und über das Korridorproblem in der internationalen Diskussion, 1933 von E. Murawski, 1939 von Ulrich Wendland). Sonst wurde auch der Aufbau des Ganzen und die Form der Darstellung umgestaltet; von Vorteil ist dabei die stärkere Zusammenziehung des Stoffes in wenigere größere Aufsätze und die spürbare Vervollkommnung des Bildteiles sowie die Vermehrung der Kartenskizzen. — Unter den neuen Textabschnitten seien die von N. Creutzburg über den ostmitteleuropäischen Raum und E. Keysers bevölkerungsgeschichtliche Untersuchung „Volkstum und völkische Leistung im Weichselland" hervorgehoben. E. Maschke gibt einen Bericht über das politische Schicksal des Weichsellandes. —

1939 stand die deutsche Wissenschaft und Publizistik bei der Wiederaufnahme der Korridorerörterung vor der Tatsache, daß alle zarten Keime eines Verständnisses für die unhaltbare Lage an der Weichsel, die sich im Westen hie und da in früheren Jahren gezeigt hatten, mit einem Male von der zuletzt gesteigert seit dem März 1939 aufbrandenden Welle des Hasses und Unverstandes erstickt wurden. Hatte es unter solchen Voraussetzungen einen Sinn, noch einmal mit einem Appell an die Vernunft hervorzutreten? Der Versuch ist im deutschen Schrifttum im Sommer 1939 gemacht worden, und neben den Waffen, die das eigene gute Recht verlieh, war es nicht zuletzt der Hinweis auf ältere Zeugnisse westeuropäischer Staatsmänner für den „Widersinn" des Weichselkorridors, die in die Debatte geworfen wurden. So hat Fr. Grimm (2.) in seiner Schrift „Frankreich und der Korridor" eine Überschau über den Anschauungswandel im französischen Denken zwischen 1919 und 1939 gegeben mit einer überzeugenden Herausstellung der positiven Stimmen in den 20er Jahren: der Bücher von d'Etchegoyen, Tourly und René Martel. Grimm kann es vor den Ereignissen

des August und September 1939 noch offen lassen, ob solche oder die zahlreicheren anderen Stimmen die französische Entscheidung bestimmen würden — heute sind sie nur noch historische Erinnerungen, ungenutzte Möglichkeiten, die Frankreich vorbeigehen ließ. Als solche wird man sie sich merken müssen.

Ein ähnliches Ziel wie die Grimmsche Untersuchung setzt sich auch der Sammelband „Zeugnisse der Wahrheit. Danzig und der Korridor im Urteil des Auslandes. Zusammengestellt von Margarete Gärtner" (3.), der vor allem angelsächsische Politiker zu Wort kommen läßt. (Die Schrift wurde u. a. auch ins Englische übersetzt.) Auf einen geschichtlich erklärenden Begleittext ist hier verzichtet; die Zitate sprechen für sich und erscheinen alphabetisch nach Personennamen geordnet. Mancher der hier bemühten Gewährsmänner — Foch, Weygand, Smuts und — W. Churchill! — dürfte sich nur ungern an seine frühere Meinung erinnern lassen. Für uns bekommen aber in der Rückschau alle diese scheinbar wohlwollenden Erklärungen einen merkwürdigen Beigeschmack: sie erinnern so auffällig an die anderen unverbindlichen Versprechungen und Zusagen, mit denen man ein schwaches Deutschland hinhalten wollte. —

Dieser letzte „Korridorbericht," der in dieser Zeitschrift erscheinen soll, sei abgeschlossen mit dem Hinweis auf zwei bequeme Zusammenfassungen von geschichtlichen, politischen und statistischen Unterlagen zum Korridorproblem, die beide auf breitere propagandistische Wirkungen zielen: Arnold Zelles 50 Korridorthesen (4.) und Axel Schmidts Schrift „Gegen den Korridor". (5.) Man wird auf sie auch heute noch für Zwecke der Schulung zurückgreifen können.

Königsberg (Pr). Th. Schieder.

Kasiske, Karl: Das deutsche Siedelwerk des Mittelalters in Pommerellen. (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Heft 7.) Kommissionsverlag Gräfe und Unzer, Königsberg, 1938. 307 S.

Nachdem der Verfasser bereits vor einigen Jahren eine grundlegende Untersuchung über den Hergang der Besiedlung des Preußenlandes östlich der Weichsel zur Ordenszeit vorgelegt hatte, veröffentlicht er jetzt eine gleichartige Siedlungsgeschichte Pommerellens. Diese Arbeit ist um so verdienstvoller, als bisher gerade die deutsche Siedlung in Pommerellen nur für wenige einzelne Gebiete und auch noch gar nicht im Zusammenhange dargestellt worden ist. Die von K. angestellten Nachforschungen über die Ausbreitung deutscher Stadt-, Dorf- und Gutssiedlungen bieten daher zum Teil völlig neue Ergebnisse und beziehen sich ebenso auf die kritische Übersicht über die einschlägigen Quellen wie auf die Entstehung und Entwicklung der landesherrlichen und geistlichen Siedlungen und auf ihre Rechtsverhältnisse. Leider sind die Aussagen der Quellen über die Bevölkerungsgeschichte Pommerellens zur Zeit der Herzöge und der Hochmeister in diesem Zusammenhange nicht mit ausgewertet worden; es soll dies in einer anderen Veröffentlichung nachgeholt werden. Auch ist trotz einer Karte über die Verbreitung der deutschen und des „polnischen" Rechtes in der dörflichen Siedlung Pommerellens der Gesamtumfang des um die Mitte des 15. Jahrhunderts deutscher Besiedlung und deutscher Kultur erschlossenen Raumes nicht zusammenfassend dargestellt worden. Die Angaben des Großen Zinsbuches hätten in dieser Hinsicht stärker herausgestellt werden können. Trotzdem bietet K.s Buch den überzeugenden Nachweis, daß Pommerellen, entgegen einer weit verbreiteten und besonders von polnischer Seite geförderten Vorstellung am Ende der Ordensherrschaft ebenso wie „Ostpreußen" so stark von deutschem Volkstum und deutscher Leistung erfüllt war, daß seine restlose Ein-

deutschung nur noch wenige Jahrzehnte erfordert hätte. Der Fortgang dieser so glücklich begonnenen Entwicklung wurde nicht so sehr durch das Ausbleiben deutscher Zuwanderer, als durch die gewaltsame Verelendung des Landes unterbrochen, die Hussitten und Polen auf ihren Raubzügen vorgenommen hatten. Die Arbeit K.s wird der weiteren ortsgeschichtlichen Forschung die näheren Wege weisen und sollte dazu anregen, daß auch die 2. deutsche Ostsiedlung seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mit gleicher Gründlichkeit untersucht wird, wie es K. für die erste Siedlungsstufe getan und Ost und Schultz für die angrenzenden Teile der Neumark und des Warthelandes bereits begonnen haben.

Danzig-Oliva. Keyser.

Ost, Horst-Gotthard: Die zweite Deutsche Ostsiedlung im Drage- und Küddow-Gebiet (Grenzmark Posen-Westpreußen). 1. Teil: Wandlungen im Siedlungsbild eines Abwanderungsgebietes (Deutschland und der Osten, Bd. 14). Leipzig 1939. 152 S., mit 4 Karten.

In einer hier bereits besprochenen Untersuchung[1]) behandelte W. Schulz den Vorgang der „Zweiten Deutschen Ostsiedlung im westlichen Netzegau," dem Land beiderseits der Netze zwischen Drage und Küddow (etwa ehem. posensche Kreise Kolmar und Czarnikau). Jetzt liegt der 1. Band einer entsprechenden Arbeit über das nördlich anschließende Gebiet (vorwiegend Kr. Dt. Krone) vor. Schon Schulz hatte auf den Zusammenhang der neumärkischen und pommerschen Entvölkerung als Folge der im 16. Jahrhundert sich ausbreitenden Gutswirtschaft mit der zu gleicher Zeit einsetzenden Bevölkerung des damals zum polnischen Staatsverband gehörenden, ehemals askanischen Nachbargebiets zwischen Drage und Küddow hingewiesen. Der Nachweis dieses Zusammenhangs im einzelnen ist eine der Hauptaufgaben der Untersuchung Osts. Im vorliegenden 1. Band werden daher die Ursachen und Erscheinungen der Abwanderung und des bäuerlichen Niedergangs in der Neumark in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, gleichsam das „Negativ" zum angekündigten 2. Band, untersucht. Aus den im Quellenanhang veröffentlichten Hufenregistern von 1572 und 1588 geht mit großer Eindringlichkeit hervor, in wie starkem Ausmaß der Adel das Bauernlegen betrieb. In den vergleichbaren Dörfern der neumärkischen Kreise waren von 1572 nur gut 1/4, im Jahre 1718 fast 2/3 aller Hufen „Ritterhufen"! In den einzelnen „Beritten" lagen die Anteilszahlen der Gutshufen 1572 zwischen 15 % (Arnswalde, Dramburg) und 43 % (Soldin), 1718 zwischen 50 % (Arnswalde) und 73 % (Soldin). Als Folge des Bauernlegens werden zwei Vorgänge nachgewiesen: 1. Die ausgekauften Bauern wurden Kossäten. Ein vom Gut abhängiger Kleinbauernstand bildete sich, und zwar vorwiegend in den sog. „Vorderkreisen" der Neumark (Königsberg, Soldin, Landsberg, Friedeberg). 2. Die ausgekauften Bauern wanderten über die Grenze ab, vorwiegend aus den „Hinterkreisen" an der Grenze (Arnswalde, Dramburg, Schivelbein, Falkenburg). Ein großer Teil der in der Neumark verschwundenen Bauernnamen konnten im Gebiet zwischen Drage und Küddow wieder nachgewiesen werden. Der Vorgang dieser Neusiedlung jenseits der damaligen Grenze soll im 2. Band behandelt werden. Das Abwanderungsgebiet der Neumark blieb von neuen Siedlungen fast ganz frei. Nur in einigen Waldstrichen an der Grenze entstanden wenige neue Dörfer, deren Flurform als „eine Art Gelängeflur" bezeichnet wird. Der 2. Band soll Näheres über diese Dorfform der im

[1]) Altpr. F. 16. Jahrg. (1939) S. 141 f.

16. Jahrhundert neu angelegten Siedlungen bringen. Offenbar handelt es sich dabei um eine im 16. Jahrhundert häufige Form, die in größtem Umfang z. B. bei der Hufenform im Großfürstentum Litauen (1557 ff.) angewandt wurde: eine Weiterentwicklung und Schematisierung des mittelalterlichen Gewanndorfes zu 3 großen Gewannfluren, „bei denen alle Hufenstreifen parallel zueinander über die ganze Flur von einer Grenze bis zur andern durchlaufen." — Die der Arbeit zu Grunde liegenden Quellen sind vor allem 2 Hufenregister der Neumark von 1572 und 1588, deren Entstehungsgeschichte eng mit der größtenteils widerrechtlichen Ausbreitung der Gutswirtschaften zusammenhängt, und das Klassifikationsregister von 1718. Die Hufenregister sind im Anhang veröffentlicht. Auf einer großen Karte ist der Stand der Landeskultur mit Eintragung der Bauern- und Ritterhufen gemeindeweise und mit Angaben über den Landesausbau dargestellt.

z. Zt. bei der Wehrmacht. W. Conze.

Koßmann, Eugen Oskar: Die deutschrechtliche Siedlung in Polen, dargestellt am Lodzer Raum. Mit 3 Abbildungen und 5 Karten. (Ostdeutsche Forschungen, hrsg. von Viktor Kauder, Kattowitz). Leipzig 1939, 232 S.

In einer sauberen, eingehenden Monographie eines Abschnitts von 4 Blättern der „Karte des westlichen Rußlands" um Lodsch sucht Koßmann Ausmaß, Wesen und Bedeutung der deutschrechtlichen Siedlung dieses Gebiets zu klären. Seine Absicht, von der Einzelforschung des begrenzten Raums aus allgemein grundlegende Aussagen über die mittelalterliche, deutschrechtliche Siedlung in Polen zu machen, ist durchaus gelungen. Nur auf dem Wege derartiger, erschöpfender Arbeiten kann die viel besprochene und umstrittene Frage des deutschen Rechts und der deutschrechtlichen Siedlung in Polen aufgeklärt und aus unfruchtbaren Diskussionen herausgezogen werden.

Methodisch bemerkenswert ist der wohl zum erstenmal so durchgeführte Versuch, aus dem Bild der beharrenden kirchlichen Zehntverhältnisse („Liber Beneficiorum archidyecezyi gnieźnieńskiej" vom Anfang des 16. Jh.) Rückschlüsse auf die Siedlungsgeschichte, insbesondere der Besitzverhältnisse vor dem Einsetzen der deutschrechtlichen Siedlung zu ziehen. In Verbindung mit anderen Angaben wie der Besitzverteilung im 16. Jahrhundert, den Bodenverhältnissen, Ortsnamen, Dorfformen u. a. gelang im großen und ganzen die Trennung von altem Adelsland und jüngerem fürstlichen Siedlungsgebiet mit dem daraus neu durch Schenkungen entstandenen adligen Grundbesitz. Auf dieser Grundlage konnte der Umfang des mittelalterlichen Landesausbaus als Folge der deutschrechtlichen Siedlung genau festgelegt werden. K. führt für seinen Ausschnitt allein eine Liste von 139 deutschrechtlichen Dörfern auf, die durch Umlegung alter und Anlage neuer Siedlungen entstanden sind. Die Untersuchung K.'s weist eindeutig nach, daß die entscheidende mittelalterliche Siedlung großen Stils erst durch das deutschrechtliche Dorf ermöglicht wurde. Die von polnischen Forschern in letzter Zeit stark in den Vordergrund gestellte Behauptung einer erheblichen polnischen Kolonisation vor und unabhängig vom deutschen Recht weist K. damit zurück, ohne eine eigene, freilich unbedeutende und andersgeartete polnische Siedlungsbewegung vor dem großen Landesausbau seit dem 13. Jh. in Abrede zu stellen. Durch eine — bei K. leider fehlende — Darstellung der Hufenverfassung, die die Grundlage der deutschrechtlichen Siedlung bildete, wäre dieser Zusammenhang noch deutlicher geworden. K.'s Arbeit zeichnet sich durch genaue Kenntnis polnischen Schrifttums und polnischer Arbeitsweise aus, für die die deutschrechtliche

Siedlung immer mehr nur zu einem Abschnitt der „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" Polens geworden war, wobei der große Anteil deutscher Bauern, die Erweiterung des Lebensraums und Umwandlung der Landschaft durch die deutsche und deutschrechtliche Siedlung weitgehend übersehen oder abgeleugnet wurden. Indem K. auf die „sozial- und wirtschaftsgeschichtliche" Fragestellung eingeht, kommt er zu dem wichtigen Ergebnis, daß die deutschrechtliche Siedlung die Entwicklung zur Vorwerkswirtschaft aufgehalten hat. Die Siedlung großer Bauerndörfer wurde durch das günstige Besitzrecht aufs höchste angetrieben, die Grundlage für ein gesundes Zinsbauerntum wurde geschaffen; und erst im 15. und 16. Jh. machten sich die Grundherren durch neue Ausbreitung der Gutswirtschaft und Anlegen von Vorwerken (Aufkauf des „unnützen und rebellischen Schulzen") den Landesausbau, die verbesserte Wirtschaft und Verfassung der deutschrechtlichen und der nach ihrem Vorbild entstandenen „Wola"-Dörfer zunutze. Der freie Zinsbauer wurde zum Scharwerker herabgedrückt. In diesem Zusammenhang steht auch die mehrfach nachgewiesene Umwandlung des „scultetus" in den „advocatus". Der freie Erbschulze wurde zum grundherrlichen Vogt. Wertvolle Karten (Boden-, Besitz-, Zehntverhältnisse, Entwicklung der Kulturlandschaft mit Einzeichnung der deutschrechtlichen Siedlungen) sind dem Werke beigefügt.

z. Zt. bei der Wehrmacht. W. Conze.

Das deutsche Weichselland. Ein Bildbericht. Herausgegeben vom Deutschen Ausland-Institut. Volk und Reich-Verlag Berlin 1940. 84, davon 24 Text- und 60 Bildseiten.

Das Bestreben, die deutschen Züge im Gesicht des Weichselgebiets anschaulich zu machen, hat zu einer schönen Auswahl von Bildern aus Landschaft, Städtebau, dörflichen Hausformen und deutschem Volkstum des Weichsellandes geführt. Unter „Weichselland" wird dabei der ganze Raum von Krakau bis Danzig verstanden. Eine Reihe der Abbildungen ist den Lesern der Volk- und Reich-Bände aus anderen Veröffentlichungen schon bekannt, so auch der größere Teil der Kartenskizzen, die in den von Wilhelm Gradmann verfaßten Begleittext eingestreut sind.

Königsberg (Pr). Th. Schieder.

Keyser, Erich: Die Geschichte des Deutschen Weichsellandes. S. Hirzel Leipzig. 1939.

Zu einer Zeit, da die Vorbereitungen zum Waffengang um den endgültigen Besitz des Weichsellandes bereits in vollem Gange waren, ist Keysers neueste Veröffentlichung erschienen. So ergibt es sich ganz von selbst, daß sie in erster Linie darauf abgestimmt ist, die geschichtlichen Ansprüche der streitenden Parteien auf das Weichselland zu untersuchen. Während K. auf der einen Seite die dauernde innige Verbundenheit des Weichsellandes mit dem deutschen Kultur- und Lebenskreis hervorhebt, wird an jene Geschehnisse und Vorgänge, auf die sich die Polen mit Vorliebe zu berufen pflegten, eine unbarmherzige Sonde angelegt. So kommt es denn, daß die Darlegungen über das Verhältnis der preußischen Stände zu Polen in der entscheidungsreichen Zeit von 1410 bis 1466, über die staatsrechtliche Stellung des königlichen Preußens und über die bevölkerungspolitische Entwicklung des Weichsellandes in polnischer Zeit zu den Höhepunkten des Buches gehören. Ein be-

sonderer Hinweis gebührt der bevölkerungspolitischen Untersuchung für die Zeit um 1914. An Hand eines reichen und geschickt ausgewählten Zahlenmaterials wird der Nachweis erbracht, daß sich das Deutschtum nicht nur in der unbedingten Mehrheit befunden, sondern dabei auch gerade die entscheidenden wirtschaftlichen und kulturellen Stellungen innegehabt hat, während die Polen und Kaschuben nur in einigen wenigen, noch dazu dünn besiedelten Kreisen die zahlenmäßige Überlegenheit hatten. Wenn wir dann noch die bekannten Vorgänge beim Volksentscheid in Oberschlesien, Allenstein und Marienwerder berücksichtigen, kann kein Zweifel mehr daran bestehen, daß auch im Korridor eine Abstimmung eine hohe Mehrheit für Deutschland ergeben hätte.

Bei Keysers bekannter Arbeitsrichtung versteht es sich von selbst, daß die Abschnitte über das Städtewesen, die Hanse und die Handelsbeziehungen des Weichsellandes ausgezeichnet sind. Wertvoll sind weiterhin die Ausführungen über die früheste Tätigkeit deutscher Kaufleute und Missionare in der Gegend von Elbing, die noch in die Zeit vor der Ankunft des Ordens fällt und manche Züge in der Eroberungsgeschichte des Landes in neuem und hellerem Lichte erscheinen läßt. Mit sehr feinen Worten ist die Bedeutung gewürdigt, die Danzig und Thorn für die wirtschaftliche und politische Erschließung des Weichsellandes in der Anfangszeit der deutschen Herrschaft gehabt haben.

Jedoch befinden sich nicht alle Abschnitte des Buches auf der gleichen Höhe. Die Erwägungen, die K. über die Ursachen der ständischen Kämpfe anstellt, werden keinen Historiker überzeugen können. Sehr unklar ist die Frage der räumlichen Begrenzung. Während es nach der geopolitischen Einleitung den Anschein hat, als ob K. das ganze Gebiet zwischen der kassubischen Hochfläche und den Jurahöhen nördlich der Memelniederung als „Weichselland" bezeichnen möchte, wird späterhin mit besserem Recht das „eigentliche Weichselland" scharf vom „Preußenland" abgesetzt. K. selbst unterläßt es nicht, die historische Berechtigung dieses Namens für das Gebiet zu erweisen, das im preußischen Staat des Deutschen Ordens erstmalig seine staatliche und politische Erfüllung gefunden hat. Man wird es weiterhin als einen starken Mangel empfinden, daß die neuere Zeit im Rahmen der Gesamtdarstellung zu kurz gekommen ist. Gerade von der deutschen Kulturarbeit der letzten 100 Jahre hätte man gern mehr erfahren. Der Ausbau des Verkehrswesens und die Gründung der Technischen Hochschule in Langfuhr werden nur eben angedeutet, von den umfangreichen und wirtschaftlich höchst bedeutsamen Wiesenmeliorationen, die Friedrich Wilhelm IV. am Schwarzwasser durchführen ließ, erfahren wir genau so wenig wie von den Industrialisierungsplänen des Oberpräsidenten von Goßler oder von der Entwicklung des gewerblichen Lebens auf dem flachen Lande. Auch für den mittelalterlichen Teil ist, wie ein Vergleich mit den entsprechenden Abschnitten in Keysers Buch „Der Kampf um die Weichsel" (1926) zeigt, die neuere Fachliteratur nicht immer berücksichtigt worden.

z. Zt. bei der Wehrmacht. Karl Kasiske.

Forstreuter, Kurt: Memelland. (Preußenführer 8.) Preußenverlag. Elbing 1939.

Forstreuter, dem wir schon eine Reihe von aufschlußreichen Aufsätzen über die Stadt und den Fluß Memel, sowie über die Beziehungen zwischen Preußen und Litauen verdanken, gibt hier einen gedrängten, aber doch inhaltsreichen Abriß der Geschichte der deutschen Landschaft an der unteren Memel, von der 1920 ein Bruchteil abgetrennt wurde und 1923—1938 unter litauischer Herrschaft stand. Vor 1920 gab es den Begriff Memelland überhaupt nicht, weder politisch

noch verwaltungsmäßig, weder wirtschaftlich noch kulturell. Heute weckt die nur für ein Teilstück der Landschaft gebräuchlich gewesene Bezeichnung nur noch die Erinnerung an eine Leidenszeit und sollte möglichst bald der Vergessenheit anheimfallen. Seitdem die Burg und die Stadt Memel 1252 von dem Deutschen Orden in einer nur von Jägern und Fischern äußerst dünn bevölkerten Wildnis begründet wurde, hat die Landschaft immer zu Deutschland gehört und durch Deutsche ihr Gepräge bekommen. Daran ändert auch nichts, daß in der späten Ordenszeit litauische Bauern vor der Bedrückung durch ihre Grundherren dorthin flüchteten. Sie behielten zwar ihre Muttersprache bei, wurden aber politisch und kulturell gute Deutsche, die von ihren rückständigen litauischen Nachbarn nichts wissen wollten. Das hat sich 1920 unwiderleglich gezeigt. Ohne unfruchtbare Polemik, aber mit genauester Sachkenntnis ist diese Sachlage in dem durch Abbildungen und Karten erläuterten Führer vortrefflich dargelegt.

Königsberg (Pr). Krollmann.

Imendörfer, Nora: Johann Georg Hamann und seine Bücherei. Schriften der Albertus-Universität, geisteswissenschaftliche Reihe, Band 20. Ost-Europa-Verlag Königsberg 1938.

Kaum jemals ist ein Leser so gierig gewesen wie Hamann: sein Hunger nach Büchern war unstillbar. Das beweisen seine Äußerungen in seinen Briefen durch fast 40 Jahre hindurch und nicht weniger die zahllosen literarischen Anspielungen in seinen Schriften, die eine unerhörte Belesenheit verraten. In Kanters Buchladen durchsucht er jedes Bücherpaket nach interessanten Neuerscheinungen, aufs genaueste studiert er die Meßkataloge jeden Herbst und jedes Frühjahr, auf seinen Reisen durchstöbert er in jeder Stadt, in die er kommt, die Buchhandlungen, und die Büchereien seiner Freunde kennt er und entleiht aus ihnen. Hamanns Bücherei zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung zu machen, ist daher eine lohnende Aufgabe gewesen: sie fördert das Verständnis einer so schwierigen Persönlichkeit, wie es die Hamanns ist.

Die Verfasserin hat mit großem Fleiß ein Verzeichnis der Hamannschen Bücherei herstellen können. Dazu verhalfen ihr vor allem die Briefe Hamanns selbst, welche sie in den Originalen bzw. in den für die geplante Gesamtausgabe Hamanns hergestellten Abschriften benutzen konnte, und ferner die Briefwechsel von Herder, Hippel, Jacobi, Scheffner u. a. Dazu kam noch ein von Nadler in der hiesigen Stadtbibliothek gemachter Fund, der Auktionskatalog der Bücher Hamanns und seines verstorbenen Freundes Johann Gotthelf Lindner vom Jahre 1776, der an sich wiederum durch die zusätzlichen Bemerkungen ein charakteristisches Erzeugnis Hamannschen Geistes ist. Durch genaue Vergleichung dieses Katalogs mit den sonstigen Angaben und durch seine sorgfältige Verarbeitung auch in seinen Äußerlichkeiten gelang es der Verfasserin, den Anteil Hamanns in ihm zuverlässig festzustellen und seinen Bücherbesitz von dem Lindners zu sondern. So konnte sie eine wertvolle Darstellung des inneren Aufbaus dieser Bücherei und damit eine wichtige Erkenntnisquelle des Hamannschen Wesens geben. Der zweite Teil ihres Buches bringt auf Seite 93—174 eine Übersicht nach sachlichen Gesichtspunkten: Religion und Philosophie, Dichtung, Sprach- und Literaturforschung, Geschichte, Staat, Recht, Wirtschaft, Naturforschung und Mathematik, Vermischtes. Dem Benutzer bleibt ein Wunsch: ein alphabetisches Verzeichnis, durch welches das Auffinden in der sachlichen Anordnung, bei der eine andere Zuweisung einzelner Bücher auch denkbar und wünschenswert wäre, erleichtert würde.

Königsberg (Pr). Ziesemer.

Danziger Barockdichtung. Herausgegeben von Heinz Kindermann. (Deutsche Literatur. Reihe Barock, Ergänzungsband.) Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig 1939. 333 S.

Heinz Kindermann, der Hauptherausgeber der „Deutschen Literatur", der großen Sammlung deutscher Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen, veröffentlicht einen Ergänzungsband der Reihe Barock über Danziger Barockdichtung. Diese Betonung des Danziger Anteils am barocken deutschen Schrifttum mag auf den ersten Blick überraschend erscheinen; sie ist jedoch begründet in der außergewöhnlichen Rolle, die diese Stadt innerhalb der barocken geistigen Kultur gespielt hat, eine Rolle, auf die zuerst Joseph Nadler hingewiesen hat, indem er sie als „literarische Gaststadt" bezeichnete und die dann von H. Kindermann selbst im einzelnen aufgehellt worden ist. Wegweisend war dabei sein Aufsatz über die Danziger Barockdichtung, den er ursprünglich in „Dichtung und Volkstum" (1936) veröffentlichte und der nun im vorliegenden Band als einleitende Untersuchung im wesentlichen wieder gedruckt ist. K. wirft hier am Danziger Beispiel das Problem des barocken Schrifttums mit seiner höfischen Substanz auf einem bürgerlich bestimmten Boden auf, ein Problem, das sich, wie man hinzufügen kann, hier besonders kompliziert, weil die Begegnung bürgerlicher und höfischer Lebensformen zusammenfällt mit der Auseinandersetzung der — nationalen — polnischen und deutschen Lebenskreise. Wichtig scheint mir außerdem der Versuch, die Stellung des Danziger und in Danzig entstandenen barocken Schrifttums als Vereinigung von nord- und südbarocken Elementen zur gesamtdeutschen Kunst des Hochbarock bestimmen zu wollen.

Höchster Ausdruck der Danziger Barockdichtung ist für K. das Werk des Vogtländers Joh. Plavius, dessen Dichtungen („Trauer- und Treugedichte" und Sonette) durch einen ersten Neudruck im vorliegenden Band zum ersten Male der Barockforschung allgemein zugänglich gemacht werden. Diese Veröffentlichung (S. 43 ff.) ist ein Kernstück des Ganzen, und man wird nach ihrer Lektüre dem Herausgeber in der hohen Einschätzung dieser bisher weitgehend unbekannten Lyrik zustimmen.

Das politisch-soziale Klima dieses Zeitalters wird in den Gedichten des Plavius durch die Darstellung der Elemente einer barocken Sitten- und Lebenslehre in mancher Hinsicht erkennbar. Sie scheinen mir aber, abgesehen vielleicht von ihrer bürgerlichen Grundsubstanz, nichts nur für Danzig Gültiges und Bezeichnendes auszusagen, vor allem, da Plavius an der großen politisch-repräsentativen Gelegenheitsdichtung kaum beteiligt gewesen ist. Die Umrisse dieser so bedeutsamen und für das barocke Zeitalter kennzeichnenden Dichtungsgattung zeichnet Hans Hertel in einem schönen Beitrag über „Die Danziger Gelegenheitsdichtung der Barockzeit" (S. 165 ff.). An dieser Arbeit scheinen mir zwei Ergebnisse besonders wertvoll und für die politische Geschichte auswertbar: einmal zeigt sie klar die Herkunft der politischen Gelegenheitsdichtung aus der Gebrauchsdichtung des täglichen Lebens, was sie hinreichend charakterisiert und vor aller Mißdeutung als Bekenntnisdichtung schützt. Zum anderen verweist Hertel auf den repräsentativ-zeremoniellen Zug der Lobgedichte, im besonderen der auf die polnischen Könige, mit denen die polnische Wissenschaft zu vollem Unrecht immer, man muß schon sagen, hausieren ging. Vielleicht hätte eine entwicklungsgeschichtliche Formuntersuchung der einzelnen Gattungen der Repräsentationsdichtung des höfischen Barock das noch klarer sichtbar gemacht und außerdem noch die Herkunft dieser Gattungen aus dem gleichzeitigen gemeindeutschen Schrifttum unterstrichen. Vergleiche mit ähnlichen literarischen Erscheinungen im Westen des Reichs oder auch in nächster Nähe Danzigs, in Elbing z. B. bestätigen in jeder Hinsicht die im Danziger Schrifttum ge-

wonnenen Erkenntnisse. So wird bei dem Elbinger Friedrich Zamehl in seinem Verhalten beim Herrschaftswechsel von der schwedischen zur polnischen Seite das Fehlen jeglicher politisch-bekennenden Absicht besonders einleuchtend. (Dazu wie zum Ganzen das Kapitel: „Die politischen Probleme der Barockliteratur" in meinem Buche „Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande.")

Hertel gibt zahlreiche Textbeispiele im Laufe seiner Untersuchung bekannt; besonders zu begrüßen ist dabei die vollständige Wiedergabe von Knausts „Mütterlichem Sendschreiben der weltberühmten Frauen Germanien" sowie von Greflingers „Blühendem Danzig". Jedoch ist zu fragen, ob nicht doch eine klarere Trennung von Interpretation und Texten vorzuziehen gewesen wäre. Dieser Einwand kann überhaupt dem ganzen Band gegenüber gemacht werden. Unter den folgenden Beiträgen (Elfriede Lenz, Opitz in Danzig und Gerda Groß, Das Danziger Theater in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts) bietet zwar z. B. der von E. Lenz manche trefflichen Urteile, aber man hätte im Rahmen einer Quellenpublikation doch gewünscht, z. B. Opitz' Lobgedicht an die königl. Majestät zu Polen und Schweden, dessen Bedeutung als erstes Lobgedicht auf einen polnischen König in deutscher Sprache Hertel unterstreicht, vorzufinden.

Königsberg (Pr). Th. Schieder.

Groß-Markner, Irmgard: Danzigs Dichtung und Geistesleben im Zeitalter Friedrichs des Großen. Konrad Triltsch-Verlag Würzburg-Aumühle 1939. 93 S.

Vfn., eine Schülerin H. Kindermanns, untersucht in dieser Danziger Dissertation auf Grund von Dichtungs- und Schrifttumszeugnissen Danziger Autoren den Widerhall politischer Ereignisse wie der Kämpfe um Danzigs Selbständigkeit, des 7jährigen Krieges, der französischen Revolution in der schönen Literatur und die sich in dieser aussprechende Lebensauffassung des Danziger Bürgertums. Wenn man bisher dessen Verhalten zum Staate Friedrichs d. Gr. allzu ausschließlich aus der Pasquillen- und Streitliteratur der 70er und 80er Jahre des 18. Jahrhunderts beurteilt hat, so stellt I. Gr.-M. mit Recht die zahlreichen Danziger Schriftsteller in den Vordergrund, die wie F. W. Archenholtz oder Raufseysen zu den Bewunderern und Verehrern Friedrichs d. Gr. gehört und nicht wenig zur Verbreitung seines Ruhmes beigetragen haben. Eben so verdienstvoll ist die Entdeckung Danziger Schrifttums, das die Hinwendung zu deutscher und germanischer Vorzeit im Stile Klopstocks und des Göttinger Hains auch auf weichselländischem Boden zeigt.

Jedoch müssen gegen die Untersuchung und ihre methodischen Voraussetzungen einige Einwände gemacht werden. Wenn Vfn. „Danzigs Dichtung und Geistesleben" darstellen will, so bleibt es sicher damit vereinbar, daß sie auch Söhne dieser Stadt, deren Schaffen in andere deutsche Landschaften fällt, mit in den Kreis ihrer Betrachtungen einbezieht. Dies gilt unter einer Voraussetzung allerdings: die Verbindung mit dem geistigen Nährboden der Heimat, ihren Überlieferungskräften und -werten muß jederzeit dabei sichtbar gemacht werden, so daß auch in der Fremde entstandene gedankliche oder künstlerische Schöpfungen nicht aus dem Bannkreis des heimatlichen Geisteslebens heraustreten oder zumindest klar erweisliche innere Bezüge bestehen bleiben. Nun ist das Auftreten „fritzisch" gesinnter Bürgersöhne aus Danzig zweifellos ein Symptom von eindringlicher Beweiskraft, das den Danziger Geist dieser Jahrzehnte charakterisiert; ebenso mag man grundsätzlich die Auseinandersetzung mit den Ideen der französischen Revolution bei Männern wie Archenholtz und

Georg Forster mit der Überlieferung bürgerlich-freiheitlicher Ideale in der alten Hansestadt in Beziehung setzen. Aber es scheint mir doch nicht möglich, Forsters sämtliche Äußerungen über die französischen Ereignisse, Archenholtz' französische Berichte in der „Minerva" oder auch den Großteil der Veröffentlichungen Joh. Daniel Falks unbesehen und ohne kritische Vorsicht unter dem Begriff „Danziger Geistesleben" zu fassen. Vfn. hätte dafür eher eine Reihe bodenständig gebliebener Danziger berücksichtigen sollen. So läßt sich die umprägende Wirkung der französischen Ereignisse in D. Graraths Danziger Geschichte genau verspüren, während andrerseits eine wissenschaftliche Persönlichkeit wie die Gottfried Lengnichs das politische Bewußtsein der Stadt stärker charakterisiert als die Äußerungen mancher, anderen Einflüssen und Eindrücken unterliegender und der Heimat entfremdeter Schriftsteller.

Königsberg (Pr). Th. Schieder.

Schieder, Theodor: Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande. Politische Ideen und politisches Schrifttum in Westpreußen von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen. (1569—1772/93). Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung Bd. 8. Kommissionsverlag Gräfe und Unzer, Königsberg (Pr). 1940. 186 S. — Selbstanzeige.

Diese Untersuchung war in ihren Ursprüngen von der Frage bestimmt, wieweit sich die deutsche Überlieferung des Weichsellandes, vor allem die seiner drei Stadtstaaten Danzig, Elbing und Thorn im Spiegel des Schrifttums werde erkennen lassen. Polnische Forschung hatte seit langem und immer wieder vereinzelte Quellenzeugnisse aus jeder stil- und landschaftsgeschichtlichen Bindung gerissen und in der ihr eigenen unkritischen Tendenzhaftigkeit als Ausdruck nationalpolnischer Gesinnung der Bewohner dieses Landes deuten wollen. Solchen zweifelhaften Beweisstücken im einzelnen polemisch entgegenzutreten, konnte ein auf trügerischen Voraussetzungen aufgebautes Geschichtsbild nicht entkräften. Es schien geboten, ihm gegenüber den deutschen Geist dieser Landschaft und seines Stammes, so wie er sich geschichtlich entfaltete und in gelehrtem oder schönem Schrifttum niederschlug, in seiner Ganzheit Gestalt werden zu lassen. So entstand der Plan einer Geschichte der — im weitesten Verstande — politischen Literatur Westpreußens. Ein Plan, der in seiner methodischen Durchführung viel den Anregungen verdankt, die die landschafts- und stammesgebundene Literaturgeschichte Joseph Nadlers, nicht zuletzt ihre verschiedenen Beiträge zur ostpreußischen Geschichte vermittelten. Bindung an Landschaft und Stammestum bedeutete hier aber zugleich Einfügung in den gesamtvölkisch-geistigen Lebenszusammenhang, den einleuchtend zu machen Vf. überall sich bemühte. Nur so konnten die Schrifttumsgattungen des historischen Volkslieds, der gelehrten Schulliteratur oder der Landesgeschichtsschreibung, auf die wir in den beiden Jahrhunderten westpreußischer Geistesgeschichte immer wieder stoßen, aus den sie bestimmenden allgemeinen volks- und zeitgeschichtlichen Voraussetzungen abgeleitet werden. Der Leitgedanke, der ihre Auswahl begründete und ihre Zusammenstellung gliederte, war dabei das im Hintergrund vorbeiziehende, in seinen Geschehnissen nur angedeutete politische Schicksal des Landes, zumal die Auseinandersetzung mit dem polnischen Staat und Volk. Nur selten sind es Schöpfungen und Äußerungen erstrangiger Denker und Künstler, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben: um den politischen Geist eines Landes und einer Zeit zu begreifen, konnte dem versteckteSten Wort

höchster Zeugniswert zukommen. Aber immerhin wird in zwei Fällen Leistung und Werk weichselländischen Geistes über den engsten Raum hinaus Beachtung beanspruchen können: bei Bartholomaeus Keckermann und Gottfried Lengnich. Die Aufmerksamkeit, die sie innerhalb der Staatslehre und der Staatsrechtswissenschaft schon seit längerem erweckten, zu erneuern, hat sich diese Untersuchung zum Ziel gesetzt.

In den zwei Jahrhunderten von der Lubliner Union bis zu den Teilungen steht das erste Jahrzehnt noch ganz unter dem Eindruck des großen Autonomiekampfes: aus ihm erwächst ein aller Formen sich bedienendes Schrifttum, dessen Endpunkt die Chronik des Caspar Schütz bildet. Nach dem Abklingen der unmittelbaren kämpferischen Auseinandersetzungen folgte unmittelbar ein erstaunlicher Aufschwung bürgerlichen Geistes, dargestellt vor allem in dem Ausbau der drei städtischen Akademischen Gymnasien. Dieser preußische Späthumanismus gipfelt in der Philosophie des Danzigers Bartholomaeus Keckermann, in deren politische Theorie die politischen Grunderfahrungen dieses Raumes eingeströmt sind. In der repräsentativen Gelegenheitsdichtung und panegyrischen Geschichtsschreibung stoßen wir dann auf die Elemente eines neuen Stils, des Barocks. Bedeutete er eine zugleich höfische wie national-polnische Überfremdung des bürgerlich und deutsch bestimmten Weichsellandes? Hier steht die Untersuchung vor ihrer anfänglichen Kernfrage, und sie beantwortet sie mit einem klaren Nein, indem sie die bürgerlich-deutsche Selbstbewahrung und enge Verflechtung des barocken Danzig mit der allgemein-deutschen Welt aufleuchten läßt. Das gilt nicht zuletzt auch für das höfische Lobgedicht, das hier polnischen Königen gewidmet erscheint, aber gerade seinen Charakter als formelhaft-zeremonielle Anrede besonders deutlich ausspricht. War so Westpreußen auch im Zeitalter der Barockkultur nichts anderes als eine geistige Provinz Gesamtdeutschlands, so verdichten sich die Beziehungen vom Mutter- zum Siedelland in bedeutsamer Weise im Jahrhundert der Aufklärung. In der Dreiheit: Aufklärungsphilosophie, neues Rechtsdenken und Pietismus dringt diese im Preußenland ein, und die neue Rechtswissenschaft ist es vor allem gewesen, an die sich nun bemerkenswerte Entwicklungen des politischen Denkens knüpfen. Das ständisch-autonomistische Ideal des 16. Jahrhunderts wird, indem es moderne Begründungen erfährt, jetzt gleichsam wieder neu entdeckt. Autonomistisch-ständische Überlieferung und naturrechtliche Systematik verbinden sich bei Gotfried Lengnich zu einem Gesamtwerk politischer Landesgeschichte und erneuerten Landesrechts.

Dies in Kürze der Extrakt der Schrift, wie ihn der Vf. sieht. Lücken und Mängel sind ihm bewußt, und wenn es erlaubt ist, diese Selbstanzeige mit einer Bitte zu schließen, so ist es die einer Belebung der hier angedeuteten Probleme, wie sie die Stunde der Heimkehr Westpreußens fordert und erst ganz wieder möglich macht. Um nur einiges zu nennen: die allseitige geistige und politische Verknüpfung des Weichsellandes mit seinen Nachbarländern: mit Ostpreußen, mit Livland und Schlesien; das Schicksal des Kulmischen Rechts: seine Auseinandersetzung mit römisch-rechtlichen Bestrebungen und die — für Ost- und Westpreußen lange gemeinsamen — Bemühungen um seine Kodifizierung; die Geschichte der Akademischen Gymnasien in den drei Städten; das Fortleben ständisch-autonomistischer Gedanken im politischen Schriftverkehr der Städte und den Verhandlungen der Landtage — solche und ähnliche Fragestellungen werden in der vorliegenden Arbeit nur gestreift und bedürfen noch eingehender Untersuchungen.

Königsberg (Pr). Th. Schieder.

Clasen, Karl Heinz: Die mittelalterliche Bildhauerkunst im Deutschordensland Preußen. Die Bildwerke bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Berlin 1939, Dt. Verein für Kunstwissenschaft, groß Folio. Band I, Text, VIII + 369 S. und 12 S. mit Texttafeln. Band II, Tafeln, ohne Seitenzahlen, mit 416 Einzelabbildungen. Preis 40,— RM.

Die Baudenkmäler des Ordenslandes sind durch die amtliche Inventarisation und zahlreiche gute Einzelschriften schon weitgehend erforscht, über die Werke der bildenden Kunst gab es bisher nur Sonderschriften und knappe Zusammenfassungen, und es war wirklich notwendig, daß der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft mit einer Bearbeitung dieses umfangreichen Sondergebietes den Anfang machte. Clasen übernahm die Bildhauerkunst von 1250—1450, also für die Zeit, in welcher der Orden hier zum Aufstieg gelangte, und sich auf sicherer Höhe behauptete, der große Krieg 1454—1466 bedeutete hier, wie auf allen anderen Kulturgebieten einen tiefen Einschnitt, die Beschränkung auf diesen Zeitraum war daher geboten. In Clasen fand der Verein den besten Bearbeiter, der in jahrelangen Reisen alle Orte aufsuchte, in denen Bildwerke vorhanden oder nur zu vermuten waren. Darüber hinaus hat er die Denkmälerwelt des westlichen Deutschland, der Niederlande, Flanderns, Brabants und Nordfrankreichs durchforscht und damit das notwendige Vergleichsmaterial beigebracht. Im allgemeinen geht der Strom der kunstschaffenden Kräfte von Westen nach Osten, und man findet im Westen Vorbilder für die Kunstschöpfungen des Ostens. Man muß die Länder, in denen einstmals Germanen siedelten, oder herrschten, zu jener Zeit trotz der staatlichen Gegensätze als eine große Kulturfamilie betrachten, und daraus entstehen Wechselwirkungen, oder zuweilen auch selbständige, nur für den Osten kennzeichnende Schöpfungen. Schlägt man Bode's Geschichte der Deutschen Plastik von 1886 auf, so findet man dort nur drei Bildwerke Preußens aus der Zeit vor 1450, die eigentlich wie Zufallsfunde dastehen; auch die späteren Arbeiten haben hieran nicht viel geändert, oder man bezeichnete die hiesigen Arbeiten als Provinzkunst. Clasens Arbeit fügt die Bildwerke des Ordenslandes als notwendigen Bestandteil in die deutsche Kunstgeschichte ein, er zeigt die Werke hohen Ranges, die unveräußerlicher Besitz des deutschen Volkes sind, und die breite Masse, die das Vorhandensein zahlloser deutscher Künstler im Lande anzeigt. Die Heimkehr Westpreußens, die wir im September 1939 erleben durften, war eine Notwendigkeit, das Land war und ist deutsch.

Clasen hat den Denkmälerbestand wohl lückenlos zusammengebracht, und dadurch war es ihm möglich, die Werke zu gruppieren und die Persönlichkeiten einzelner Meister herauszuarbeiten, wenn auch ihre Namen in Dunkel gehüllt bleiben. Das Buch bringt nach einem kurzen Überblick über die vor der Ankunft des Ordens entstandenen Stein- und Bernsteinbilder zunächst die Bauplastik, wobei die Marienburger Bildwerke besonders eingehend besprochen werden. Für die goldene Pforte verweist Cl. auf stilistische Verwandtschaft mit Werken des Magdeburger Domes, für die spätere Kapellenplastik nimmt er eine unmittelbare künstlerische Verbindung zwischen Marienburg und Marburg durch die Person des Meisters des Marientodes an. Diese Zuschreibungen wirken überzeugend. Das S. 38 besprochene Säulenkapitäl mit der Darstellung eines Kampfes zwischen Ordensrittern und Litauern (nicht Preußen!) stammt allerdings nicht aus Rehden, sondern aus Rothof, Kr. Stuhm, ist also vor 160 Jahren aus der Marienburg verschleppt worden. Dann kommen in breit ausgeführter Darstellung der Stilkreis der Löwenmadonnen, die Schreinmadonnen und der Meister der schönen Madonnen. Zu den Hauptwerken jeder Gruppe, die von einem führenden Meister geschaffen wurden, werden die von ihnen abhängigen

Weiterbildungen und Nachahmungen gefügt. Weiterhin werden die Thorner Werke um 1400, die Danziger 1400—1450 und der Meister des Wernersdorfer Nikolaus' behandelt. Der Schluß bringt die Bildwerke des östlichen Preußen und das Einfuhrgut aus Gotland und England.

Die Löwenmadonnen, unter denen die zu Ladekopp an führender Stelle steht, haben engsten Zusammenhang mit der schlesischen Kunst. „Unter Verzicht auf Werte westlicher Formgesinnung" entstehen Werke eines „eigenartigen und eigenwertigen ostdeutschen Kolonialstiles". In erschöpfender Darstellung wird die Entstehung und Entwickelung dieses Stiles geschildert. Unter den „schönen Madonnen" steht das Thorner Liebfrauenbild obenan, vielleicht das schönste Bildwerk des gesamten Ordenslandes. Clasens Sprache ist klar und verständlich, ohne überflüssige Fremdwörter, vor diesem Kunstwerke aber erhebt er sich zu der Sprache eines Dichters, „göttlich hoch, fern aller Niedrigkeit des Alltages, gewinnt die Madonna zugleich durch ihren menschlich nahen Liebreiz, — innere Größe und Mächtigkeit der Formung — — Zartheit des Seelischen und Feinheit der Durchbildung". (S. 134.) Die Beschreibung dieses Kunstwerkes ist selbst ein Meisterstück. Die künstlerische Herkunft dieser Thorner Figur und ihrer Verwandten, sucht Clasen im Rheinlande (S. 189), und das mit Recht. Die Madonnenfigur in St. Servatius zu Maastricht, die der Archivar Flament schon 1914 im Katalog der Marienbilder-Ausstellung zu Maastricht veröffentlichte, kann nur in der Nähe ihres jetzigen Standortes entstanden sein, der Stil dieser Bildwerke ist rheinisch. Die steinernen Vesperbilder zu Danzig und Neumark werden dem Stilkreise der schönen Madonnen eingereiht, das zu Neukirch-Höhe nur in lockere Verbindung mit ihnen gestellt. Für das Neukirchener Werk läßt Cl. es unentschieden, ob es in Königsberg angefertigt sei, oder anderswo. Zu dieser Frage möchte ich eine kleine Ergänzung beitragen. Alle diese aus Kalkstein gehauenen Vesperbilder haben an den Wangen des Marienthrones eine Blendenarchitektur mit Maßwerkskrönung. Das Maßwerk in Neukirch-Höhe findet sich identisch auch am Vesperbild im Jenaer Museum, ähnlich an dem aus Seeon. Die Maßwerke in Magdeburg und in Breslau-St. Matthias sind gleichartig. Ebenso ist es am Vesperbild in St. Elisabeth zu Marburg und in der Elisabethkapelle der Danziger Marienkirche. Fast alle Wangen-Architekturen sind zweiteilig, nur zwei Werke haben sie dreiteilig, das Vesperbild der Reinholdskapelle zu Danzig, und das in St. Servatius zu Maastricht; auch die Anwendung von Fischblasen im Maßwerk wiederholt sich hier. Man gelangt unwillkürlich zu der Annahme eines geheimnisvollen Ausfuhr-Mittelpunktes. Jedenfalls müssen diese Zusammenhänge noch aufgeklärt werden. Die Gotländer Taufsteine setzt Cl. auf Grund neuerer, schwedischer Forschungen nunmehr in die Zeit um 1350. Der Meister der von Pfarrer Wulsak gestifteten Kreuzigungsgruppe in St. Nikolai zu Elbing sieht Cl. als Niederländer an, und er verweist, wenn auch mit einem Fragezeichen, auf Johann von der Matten, der 1385 in Brügge, und später in Danzig nachweisbar ist. Die Zuweisung erscheint berechtigt (S. 233); bei anderen Werken muß man aber doch davon ausgehen, daß auch in Elbing namhafte Bildschnitzer ansässig waren. Es ist unmöglich, auf weitere Einzelheiten einzugehen, oder besondere Ergebnisse hervorzuheben. Die Schrift ist wie aus einem Guß gearbeitet, und auch da, wo er zu neuen Zeit- oder Herkunftsangaben gelangt, muß man ihm zustimmen. Trotz der außerordentlich hohen Verluste zeigt sich das alte Deutschordensland immer noch als ein Gebiet von großer Schaffenskraft, und in ihm war das Weichseltal von Thorn bis Danzig und Elbing führend. Überall besteht aber Zusammenhang mit der Kunst des deutschen Volkes in anderen Reichsteilen. Darin beruht der nationale Wert von Clasens Arbeit, die zugleich in wissenschaftlicher Hinsicht

vollendet durchgearbeitet ist. 440 Abbildungen, zumeist vom Verfasser aufgenommen, erläutern den Katalog der Bildwerke. Gute Verzeichnisse erleichtern die Benutzung. So ist das Buch nicht nur eine wertvolle Gabe für die Ost- und Westpreußen, sondern für jeden, dem die deutsche Kunst am Herzen liegt. Möge Clasen nun auch noch die Wand-, die Tafel- und die Buchmalerei Preußens in gleicher Weise veröffentlichen, dann hätten wir das erschöpfende Kunstinventar des Deutschordens, den wir in steter Dankbarkeit als den Gründer der deutschen Kultur an der Weichsel verehren.

Marienburg (Westpr). Bernhard Schmid.

Rohde, Alfred: Königsberger Maler im Zeitalter des Simon Dach. Ost-Europa-Verlag. Königsberg-Berlin.

Viele Königsberger werden sich noch der schönen Ausstellung Königsberger Maler aus der Zeit Simon Dachs erinnern, die der Direktor unserer städtischen Kunstsammlungen im Schlosse veranstaltete. Nun hat er in einem schmucken Bande dieser Ausstellung Dauer verliehen und vielen die Augen geöffnet über die beachtlichen Leistungen heimischer Kunst in der Zeit des Barocks. Rohde stellt seine Ausführungen in einen größeren Kulturzusammenhang, der mit dem Wirken des Herzogs Albrecht beginnt und vornehmlich die Kunst, auch die Dichtung, Architektur, Plastik und Musik, berücksichtigt. Es ist interessant festzustellen, daß sich der aus späteren Jahrhunderten sattsam bekannte Lebensgang heimischer Künstler, die ihrem Geburtsort bald den Rücken kehren oder die Königsberg nur als Sprungbrett für weiteren Aufstieg benutzen, schon hier mehrfach wiederholt. Mir ist noch der erstaunte Ausruf einer Dame in Erinnerung, die sich darüber entsetzte, daß ihr „schlesischer Rembrandt" in Königsberg geboren sein sollte. Und auch der „Danziger" Anton Möller ist Königsberger Kind. Weitere Übereinstimmungen zwischen den behandelten Künstlern ergeben sich aus den sie beeinflussenden Strömungen. Zum Schluß sucht Rohde das festzulegen, was man in ihren Werken als ostpreußische Kunst ansprechen könnte. (Eine Parallele zwischen Willmann und Zacharias Werner drängt sich auf!) Gut gewählte und vortrefflich wiedergegebene Bilder unterstützen die lebendigen Ausführungen des Verfassers, dem wir herzlichen Dank sagen für dies köstliche Schatzkästlein.

Königsberg (Pr). Walther Franz.

v. Stritzky, Karl Christoph: Garlieb Merkel und „Die Letten am Ende des philosophischen Jahrhunderts". (Mitteilungen aus der baltischen Geschichte, hrsg. von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga, 1. Bd., 2. Heft). Riga 1939. 65 S.

Angesichts des starken Einflusses, den Garlieb Merkel als „Altvater des lettischen Nationalismus" bis heute auf das Geschichtsbewußtsein der Letten ausübt, muß es begrüßt werden, daß von deutscher Seite jetzt eine Untersuchung über den Verfasser der „Letten" vorliegt. Die Dissertation von Stritzkys zerfällt in 2 Teile: 1. eine Biographie Merkels vor allem im Hinblick auf die Entstehung der Letten, 2. eine Besprechung und Bewertung dieser Schrift. Aus der Biographie werden die Hintergründe sichtbar, die jenes Werk möglich machten: Das einsame Aufwachsen Merkels, der vom Vater überkommene Abscheu gegenüber der adligen, deutschen Landesverwaltung, das Literatendasein des jungen Merkel, seine geistige Abhängigkeit von der französischen Aufklärung, die völlige

Beziehungslosigkeit zur baltischen Heimat und ihrer deutschen Geschichte. Neben der durch Zitate leicht belegbaren Abhängigkeit der „Letten" von Rousseau und Raynal wird wohl mit Recht auch schon ein Einwirken Herders und Schlözers angenommen. Im Gegensatz zu den vorhergegangenen Schriften zur livländischen Bauernfrage (Eisen, Jannau) begriff Merkel die Letten als „Nation". Darin lag die Bedeutung der Schrift für die Zukunft. Es wird deutlich, daß Merkel den Einfluß seiner Schrift auf die praktische Gestaltung der Dinge stark überschätzte. Für die Reform der ländlichen Verfassung in Livland hat Merkel wenig bedeutet. Für die Entstehung und Ausbreitung des späteren lettischen Nationalismus ist er jedoch nicht hoch genug einzuschätzen. Der Verfasser sieht Merkel geradezu als den „Vermittler" Herderscher Ideen für die lettische Völkerschaft. Abschließend weist er auf die unmittelbare Verbindung von Merkels unhistorischem Phantasiebild eines paradiesischen Urzustandes der Balten vor der deutschen Eroberung zu heutigen Bestrebungen hin, die Merkels Geschichtsbild mit historischen Beweisen zu erhärten suchen.

z. Zt. bei der Wehrmacht. W. Conze.

Dettmann, Franz: Danzig zwischen Deutschland und Polen. Berlin 1939, 8°, 67 S. RM. 1.00 = Schriften des Deutschen Instituts für Außenpolitische Forschung und des Hamburger Instituts für Auswärtige Politik. Hrgb.: Prof. Dr. Fritz Berber, Heft 7.

„Das Problem „Danzig zwischen Deutschland und Polen" existiert nicht mehr." Diese Feststellung des Verf. bezeichnet den heutigen Stand einer der brennendsten Fragen der letzten Jahrzehnte an der deutschen Ostgrenze, nimmt allerdings damit seiner Schrift ihren gegenwartspolitischen Charakter. Dabei wird sie ihren Wert dennoch behalten, erfüllt sie doch zweifellos ihre Aufgabe, in Kürze über das aus der Versailler Zwangsordnung entstandene Danziger Problem zu unterrichten. Während ein Anhang die einschlägigen Artikel des Versailler Vertrages und des für die Beziehungen zwischen Danzig und dem polnischen Staat nicht minder bedeutsamen Pariser Vertrages vom 9. November 1920 umfaßt, hat der Verf. in dankenswerter Weise die Ereignisse, die zur endgültigen Lösung der Danziger Frage führten, in der Einleitung zusammengestellt, da diese politische Skizze bereits abgeschlossen war, als Deutschland gezwungen wurde, zur Verteidigung seiner Lebensrechte im Osten zu den Waffen zu greifen und als erste Frucht seines Kampfes die Heimführung Danzigs ernten konnte. Nach Skizzierung des geschichtlichen Hintergrundes erörtert Dettmann in Anschluß an die ethnographischen (warum nicht „völkischen"?) Verhältnisse die politische Entwicklung der Danziger Frage seit 1918 in ihrer ganzen Vielfältigkeit, um die polnischen Bestrebungen in allen Teilen zu widerlegen, wobei er sich vor allem auch auf englische Aussagen stützen kann, angefangen von Lloyd Georges berühmter Denkschrift vom 25. März 1919 über Stimmen aus der „Times" bis zu dem vom Royal Institute of International Affairs herausgegebenen Werk von J. Morrow. Mit Recht erblickt der Verf. in der Forderung der Polen auf einen Zugang zum Meer, die sich ihnen bis zu einem völkerrechtlichen Anspruch steigerte, die Grundlagen der erzwungenen sonderstaatlichen Existenz Danzigs. Und doch gilt es, tiefer vorzustoßen und sie als Ergebnis des die Versailler Konferenz so beherrschenden englisch-französischen Ringens wie einer englischen Ostseepolitik zu begreifen, die in der Abwehr einer Stärkung Polens durch die Einverleibung Danzigs nicht nur einen unliebsamen wirtschaftlichen Konkurrenten bekämpft, sondern auch einen Teil ihres Einsatzes gegen die französische Hegemonialpolitik leistet, bis sie in Polen

einen gegen Deutschland anzusetzenden Faktor und in der Aufrechterhaltung des Status quo in Danzig ein Mittel zur Fesselung des Reiches erkennt. Diese englische Ostseepolitik bedarf übrigens in ihrer Gesamtheit noch einer eingehenden wissenschaftlichen Erhellung.

Königsberg (Pr). Ernst Keit.

Danzig im Reich. Herausg. von Friedrich Heiß. Berlin 1939. 42 S., 68 Abb. + 2 Kt. 8°.

Diese sehr ansprechend ausgestattete Neuerscheinung des wohlbekannten Volk und Reich-Verlags ist nicht nur ein Willkommensgruß an das durch Adolf Hitlers Befreiungstat nach zwei schweren Jahrzehnten wieder ins Reich heimgekehrte Danzig, sondern vielmehr der im ganzen gelungene Versuch, in Wort und Bild weitesten Kreisen die altehrwürdige deutsche Hansestadt in Geschichte und Gegenwart nahezubringen. In frischer, mitunter der Plauderei sich nähernder Tonart gehalten und jedenfalls von allem gelehrten oder belehrenden Beiwerk unbeschwert ist der von Hans B. Meyer gebotene Überblick über Danzigs Werden und Wesen. Ein warmherziges Geleitwort des letzten Präsidenten des Senats der Freien Stadt, Artur Greiser, und der historische Telegrammwechsel zwischen dem Führer und Gauleiter Albert Forster bilden die Einleitung, die Kernstellen der großen Danziger Führerrede vom 19. September 1939 den Schluß des textlichen Teils. Die anschließenden Bilder sind gut gewählt und vermögen einen lebendigen Eindruck von Danzigs Bevölkerung und Kultur, von seinen landschaftlichen und künstlerischen Reizen und namentlich von seinem jüngsten Schicksal zu vermitteln.

Danzig. Ulrich Wendland.

Krollmann, Christian: Die Entstehung der Stadt Königsberg (Pr). Alt-Königsberg, Band I. Ost-Europa-Verlag, Kbg.-Bln. 1939. 0,90 Mk.

Dieses Werk eröffnet die vom Oberbürgermeister (Stadtarchiv) herausgegebene Reihe „Alt-Königsberg", Schriften zur Geschichte und Kultur der Stadt Königsberg (Pr). Oberbürgermeister Dr. Will begründet dies im Vorwort: „Es ist eine Anerkennung für den Verfasser, der als früherer Direktor der Stadtbibliothek und als Erforscher der preußischen Landesgeschichte der Stadt und der Wissenschaft große Dienste geleistet hat." Auch dieses Schriftchen ist in seiner Klarheit und Beweiskraft eine reife Frucht aus dem Wissensbaum des verehrten Forschers, die das Verlangen nach weiterem Ertrag reizt. Krollmann greift in ihm auf Gedankengänge zurück, denen er schon früher, z. B. in der Festschrift für Bezzenberger, Ausdruck gegeben hat. Steigt er im Vorwort zu den von ihm herausgegebenen und geordneten Königsberger Ratslisten William Meyers zu den Zeiten hinab, da sich hier im Ordenslande der Rat zu bilden begann, so legt er in diesem Heft die Umstände klar, die im Osten zur Stadtgründung führten. Im allgemeinen begnügt man sich damit, einfach die Erteilung der Handfeste an das neue Gemeinwesen als seine Geburtsstunde anzusetzen. Der Verf. zeigt, daß diesem Ereignis viel Planen und Verhandeln von denen vorausgingen, die dabei am stärksten interessiert waren, von Landesherr und Bürgerschaft. Die auf Königsberg bezüglichen Urkunden sind besonders gut geeignet, die Etappen zu verfolgen, die schließlich zur Gründung einer Ordensstadt führten. Nach des Verfassers Ansicht ist das Entstehen Königsbergs zurückzuführen auf das Zusammenwirken lübischen Unternehmertums und

landesväterlicher Fürsorge des Ordens. Es gelingt ihm, die Ereignisse der großen Politik aufzuweisen, die dem Plan der hansischen Kaufleute hindernd entgegentraten oder die ihr Vorhaben förderten. Die Schrift hat Weitblick und Tiefe. Was hier für Königsberg dargelegt wird, hat grundsätzlich Gültigkeit für die meisten Städte des Ordenslandes und des Reiches. Die Lischkentheorie Keysers ist für Königsberg nicht zu halten.

Wenn ich hier einige Bedenken äußere, so geschieht das allein in der Hoffnung, eines Besseren belehrt zu werden. Während uns in den Jahren vor der Gründung der Stadt die Urkunden deutlich über das Bemühen der Lübecker, sich einzuschalten, Auskunft geben, schweigen sie über deren Mitwirkung bei der Gründung selbst. Krollmann kann ihr Wirken daher nur mehr als wahrscheinlich machen. Die Tatsache, daß der Orden schon 1246 — den Lübeckern, die rigisches Recht wünschten, zum Trotz — der Neugründung kulmisches Recht geben wollte, läßt doch darauf schließen, daß er den Einfluß der mächtigen Bürger genau so wie den der Kurie nach Kräften niederhalten wollte. Es bleibt doch auffällig, daß Königsberg bei einer so starken Beteiligung lübischer Unternehmer nach kulmischem Recht urteilen mußte, während alle bedeutenderen Nachbarstädte an Haff und See nach lübischer Art Recht sprachen.

Daß Kbg. schon 1263 eine Handfeste bekam, ist sehr wahrscheinlich, da die von 1286 bestimmte Dinge schon als geregelt ansieht und sie nicht genauer festlegt. Nirgendwo ist auch die Rede von der Belehnung der Altstädter mit den Bürgerwiesen in der Krummen Grube, um die sie sich nachher mit dem Domkapitel streiten. Vermutlich geschah diese Verleihung auch in der Handfeste von 1263.

Das Gefühl wehrt sich gegen die Richtigkeit des beigegebenen Stadtplans. Burg und Stadt stehen danach in keinem organischen Zusammenhang, und die Stadtanlage nimmt keine Rücksichten auf die Bodenbeschaffenheit (vallis), was sonst bei allen Stadtgründungen der Ordenszeit festzustellen ist. Als sicheren Punkt in der Stadtperipherie haben wir nur das Steindammer Kirchlein anzusetzen. Mußte die Stadt nicht aber auch Rückendeckung an der Burg suchen? Dusburg sagt doch eigens: „Circa ecclesiam parochialem sancti Nicolai in monte iuxta castrum Kunigsbergk fratres locaverunt quoddam oppidum etc."

Sicher hätten sich die Lübecker einen günstigen Geländestreifen am Pregel als Lastadie ausgesucht; aber war der heute verschwundene nördliche Pregelarm (die spätere Laak) wirklich noch im 13. Jahrhundert schiffbar? Warum erhielt man dann nicht seine Tiefe? Warum ist dann bei Braun und Bering so gut wie gar nichts mehr von diesem Wasserlauf zu sehen? Sollte er in drei Jahrhunderten so vollkommen verlandet sein? Die Bezeichnung Werder ist kein Beweis dafür, daß das mit diesem Namen belegte Gebiet allseitig von schiffbaren Flüssen umgeben war; denn Werder-Insel ist die insula inferior auch noch in gewissem Sinne im 19. Jahrhundert, wo sie von der Laake begrenzt wurde (vgl. Insel Venedig). Außerdem haften Flurnamen noch am Boden, wenn ihr Name schon keine Berechtigung mehr hat. Daß der Glappenberg noch mit dem deutschen Flurnamen Rollberg belegt wurde, gibt auch zu denken.

Krollmann sagt ferner S. 18: „der Löbebach, später Katzbach genannt." Meines Wissens — ich kann mich natürlich dabei sehr irren — findet sich die Erfindung eines Fließes Löbe erstmalig bei Schütz, d. h. Ende des 16. Jahrh. Von ihm übernimmt es der Geometer Schwartz in seinem Löbenichtplan von 1652. Ob der Beydritter Bach jemals einen Namen geführt hat, ist fraglich. Jedenfalls ist er etwas ganz anderes als die von einem Ordenswerkmeister hergestellte Katzbach. Die Etymologie Schützens ist ungefähr der Hennebergers

gleichzusetzen, der den Haberberg von „Haben wir den Berg“ und den Rollberg vom Herzog Rollo von der Normandie herleitet. Die Unsicherheit Schützens zeigt sich darin, daß er sofort eine zweite Erklärung des Namens Löbenicht dadurch gibt, daß er ein Dorf Lebin annimmt. Nun hieß der Löbenicht, wie viele andere Siedlungen unserer Provinz, sicher ursprünglich Lipenick, ein Wort, das hier nicht mit Linde, sondern mit dem alten Pregelnamen Lypa in Verbindung zu bringen ist. Ein Fließ Löbe hat es meines Wissens bei Königsberg nie gegeben.

Einen weiteren Abdruck des ältesten Siegels der Altstadt Königsberg sah ich — vollkommen schön erhalten — an der Urkunde 5 Borussica von 1351, Juli 21, im Staatsarchiv Lübeck.

Diese Einwände dürfen aber der großen Linie der kleinen Schrift keinen Abbruch tun.

Königsberg (Pr). Walther Franz.

Kaufmann, K. J.: Geschichte der Stadt Rosenberg in Westpreußen. Rosenberg Wpr. 1937. 4°. XI u. 370 S.

Die Geschichte einer Kleinstadt, die heute rd. 4000 Einwohner zählt, bietet wenig besondere Momente; am politischen Leben des Landes konnte die Stadt nicht teilnehmen, Handel und Handwerk blieben auf bescheidener Stufe der Selbstgenügsamkeit. So kann der Geschichtsschreiber, wenn er mehr als einen kurzen Überblick geben will, nur die zahlreichen kleinen Einzelerlebnisse und Einrichtungen der Bürgerschaft schildern, wofür ihm in diesem Falle ein überraschend reiches Aktenmaterial zu Gebote stand. Der Verf. hat dieses sorgfältig durchforscht und in großer Breite mitgeteilt, was ihm bemerkenswert erschien. In sieben, mehr einleitenden Kapiteln werden die Lage, die Vorgeschichte der Gründung, die Anlage der Stadt, Umfang und Größe, Brände und schließlich die äußere Geschichte dargestellt, und dann kommt auf 265 Seiten in behaglicher Ausführlichkeit die innere Geschichte der Stadt. Den Bürgern der Stadt ist damit ein wertvolles Heimatbuch dargeboten, und für die Kulturgeschichte Altpreußens ergibt sich daraus Quellenmaterial und Vergleichsstoff. Der Bilderanhang ist gut ausgewählt. Besonders zu erwähnen sind der Abdruck einer Willkür und die Abbildung der Schuhmacher-Rolle, die beide noch dem 15. Jahrh. angehören. Die Gründungsgeschichte wird S. 6—8 besprochen und hierin das Datum der Handfeste mit dem 28. Dezember 1314 aufgelöst. Leider hat er vor der Niederschrift des Vorwortes, im Februar 1936, nicht die 1. Lieferung vom zweiten Bande des Preußischen Urkundenbuches, die im Sommer 1932 herauskam, durchgesehen. Sowohl hier, S. 94, wie auch in dem Cramer'schen Abdruck von 1887 wird nach der alten Urkunde die Vigil des Apostels Thomas als Tagesdatum genannt: Dieser Thomastag fällt auf den 21. Dezember. Merkwürdigerweise hat aber K. den Tag des Thomas von Canterbury, den 29. Dezember*) gewählt, (verleitet durch Cramer?), und gelangt damit zu einem Datum nach Weihnachten, mithin noch zum Jahre 1314. Die Herausgeber des Preußischen Urkundenbuches haben das Datum, Seite 92, richtig als 20. Dezember 1315 aufgelöst und können dann das in der Urkunde genannte Jahr 1315 beibehalten. Die Handfeste ist am 20. Dezember 1315 ausgestellt. K. sagt selbst, daß die Angabe des Heiligentages als maßgebend zu Grunde gelegt werden muß, und daher wird auch die Unstimmigkeit in der zweiten Datumangabe in ihrer Bedeutung herabgemindert. Der 14. Tag in den

---

*) Vgl. Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung, 3. Aufl. 1910. S. 102.

Kalenden des Januar ist der 19. Dezember, also einen Tag früher als die Vigil des Apostels Thomas. Über die Gründe für diesen Fehler kann man allerlei Vermutungen aufstellen, aber auch am 19. Dezember bliebe die Jahreszahl der Urkunde 1315 zu Recht bestehen für das Jahr, in welchem die Handfeste ausgestellt wird und damit der Gründungsvorgang zum Abschluß gelangte.

Sodann noch eine Bemerkung. Auf den Seiten 10, 158 und 159 wird ein Stadtbild von „etwa 1595" erwähnt, das auch auf Seite 339 mit den Jahreszahlen 1595 (1750) nachgebildet ist. Dieses ist von dem S. 335 erwähnten Apotheker Dewitz gezeichnet, der 1706 geboren war; er zeichnete diese und viele andere Ortsansichten in ein durchschossenes Exemplar des 1595 erschienenen Hennenberger'schen Werkes. Die Rosenberger Ansicht steht auf Seite 401 der Einschaltungen, links neben der Druckseite 401, und am linken Rande steht von Dewitz' Hand der Vermerk „ad viv 1751". Dieses Stadtbild ist also mit 1751 zu datieren und jede andere Zeitangabe ist unrichtig. Die Unterschrift hat Dewitz erst später, 1755, hinzugefügt.

Marienburg (Westpr). Bernhard Schmid.









Schriftleitung:

Dozent Dr. habil. Theodor Schieder, Königsberg (Pr)

Geschäftsstelle:

Königsberg (Pr), Adolf-Hitler-Straße 31, Staatsarchiv.

Redaktionsschluß: 1. Januar und 1. Juli.

Druck: Krausenecks Verlag und Buchdruckerei Kommanditgesellschaft, Gumbinnen.